



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

34. JAHRGANG, JUNI 1998, HEFT 2

ULI SCHÖLER:

„Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“. Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil

BRETT FAIRBAIRN:

Wiederaufbau und Untergang der Konsumgenossenschaften in der DDR und in der Bundesrepublik 1945 bis 1990

WERNER JUNG:

Eine editorische Großtat. Bebel-Werkausgabe abgeschlossen

KURT SCHILDE:

Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Zehn Jahrbücher zu Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein

ANNETTE VOGT:

Neues aus der Frauen- und Geschlechterforschung

EIKE STILLER:

Arbeitersport in Deutschland bis 1933. Zu einigen neueren regional- und lokalhistorischen Darstellungen

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR**

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Gebundene Jahrgänge der IWK

Die IWK-Redaktion hat folgende gebundenen Jahrgänge der IWK abzugeben:

1 Ex. Jg. 10 (1974), Preis: DM 50,-
1 Ex. Jg. 11 (1975), Preis: DM 50,-
4 Ex. Jg. 12 (1976), darin das vergriffene H. 1, Preis: je DM 60,-
1 Ex. Jg. 14 (1978), darin die vergriffenen Hefte 2 und 3, Preis: DM 70,-

Preise jeweils zuzüglich Versandkosten

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politische Wissenschaft – IWK-Redaktion
Ilhnestraße 22
D-14195 Berlin

Telefon: 030/838-5056 Telefax: 030/838-5057
E-mail: iwk@hth-berlin.de



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2/98

ULI SCHÖLER: „Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“. Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil.	S. 157
BRETT FAIRBAIRN: Wiederaufbau und Untergang der Konsumgenossen- schaften in der DDR und in der Bundesrepublik 1945 bis 1990	S. 171
WERNER JUNG: Eine editorische Großtat. Bebel-Werkausgabe abgeschlossen	S. 199
KURT SCHILDE: Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Zehn Jahr- bücher zu Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein	S. 209
ANNETTE VOGT: Neues aus der Frauen- und Geschlechterforschung	S. 219
EIKE STILLER: Arbeitersport in Deutschland bis 1933. Zu einigen neueren regional- und lokalhistorischen Darstellungen	S. 225
JÖRG RÄUBER: Das gefährdete Asyl: die Beneluxländer als Ziele der Emigration. Bericht über die Jahrestagung 1998 der Gesellschaft für Exilforschung e. V.	S. 232
FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN	
zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (114). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 239
NEUE LITERATUR	
Vademekum DDR-Forschung. Ein Leitfaden zu Archiven, Forschungseinrichtun- gen, Bibliotheken, Einrichtungen der politischen Bildung, Vereinen, Museen und Gedenkstätten. Hrsg. von Ulrich Mähler, Opladen 1997 (<i>Kurt Metschies</i>)	S. 246
Quellen zu Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur in hessischen Archiven. Bearb. von Herbert Bauch et al., Wiesbaden 1995 (<i>Kurt Metschies</i>)	S. 248
Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ute Gerhard, München 1997 (<i>Christiane Eifert</i>)	S. 249
Handbuch der „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hrsg. von Uwe Puschner et al., München u. a. 1996 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 251
Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Band 3: Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920–1923. Hrsg. und eingel. von Michael Buck- miller, Amsterdam 1993;	
Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Band 5: Krise des Marxismus. Schriften 1928–1935. Hrsg. von Michael Buckmiller, Amsterdam 1996 (<i>Frank Dingel</i>)	S. 252

Der Wandel des FDGB zur kommunistischen Massenorganisation. Das Protokoll der Bitterfelder Konferenz des FDGB am 25./26. November 1948. Hrsg. und eingel. von Detlev Brunner, Essen 1996 (<i>Ulrich Gill</i>)	S. 254
Shlomo Na'aman, Marxismus und Zionismus, Gerlingen 1997 (<i>Mario Keßler</i>)	S. 255
Das 20. Jahrhundert der Gaudigs. Chronik einer Arbeiterfamilie im Ruhrgebiet. Zusammengestellt von Ludger Fittkau, Essen 1997 (<i>Josef Kaiser</i>)	S. 257
Marianne Brentzel, Die Machtfrau. Hilde Benjamin 1902–1989, Berlin 1997; Andrea Feth, Hilde Benjamin – Eine Biographie, Berlin 1997 (<i>Ilko-Sascha Kowalczyk</i>)	S. 258
Wolfgang Triebel, Gelobt und geschmäht. Wer war Otto Grotewohl? Aufsätze und Interviews mit Zeitzeugen, Berlin 1998 (<i>Bernd Rother</i>)	S. 260
Friedrich Pohlmann, Die europäische Industriegesellschaft. Voraussetzungen und Grundstrukturen, Opladen 1997 (<i>John Perkins</i>)	S. 261
Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933), Baden-Baden 1997 (<i>Brigitte Kerchner</i>)	S. 262
Gotthard Klein, Der Volksverein für das katholische Deutschland 1890–1933. Geschichte, Bedeutung, Untergang, Paderborn u. a. 1996 (<i>Christiane Eifert</i>)	S. 264
Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995. Hrsg. von Detlef Hoffmann, Frankfurt a. M. 1998 (<i>Insa Eschebach</i>)	S. 266
Olaf Blaschke, Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich, Göttingen 1997 (<i>Ulrich Wyrwa</i>)	S. 267
Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges. Hrsg. von Gerhard Hirschfeld et al., Essen 1997 (<i>Dietmar Simon</i>)	S. 268
Christian Geinitz, Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998 (<i>Wolfgang Kruse</i>)	S. 271
Demokratie in der Krise. Parteien im Verfassungssystem der Weimarer Republik. Hrsg. von Eberhard Kolb und Walter Mühlhausen, München und Wien 1997 (<i>Otmar Jung</i>)	S. 273
Alfons Kenkmann, Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Essen 1996 (<i>Heidi Behrens-Cobet</i>)	S. 274
Gerhard Wysotzki, Die Geheime Staatspolizei im Land Braunschweig. Polizeirecht und Polizeipraxis im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. und New York 1997 (<i>Albrecht Götz von Olenhusen</i>)	S. 275
Hans-Dieter Schmidt, Gestapo Leipzig. Politische Abteilung des Polizeipräsidiums und Staatspolizeistelle Leipzig 1933–1945, Beucha 1997 (<i>Claudia Steur</i>)	S. 277
Gerhard Paul, Staatlicher Terror und gesellschaftliche Verrohung. Die Gestapo in Schleswig-Holstein, Hamburg 1996 (<i>Hans Kirchhoff</i>)	S. 278
Dieter Maier, Arbeitseinsatz und Deportation. Die Mitwirkung der Arbeitsverwaltung bei der nationalsozialistischen Judenverfolgung in den Jahren 1938–1945, Berlin 1994;	
Wolf Gruner, Der Geschlossene Arbeitseinsatz. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938–1943, Berlin 1997 (<i>Linde Apel</i>)	S. 280
Staatspartei und Staatssicherheit. Zum Verhältnis von SED und MfS. Hrsg. von Siegfried Suckut und Walter Süß, Berlin 1997;	
Silke Schumann, Parteierziehung in der Geheimpolizei. Zur Rolle der SED im MfS der fünfziger Jahre, Berlin 1997 (<i>Jochen Lippstreu</i>)	S. 284

Raimund Schöffner, Anarchismus und Literatur in England. Von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg, Heidelberg 1997 (<i>Hubert van den Berg</i>)	S. 285
Heinz Kühnrich und Franz-Karl Hitze, Deutsche bei Titos Partisanen 1941–1945. Kriegsschicksale auf dem Balkan in Augenzeugenberichten und Dokumenten, Schkeuditz 1997 (<i>Werner Röhr</i>)	S. 288
Frank Ortmann, Revolutionäre im Exil. Der „Auslandsbund Russischer Sozialdemokraten“ zwischen autoritärem Führungsanspruch und politischer Ohnmacht (1888–1903), Stuttgart 1994 (<i>Axel Kellmann</i>)	S. 289
Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918. Hrsg. von Wolfgang Kruse, Frankfurt a. M. 1997 (<i>Detlef Siegfried</i>)	S. 291
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	S. 293
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 295

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite <http://www.hth-berlin.de/iwk/> finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-mail an unsere Adresse iwk@hth-berlin.de schicken.

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Brett Fairbairn, Professor of History am Centre for the Study of Co-operatives der University of Saskatchewan, 101 Diefenbaker Place, Saskatoon SK S7N 5B8, Kanada, E-mail: brett.fairbairn@usask.ca

Werner Jung, Dr. phil., Stellvertretender Direktor des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln, Mülhauser Straße 23, D-50739 Köln

Kurt Schilde, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin

Uli Schöler, Dr. rer. pol., Sekretär der Grundwertekommission beim Parteivorstand der SPD, Ollenhauerstraße 1, D-53133 Bonn

Eike Stiller, Dr. phil., Lehrer im Schuldienst NRW, Mitarbeiter im Archiv für die Geschichte des Arbeitersports in Lippe, Auf dem Stollen 8, D-32825 Blomberg

Annette Vogt, Dr. rer. nat., Wissenschaftshistorikerin, Mathematikhistorikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin, Wilhelmstraße 44, D-10117 Berlin, E-mail: vogt@mpiwg-berlin.mpg.de

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:

Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Neue Anschrift der Redaktion ab 1. 9. 1998:

Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin

Telefon: 030/838-5056 (G. Krüschet); 030/838-2368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-5057

Internet: <http://www.hth-berlin.de/iwk/>; E-mail: iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,-, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,-, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,-, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,-, Ausland: DM 12,-). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,- pro Heft bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin

Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, D-10961 Berlin

„Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“

Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil*

Von Uli Schöler

Exil – Begriffsinhalt wie -realität verdeutlichen schon ausreichend das gefühlsmäßige Zusammenspiel von Verlorenheit, Bitterkeit, Heimatverlust und Rückkehrsehnsüchten, das damit notwendig verbunden ist. Exil bedeutet die unabweisbare, ja in Kauf genommene Realität derjenigen, die im aktiven, physischen Kampf gegen ein Regime unterliegen und zur Flucht gezwungen werden. Wie bitter aber muß das Gefühl des unfreiwilligen, erzwungenen Exils derjenigen sein, die sich bis zuletzt – bei sicherlich schärfster Kritik – solidarisch und unterstützend gegenüber dem von ausländischen Interventionen und inneren Bürgerkriegen bedrohten neuen Regime in Rußland verhalten hatten?!

Für die regierenden Bolschewiki und die spätere marxistisch-leninistische Legitimationshistoriographie waren die Menschewiki¹ nach der Oktoberrevolution zu Konter-

* Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten anlässlich der hundertjährigen Wiederkehr der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) am 6. März 1998 in Moskau.

1 Im deutschsprachigen Raum liegt bedauerlicherweise noch immer keine umfassende Monographie über die Menschewiki vor. Vorliegende Arbeiten gelten vor allem der Revolutions- und Frühphase bis 1922, sind aber nicht veröffentlicht. Vgl. Johann Heinrich Frömel, Die russische Sozialdemokratie (Menschewiki) in der Zeit nach der Oktoberrevolution bis zu ihrer endgültigen Illegalität im Jahre 1922, Magisterarbeit, Univ. Marburg 1969; Claus Thomas Reisser, Menschewismus und Revolution 1917. Probleme einer sozialdemokratischen Standortbestimmung, Phil. Diss., Univ. Tübingen 1981. Als bislang umfassendste Untersuchung erschien erst jüngst André Liebich, *From the Other Shore. Russian Social Democracy after 1921*, Cambridge, Mass., und London 1997. Diese Arbeit konnte bei der Anfertigung des Vortragstextes bedauerlicherweise noch nicht berücksichtigt werden. Daneben hat immer noch eine Zusammenstellung ehemals aktiver Menschewiki als wichtigste Quelle und Überblicksdarstellung zu gelten: *The Mensheviks. From the Revolution of 1917 to the Second World War*. Hrsg. von Leopold H. Haimson, Chicago und London 1976; vgl. ferner wiederum insbesondere für die Frühphase Vladimir N. Brovkin, *The Menshevik Opposition to the Bolshevik Regime and the Dilemma of Soviet Power, October 1917 to January 1918*, Diss., Princeton Univ. 1983, und ders., *The Mensheviks under Attack. The Transformation of Soviet Politics. June–September 1918*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, Bd. 32 (1984), S. 378 ff.; Ziva Galiliy Garcia, *The Menshevik Revolutionary Defensists and the Workers in the Russian Revolution of 1917*, Phil. Diss., Columbia Univ. 1980; André Liebich, *The Mensheviks and the Russian Question in the Labour and Socialist International, Russian Research Center Seminar Series*, Harvard Univ. 1980; ders., *Les mencheviki en exil face à L'Union soviétique*, Montreal 1980, sowie die Textdokumentationen: *The Mensheviks in the Russian Revolution*. Hrsg. von Abraham Ascher, London 1976, und dieser vielfach folgend: *Sozialistische Revolution in einem unterentwickelten Land. Texte der Menschewiki zur russischen Revolution und zum Sowjetstaat aus den Jahren 1903–1940*, Hamburg 1981. Ein Desiderat hiesiger Forschung sind ferner Biographien der herausragenden menschewistischen Führungspersönlichkeiten. Wiederum die bedeutsamsten Arbeiten aus dem angelsächsischen Raum: Israel Getzler, *Martow. A Political Biography of a Russian Social Democrat*, Cambridge und Melbourne 1967, und Abraham Ascher, *Pavel Axelrod and the Development of Menshevism*, Cambridge 1972. Monographien über Fedor I. Dan oder Rafail R. Abramovič liegen bislang nicht vor; vgl. zu Dan vor allem die Ausgabe seiner Briefe: *Theodore Dan Letters (1899–1946)*. Hrsg. von Boris Sapir, Amsterdam 1985, und die Aufsätze von Hartmut Rüdiger Peter, *Exil in Deutschland. Theodor Dan und die russische Sozialdemokratie 1922 bis 1933*, in: *Ästhetik und Kommunikation*, Jg. 22 (1993), H. 83, S. 98 ff.; ders., „Brücken schlagen“ – Selbstverständnis und Wirkung der Exilmenschewiki 1920–1933, in: *Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg*. Hrsg. von Karl Schlögel, Berlin 1995, S. 243 ff.; ders., *Theodor Dan (1871–1947)*, in: *Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts*. Hrsg.

revolutionären geworden,² die angeblich die weißgardistischen Aufstandsversuche der Generäle Koltčak und Denikin unterstützt hatten. Der Wahrheit entsprach das nicht. Sicher – die Menschewiki gehörten zu den schärfsten Kritikern der Regierungspraxis der Bolschewiki, ihrer utopischen Wirtschaftspolitik wie ihrer immer repressiver werdenden Herrschaftspraxis.³ Als es aber um die Frage ging: Erhalt der Ergebnisse des revolutionären Umsturzes vom Oktober 1917 oder Unterstützung der ehemaligen zaristischen Generäle, da rief die Parteiführung der Menschewiki ihre Mitglieder dazu auf, in die Rote Armee einzutreten und die Konterrevolution abzuwenden. Unter anderem von Salomon Schwarz, selbst Mitglied der Parteileitung, ist bekannt, daß er in der Roten Armee mitgekämpft hat. Mitglieder wiederum, die sich an Aufstandsversuchen beteiligten, wie sie u. a. auch von Teilen der Sozialrevolutionären Partei angezettelt wurden, wurden aus der Sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen.

Gleichwohl fristete die SDAPR das Leben einer nur halblegalen Partei.⁴ In Zeiten, in denen sie nicht inhaftiert waren, arbeiteten die führenden Menschewiki loyal in Funktionen der Sowjetverwaltung mit, so z. B. Fedor I. Dan als Militärarzt bzw. als Leiter einer Beschaffungsstelle für chirurgische Geräte beim Kommissariat für Gesundheit. Boris Nikolaevskij leitete zwischen 1919 und 1921 das Zentralarchiv für die Geschichte der revolutionären Bewegung und Aaron A. Jugov eine Moskauer Wirtschaftsorganisation.⁵

Der Glaube der Menschewiki an die Beteuerung der regierenden Bolschewisten, die Einschränkungen für ihre wie andere oppositionelle Parteien seien Maßnahmen des Ausnahmezustands, sollte sich als trügerisch erweisen. Als Lenin am Ende des Bürgerkriegs das Steuer der Wirtschaftspolitik heftig herumriß, Unternehmen reprivatisierte, Auslandskapital ins Land zu locken versuchte und den privaten Handel wiederankurbelte, sorgte er sich wohl nicht zu Unrecht, daß bei freien Wahlen gerade die Partei in der

[Forts. von Anm. 1]

von Otfried Dankelmann, Wien 1995, S. 161 ff., bzw. Andrea Panaccione, *Dal mensecevismo al «socialismo sintetico»: il carteggio di Fedor Il'ic Dan*, in: *Socialismo Storia. Annali della Fondazione Giacomo Brodolini e della Fondazione di Studi Storico Filippo Turati, I Socialisti e l'Europa*, Milano 1989, S. 517 ff. Zu Abramovič siehe vor allem André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 23 ff.

- 2 Ohne auf frühere Einschätzungen näher einzugehen, werden sie von entsprechenden Autoren heute zu „strikten Marxisten“ deklariert; vgl. etwa Georg Fülberth, *Der große Versuch. Geschichte der kommunistischen Bewegung und der sozialistischen Staaten*, Köln 1994, S. 20.
- 3 Siehe u. a. nur eine Auswahl der wichtigsten der ins Deutsche übersetzten Arbeiten führender Menschewiki aus dieser Periode: Julius Martow, *Down with Executions!*, London 1918; ders., *Das Problem der Internationale und die russische Revolution*. Rede auf dem Parteitag in Halle, Magdeburg 1920; ders., *The State and the Socialist Revolution*, New York 1938; Raphael Abramowitsch, *Die Zukunft Sowjetrußlands*, Jena 1923; ders., *Wandlungen der bolschewistischen Diktatur*, Berlin 1931; Paul Axelrod, *Die russische Revolution und die sozialistische Internationale*. Aus dem literarischen Nachlaß, Jena 1932; Theodor Dan, *Die Arbeiter in Sowjet-Rußland. Die Bilanz der kommunistischen Wirtschaftspolitik*, Berlin 1923; ders., *Sowjetrußland, wie es wirklich ist. Ein Leitfaden für Rußlanddelegierte*, Prag 1926; Olga Domanewskaja, *Agrarsozialismus in Sowjetrußland. Bringt die Kollektivisierung den Ausweg?*, Berlin 1931; Paul Olberg, *Briefe aus Sowjet-Rußland*, Stuttgart 1919; Peter Garwy, *Der Rote Militarismus*, Berlin 1928; Aron Jugow, *Die Volkswirtschaft der Sowjetunion und ihre Probleme*, Dresden 1929; ders., *Fünfjahrplan*, Berlin 1931; Salomon Schwarz, *Der Arbeitslohn und die Lohnpolitik in Rußland*, Jena 1924; Alexander Stein, *Agrarfrage und Sozialismus*, Berlin 1921; *Der Terror gegen die sozialistischen Parteien in Rußland und Georgien*, Berlin 1925.
- 4 Vgl. dazu jetzt sehr detailliert André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 70 ff.
- 5 Vgl. ders., *Eine Emigration in der Emigration: Die Menschewiki in Deutschland 1921–1933*, in: *Russische Emigration in Deutschland ...*, a. a. O., S. 233.

Arbeiterklasse breite Unterstützung finden würde, die schon in den Jahren zuvor für ein derartiges gemischtwirtschaftliches Programm des Übergangs eingetreten war: die Menschewiki. Seine Entscheidung lautete: Liberalisierung der Ökonomie bei gleichzeitiger Verengung und Verschärfung der politischen Diktatur. Er ließ nun keinen Zweifel mehr darüber bestehen, wie man mit Leuten umzugehen gedenke, die in Rußland die Positionen eines Karl Kautsky oder Otto Bauer verbreiteten: „Sowohl die Menschewiki als auch die Sozialrevolutionäre, die allesamt solche Dinge predigen, wundern sich, wenn wir erklären, daß wir Leute, die so etwas sagen, erschießen werden [...]. Wer den Menschewismus öffentlich manifestiert, den müssen unsere Revolutionsgerichte erschießen lassen, sonst sind das nicht unsere, sondern wer weiß was für Gerichte.“⁶ – Die neben den Bolschewiki einzig übriggebliebene halblegale Partei, die der Menschewiki, wurde so endgültig in die Illegalität gedrängt, und ihre Führungsmitglieder wurden ins Exil gezwungen.

So paradox es klingen mag: Berlin war auf die Auslandsleitung der Menschewiki und diese trotz der unvorhergesehenen Illegalisierung auf Berlin gut vorbereitet. Der Parteiveteran Pavel B. Aksel'rod war schon bald nach der Oktoberrevolution nach Deutschland ausgewandert, lebte nun in Berlin und nahm dort schon einige Zeit die Aufgabe wahr, die sozialdemokratischen Parteiführer des Westens über die russischen Ereignisse zu unterrichten. Dem schwerkranken Parteivorsitzenden und seit Ende 1917 unbestrittenen theoretischen Kopf der Partei⁷ Julij O. Martov war im Herbst 1920 – mit russischem Paß und mit offiziellem Geld ausgestattet – die Ausreise genehmigt worden, damit er auf dem USPD-Parteitag in Halle auftreten konnte. Er wurde von Rafail R. Abramovič begleitet, der wie er in Berlin blieb. Schließlich arbeitete mit Aleksandr N. Stein⁸ ein ehemaliger russischer Parteigenosse (früher allerdings auf bolschewistischer Seite⁹) schon seit 1905 in der sozialdemokratischen Bewegung in Berlin, der sich für die zu gründende Auslandsleitung als ungeheuer nützlich erweisen sollte.

6 Wladimir Iljitsch Lenin, Politischer Bericht des Zentralkomitees der KPR(B) an den XI. Parteitag, 17. März 1922, in: ders., Werke, Bd. 33, Berlin 1971, S. 269.

7 Er formulierte ab diesem Zeitpunkt die wichtigsten Parteidokumente und lieferte dazu – auch bezogen auf die internationale sozialistische Debatte der Jahre um 1920 – die wohl scharfsinnigsten theoretischen Beiträge zur Demokratie-Diktatur-Problematik; vgl. hierzu die ausführliche Darstellung und Auseinandersetzung bei Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ oder „Staatsklaverei“? Die theoretische Verarbeitung der sowjetrussischen Entwicklung in der Sozialdemokratie Deutschlands und Österreichs (1917 bis 1929), Münster und Hamburg 1991, S. 326 ff.; zu Martov siehe jetzt auch Boris Orlov, Der erste Menschewik Rußlands (ein Politiker mit reinem Gewissen), unveröff. Manuskript, Moskau 1997.

8 Vgl. zu seiner Person Hanna Papanek, Alexander Stein (Pseudonym: Viator) 1881–1948, Socialist Activist and Writer in Russia, Germany, and Exile: Biography and Bibliography, in: IWK, Jg. 30 (1994), H. 3, S. 343 ff., wo auch erstmalig die schon auf die Studienzeit zurückgehende Freundschaft mit Rafail Abramovič Erwähnung findet; a. a. O., S. 345; siehe auch Franz Osterroth, Biographisches Lexikon des Sozialismus, Bd. 1: Verstorbene Persönlichkeiten, Hannover 1960, S. 300 f.

9 Vgl. André Liebich, From the Other Shore, a. a. O., S. 171. Es ist erstaunlich, daß Hanna Papanek auf die bolschewistische Vergangenheit ihres Vaters überhaupt nicht eingeht; vgl. Hanna Papanek, a. a. O., S. 345 f. Nicht nur Stein, sondern eine ganze Reihe wichtiger Funktionäre der Menschewiki hatten früher zeitweise auf seiten der Fraktion der Bolschewiki gestanden. Vgl. André Liebich, a. a. O., S. 29 ff., der im übrigen auf höchst differenzierte Weise den komplizierten Prozeß der Herausbildung der beiden späteren Hauptströmungen bzw. Parteien aus Iskra-Fraktion, Bundisten, Liquidatoren, revolutionären Vaterlandsverteidigern, Internationalisten und letztlich Menschewisten und Bolschewisten beschreibt.

Fedor I. Dan, der nach dem Tod seines Schwagers Julij I. Martov 1923 zur dominierenden Führungspersonlichkeit der Partei aufstieg, war nach einer kämpferischen und selbstbewußten Rede auf dem VIII. Allrussischen Sowjetkongreß im Dezember 1920 nach den Kronstädter Ereignissen – die die Bolschewiki menschewistischen Einflüssen zur Last legten – am 26. Februar 1921 gemeinsam mit dem gesamten Zentralkomitee und einer Reihe anderer führender Menschewiki (insgesamt einigen hundert) verhaftet worden. Nach einem Hungerstreik erreichten sie Anfang 1922 ihre Freilassung, und ihre prominentesten Mitglieder wurden aus Sowjetrußland verbannt und ausgewiesen (allerdings noch mit befristeten sowjetrussischen Pässen ausgestattet, die sie bis 1932 immer wieder verlängern lassen konnten – eine trügerische Hoffnung auf Rückkehr). In Berlin bildeten sie die Auslandsleitung der SDAPR, allerdings nur als Auslandsabteilung der Parteiführung, während ein illegaler Parteivorstand im Land unter dem Vorsitz von Georgij D. Kučin weiterexistierte. Noch im Folgejahr beschrieb ein Rundschreiben des bolschewistischen Zentralkomitees die Menschewiki als die „wichtigste Kraft in unserer politischen Arena, die auf die bourgeoise Konterrevolution hinarbeitet.“¹⁰

Über illegale Kanäle gelang es sogar, Kučin außer Landes und zu Beratungen nach Berlin und Wien und anschließend wieder zurück nach Rußland zu bringen. Aber die politischen Repressionen im Land blieben nicht ohne Wirkung. 1925 berichteten die Menschewiki auf dem Marseiller Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI), man unterhalte noch einen gut geführten Parteiapparat im Land, der ohne Unterbrechungen funktioniere, mit zahlreichen lokalen Parteiorganisationen in Kontakt stehe, eine eigene geheime Druckerei besitze (bei den Druckern waren die Menschewiki traditionell stark verankert) und regelmäßigen Austausch mit der Partei im Ausland pflege.¹¹ Für das Jahr 1928 ist noch von zehn lokalen Parteiorganisationen in Rußland die Rede. Erst Anfang der dreißiger Jahre, nach dem sog. „Menschewistenprozeß“ 1931,¹² dem Vorläufer der späteren großen stalinistischen Schauprozesse, dürfte die staatliche Repression jedweder illegalen sozialdemokratischen Betätigung ein Ende bereitet haben.¹³

Zurück nach Berlin: Es lag nicht nur an den bereits vor Ort befindlichen Genossen, daß sich die ab Anfang 1922 immer zahlreicher eintreffenden Menschewiki sehr schnell

10 Zitiert nach André Liebich, *Eine Emigration ...*, a. a. O., S. 240.

11 Vgl. den Bericht in: Zweiter Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in Marseille. 22. bis 27. August 1925, Berlin 1925.

12 Vgl. hierzu insbes. Bruno Groppo, *Le procès des «mencheviki»* (Moscou, 1931) et le socialisme européen, in: *Socialismo Storia. Annali ...*, L'URSS il Mito le Masse, Milano 1991, S. 352 ff.; André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 199 ff.; *Der Moskauer Prozeß und die Sozialistische Arbeiter-Internationale*, Berlin 1931.

13 Sozialdemokraten, die wie Dan 1921 verhaftet wurden, aber anders als er nach ihrer Freilassung im Land blieben, konnten, wenn sie politisch nicht „auffielen“, zumindest während der NEP-Phase relativ unbehelligt ihren beruflichen Tätigkeiten nachgehen. Erst mit dem Menschewistenprozeß 1931 und nochmals verschärft in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre setzte auch für sie wieder die Gefahr politischer Repression ein, gerieten sie in den Sog der irrationalen stalinistischen Verfolgung und Repression; vgl. die Schilderung des unspektakulären wie zugleich sicher typischen Falls des Jossif Rybakow bei Waltraud Bayer, Jossif Rybakow: Das Profil eines bürgerlichen Sammlers im roten Rußland, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte*, Jg. 60 (1997), H. 3, S. 277–288, bzw. Kerstin Holm, *Mäzen unter Stalin. Die Kunstsoziologie öffnet ihre russischen Archive*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 17 vom 21. 1. 1998, S. N5; siehe zu dieser Periode insgesamt und zu weiteren – prominenteren – Fällen André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 123 ff.

zurechtfanden. Ein Großteil von ihnen war schon durch die politische Aktivität in der zaristischen Ära an den Wechsel von Illegalität, Gefängnis, Verbannung und Exil gewöhnt. Gegenüber den meisten anderen Exilanten wiesen sie zudem eine wichtige Besonderheit auf: Bis auf Boris Nikolaevskij bestand die Auslandsleitung ausschließlich aus (assimilierten) russischen Juden, deren übergroße Mehrheit zudem glänzend mit der deutschen Sprache vertraut war.¹⁴ David Dallin und Salomon Schwarz waren noch vor dem Ersten Weltkrieg an deutschen Universitäten promoviert worden. Der Mediziner Fedor Dan und seine Frau Lidia (Martovs Schwester) hatten an der deutschen Universität in Dorpat studiert. Das eine oder andere ältere (Jurij P. Denike, auch Georg Decker genannt¹⁵) bzw. viele jüngere Mitglieder integrierten sich rasch in die deutsche Parteioorganisation, übernahmen dort Redakteursposten oder Parteifunktionen und publizierten unter ihren eingedeutschten Namen. Zu nennen sind hier insbesondere Alexander Schifrin (alias Max Werner), Grigorij Binštok, Judith Grünfeld und Vladimir Vojtinskij. Und für diejenigen wie Aaron Jugov oder seine Lebensgefährtin Olga Domanevskaja, deren Deutschkenntnisse erst langsam besser wurden, stand mit dem jungen, ebenfalls aus Rußland stammenden Arkadij Gurland¹⁶ ein brillanter politischer Kopf als Übersetzer zur Verfügung.

In der Weltstadt Berlin hatte sich zugleich die wohl größte russische Kolonie außerhalb der russischen Staatsgrenzen gebildet. Von den etwa zwei Millionen Russen, die mit der ersten Welle der Emigration ins Ausland gingen – unter ihnen besonders viele sog. „Geistesarbeiter“, also Gelehrte, Schriftsteller, Anwälte, Ärzte, Pädagogen, Schauspieler, Künstler – siedelten sich ca. 300 000 in Berlin an. Viele lebten unter ausgesprochen ärmlichen Verhältnissen, mußten ihren Lebensunterhalt mit jedweder Gelegenheitsarbeit verdienen. Viele lebten jahrelang in Barackenlagern oder in beengten Wohnverhältnissen.¹⁷

Der russische Taxifahrer in Berlin wurde zu einem bekannten Topos.¹⁸ Selbstverständlich, daß sich hier eine ganz eigene Emigrantenkultur bzw. ein eigenes Milieu herausbildete. So wie im heutigen Berlin eine türkische, so hatte sich in den zwanziger Jahren in Berlin eine eigene russische Kultur entwickelt, mit zahlreichen Firmen, Buchhandlungen, Läden und Verlagen. Den Kurfürstendamm nannte der Volksmund in Anspielung auf Lenins NEP-Politik „Neppski-Prospekt“ (Nepp steht im Deutschen für Wucher). Viele, die Rang und Namen in der russischen Literatur hatten, lebten Anfang der zwanziger Jahre in Berlin. Von den etwa fünfzig russischen Emigrantenverlagen, die 1922 im

14 Vgl. ders., a. a. O., S. 12.

15 Vgl. zu seiner Person Georg Denicke, *Erinnerungen und Aufsätze eines Menschewisten und Sozialdemokraten*, Bonn 1980; Michael Scholing, Georg Decker (1887–1964). Für eine marxistische Realpolitik, in: *Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten*. Hrsg. von Peter Lösche, Michael Scholing und Franz Walter, Berlin 1988, S. 57 ff.

16 Vgl. zu seiner Person Dieter Emig und Rüdiger Zimmermann, Arkadij Gurland (1904–1979). „Praktisches Leitziel im Kampf um den Sozialismus: die Liebe zur Partei“, in: *Vor dem Vergessen bewahren*, a. a. O., S. 81 ff.

17 Dies galt im übrigen auch für weniger prominente Mitglieder der menschewistischen Emigration; vgl. André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 102.

18 Vgl. Christoph Mick, *Grauzonen der russischen Emigration. Von Rußlandexperten und Dokumentenfälschern*, in: *Russische Emigration ...*, a. a. O., S. 161; Efim A. Dinerstein, „Feindbeobachtung“. Russische Verlage in Berlin im Blick der Sowjetmacht, in: *Russische Emigration ...*, a. a. O., S. 411 f.

Ausland tätig waren, zählten 38 zur „Berliner Vereinigung russischer Verlage“. Im gesamten Zeitraum von 1918 bis 1928 stieg die Zahl sogar auf 185, wobei einige sicherlich nur ein kurzes Leben gefristet haben dürften. Zeitweilig sollen in Berlin mehr russische als deutsche Bücher publiziert worden sein.¹⁹

Wenn für die Menschewiki gleichwohl von der „Emigration in der Emigration“ die Rede ist,²⁰ so kennzeichnet dies die besondere Rolle, die diese innerhalb des Geflechts des russischen Emigrantenlebens in Berlin einnahmen. Sie hatten – trotz ihrer Verfolgung – immer noch die besten Beziehungen zum sowjetischen Regime und zum Heimatland. Dies drückte sich u. a. darin aus, daß sich die Menschewiki – anders als die meisten anderen Emigranten – bei Konflikten zwischen der Sowjetregierung und bürgerlichen Opponenten bzw. anderen europäischen Mächten häufig auf die Seite der Regierung stellten. Der eine oder die andere von ihnen fand sogar zeitweilig eine Anstellung bei der sowjetischen Handelsmission in Berlin.²¹ Ob Sozialrevolutionäre oder Träger des alten zaristischen Regimes: sie alle setzten auf einen bedingungslosen Sturz der bolschewistischen Herrschaft (eine Haltung, die – wie wir noch sehen werden – von den Menschewiki so nicht geteilt wurde) und hatten vielfach zudem alle Hoffnungen auf eine Rückkehr ins Land aufgegeben.

So partiell isoliert, wie sie im Hinblick auf die große russische Kolonie in Berlin waren, so gut waren die Menschewiki zugleich in die Arbeitszusammenhänge der sozialdemokratischen Bewegung in Berlin, in Deutschland und in der SAI integriert. Sie waren eine verhältnismäßig kleine Gruppe, ein Bericht von 1927 nennt 74 Mitglieder des „Martow-Klubs“, 1932 baten 73 Personen (einschließlich der Familienangehörigen) bei den französischen Genossen um Hilfe bei der Beschaffung von Visa zur Vorbereitung der dann 1933 erfolgenden Flucht vor den Nazis und der Übersiedlung nach Paris. Damit wies Berlin gleichwohl die größte Exilgruppe auf, daneben existierten nur zwei kleinere in Paris bzw. New York, deren Bedeutung aber bei weitem nicht an die der Berliner heranreichte.²² Der größte Teil der Mitglieder der Auslandsleitung verdiente sich den Lebensunterhalt durch publizistische Tätigkeit. Nahezu alle sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Blätter, seien es nun Theoriezeitschriften wie Hilferdings „Gesellschaft“, Wochenblätter oder gar Tageszeitungen wie der „Vorwärts“, räumten den Menschewiki breiten Raum ein, gewannen einzelne von ihnen als Experten, um über russische Fragen ausgiebig zu berichten. Natürlich publizierten sie auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften von Mitgliedsparteien der SAI, im deutschsprachigen Raum in der Schweizer „Roten Revue“ bzw. in Österreich im „Kampf“ und der „Arbeiterzeitung“. Der betagte Pavel Aksel'rod lebte vom Verkauf alter Manuskripte und historischen Vorträgen über Rußland. Der traditionellen Rollenverteilung der Geschlechter dürfte es entsprochen haben, daß es primär die Frauen waren (von Lidia Dan ist es bekannt), die durch

19 Vgl. Efim A. Dinerstejn, ebda.; Claudia Scandura, Die Ursachen für die Blüte und den Niedergang des russischen Verlagswesens in Berlin in den 20er Jahren, in: *Russische Emigration ...*, a. a. O., S. 403 f.; Reinhard Lauer, Insel im Meer der goldenen zwanziger Jahre. Russische Emigranten in der Weimarer Republik, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 80 vom 3. 4. 1996, S. 9.

20 Vgl. den Titel bei André Liebich, *Eine Emigration in der Emigration ...*, a. a. O., sowie ders., *From the Other Shore*, a. a. O., S. 103 f.

21 Zu Beispielen siehe André Liebich, *Eine Emigration in der Emigration ...*, a. a. O., S. 238 f.

22 Vgl. a. a. O., S. 229 f.

andere Tätigkeiten wie Büroarbeit zum Lebensunterhalt der Familien beitrugen.²³ Rafail Abramovič, der zu den Führungsmitgliedern des noch vor der SDAPR gegründeten Jüdischen Arbeiterbundes (kurz „Bund“ genannt)²⁴ gehört hatte, konnte seine Herkunft als Korrespondent für die weltweit größte jüdische Tageszeitung, den New Yorker „Forwärts“ nutzen. Er war es auch, der gelegentlich in die USA reiste und bei den amerikanischen Juden Spendengelder für die eigene Partei sammelte. Mit deren Hilfe und der auch finanziellen Unterstützung der deutschen und europäischen Schwesterpartei(en) konnten die Menschewiki ihre beachtliche publizistische Tätigkeit als Partei entwickeln und aufrechterhalten.²⁵

Bereits im Februar 1921 hatten Abramovič und Martov (mit formeller Hilfe des deutschen Staatsangehörigen Alexander Stein) in Berlin den russischsprachigen „Sozialistischen Boten“ gegründet, der zweiwöchentlich erschien. Er zählte lange zu den bestinformierten Quellen über „russische Zustände“. Insbesondere die Rubrik „Aus Rußland“ lieferte detaillierte Berichte über die konkreten Lebensbedingungen der russischen Arbeiterklasse, aber auch über Streikbewegungen, die sonst kaum wahrgenommen wurden.²⁶ Die guten Verbindungen der Menschewiki in ihr Herkunftsland bis in hohe Stellen der Sowjet- und Parteibürokratie hinein machten es möglich, daß hier Informationen gedruckt werden konnten, die sonst nirgendwo zu lesen waren. In der Frühphase (bis zu Lenins Tod) wurden sogar mehrere hundert Exemplare von der sowjetischen Handelsmission aufgekauft. Über illegale Kuriere fand das Blatt zunächst auch in der Sowjetunion einige Verbreitung. Im Politbüro der KPdSU wie in der Führungsspitze der Komintern gehörte er zur Pflichtlektüre. In einem Erlaß des Politbüros von Ende 1926 wird er als erste der wichtigsten Publikationen erwähnt, deren Einfuhr in nunmehr nur noch 38 Exemplaren gestattet war, die nach einem strengen Verteilerschlüssel auf die politische Führung und einige wenige zentrale Bibliotheken und Archive verteilt wurden. Ein Spezialabonnement mit immerhin 20 Exemplaren erhielt allerdings die Geheimpolizei GPU, um auf diese Weise möglicher illegaler sozialdemokratischer Betätigung

23 Vgl. Hartmut Rüdiger Peter, „Brücken schlagen“ ..., a. a. O., S. 245 f.; ders., *Exil in Deutschland ...*, a. a. O., S. 99. Eine genauere Untersuchung der Lebensbedingungen gerade der Frauen im Berliner Exil der Menschewiki liegt bisher nicht vor. Zur Frühgeschichte der Frauen in der russischen Sozialdemokratie bis zum Jahre 1917 vgl. aber jetzt Beate Fieseler, *Frauen auf dem Weg in die russische Sozialdemokratie, 1890–1917. Eine kollektive Biographie*, Stuttgart 1995.

24 Vgl. zu dessen Geschichte Henri Minczeles, *Histoire générale du Bund. Un mouvement révolutionnaire juif*, Paris 1995; Arye Gelbard, *Der Jüdische Arbeiter-Bund Rußlands im Revolutionsjahr 1917*, Wien 1982; Mario Kessler, „Die Avantgarde der Arbeiterarmee Rußlands“. 100. Jahrestag der Gründung des Jüdischen Arbeiterbundes, in: *Sozialismus*, Jg. 25 (1998), H. 2, S. 55 f. Die Mehrheit des Bundes hatte sich 1920 wie die Mehrheit der USPD zu den 21 Aufnahmebedingungen der Komintern bekannt und ging danach – in mehreren Schritten – faktisch in der KPdSU auf; vgl. Henri Minczeles, a. a. O., S. 325 ff. Die Minderheit setzte die Arbeit zum Teil auf polnischem Territorium fort (wie z. B. Henryk Erlich) bzw. arbeitete (wie Rafail Abramovič und Mark Liber) vorrangig innerhalb der Strukturen der Menschewiki; vgl. ebda.; Mario Kessler, „Die Avantgarde ...“, S. 56. Das Bund-Auslandsarchiv wanderte über Genf 1925 ebenfalls nach Berlin ins „Vorwärts“-Haus; vgl. Gertrud Pickhan, Willy Brandt und der „unglückliche Zerfallsprozeß“. Über das Beziehungsgeflecht zwischen Jüdischem Arbeiterbund, Sozialdemokratie und sozialistischer Jugend in den 30er Jahren, in: *Frankfurter Rundschau*, Nr. 301 vom 29. 1. 1997, S. 13.

25 André Liebich, *Eine Emigration in der Emigration ...*, a. a. O., S. 232; Hartmut Rüdiger Peter, „Brücken schlagen“ ..., a. a. O., S. 245.

26 André Liebich, *Why Nep Would not Work. The Menshevik View*, in: *Socialismo Storia. Annali ...*, L'URSS il Mito le Masse, Milano 1991, S. 683 f.

im Land auf die Spur zu kommen.²⁷ Der „Sozialistische Bote“ hat die verschiedenen Exiletappen der Menschewiki von Berlin über Paris (1933) nach New York (1940) überdauert und wurde immerhin bis zum Jahre 1963 herausgegeben. Mit dem langsamen Aussterben der menschewistischen Parteiorganisation war auch er nicht mehr weiter aufrechtzuerhalten.

Neben dem russischsprachigen „Sozialistischen Boten“ produzierten die Menschewiki zugleich ein Informationsbulletin für das deutschsprachige interessierte Publikum, das „Russische Bulletin“, später (1924) in „RSD. Mitteilungsblatt der Russischen Social-Demokratie“ umbenannt. Es erschien von 1922 bis 1932 und enthielt Übersetzungen von Artikeln aus dem „Sozialistischen Boten“ bzw. eigene, für das deutschsprachige Publikum und die Debatte in der Internationale geschriebene und bestimmte Aufsätze.²⁸

Was aber war nun die besondere Haltung der Menschewiki zu ihrem Heimatland und zur Existenz einer sich sozialistisch verstehenden Sowjetregierung?²⁹ Eine ausgesprochen knappe und präzise Zusammenfassung liefert uns David Dallin in einem Aufsatz im „Sozialistischen Boten“ vom 18. Mai 1926: „Unsere Revolution ist blutig und schrecklich, aber es ist unsere eigene russische Revolution, und man sollte sie nicht verdammen, sondern sie korrigieren.“³⁰ Damit waren die wichtigsten Charakteristika dieser Haltung benannt: Man hatte die Oktoberrevolution als notwendige und unausweichliche Aktion des russischen Proletariats akzeptiert, kritisierte und bekämpfte deren blutige und terroristische Entartung, trat deshalb aber nicht für ihre gewaltsame Beendigung, sondern für ihre demokratische Überwindung ein. Dies war die berühmte „Martov-Linie“, der sich die Partei in ihrer Mehrheit immerhin bis 1939/40 verpflichtet fühlte: die Orientierung auf eine „demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur“.³¹

Martov selbst hatte sie allerdings auch erst im Verlauf des Jahres 1918 formuliert, nachdem er – wie Vertreter der anderen Parteiströmungen auch – den Oktoberumsturz zunächst als reinen Putsch abqualifiziert hatte. Die selbstkritische Analyse der Frage, warum den zuvor in der Arbeiterklasse und in den Räten dominierenden Menschewiki die Arbeiter und Soldaten in Scharen davon- und zu den Bolschewiki übergelaufen waren, hatte ihn zu dieser Kurskorrektur bewogen.³² Knapp zusammengefaßt lautete die von ihm formulierte Haltung seiner Partei im Herbst 1918 nun so: „Der bolschewistische

27 Efim A. Dinerstein, „Feindbeobachtung“ ..., a. a. O., S. 417 f.; André Liebich, Eine Emigration in der Emigration ..., a. a. O., S. 237 f.; ders., From the Other Shore ..., a. a. O., S. 125.

28 Obwohl es insbesondere für die der russischen Sprache nicht mächtige Historiographie im deutschsprachigen Raum eine nahezu unersetzliche Fundgrube zum Verständnis russischer Probleme der Zwischenkriegszeit darstellt, ist dieses Mitteilungsblatt – von Ausnahmen abgesehen (Horst Dieter Beyerstedt, Marxistische Kritik an der Sowjetunion in der Stalin-Ära [1924–1953], Frankfurt, Bern und New York 1986; Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ...) – bisher kaum für die historische Forschung genutzt worden. Dies mag auch daran liegen, daß keine Einrichtung oder wissenschaftliche Bibliothek über ein vollständiges Exemplar aller Jahrgänge verfügt. Dies zusammenzustellen wäre ein erster verdienstvoller Schritt.

29 Vgl. zu diesem Abschnitt genauer Uli Schöler, a. a. O., S. 609 ff.; André Liebich, Les mencheviki en exil ..., a. a. O., S. 7 ff.

30 Zitiert nach André Liebich, Eine Emigration in der Emigration ..., a. a. O., S. 233.

31 Vgl. für die Phase Mitte der zwanziger Jahre genauer das Kapitel bei Uli Schöler, a. a. O., S. 823 ff.

32 Vgl. auch die entsprechende Kritik bei Martovs Genossen Nikolaj Nikolajewitsch Suchanow, 1917. Tagebuch der russischen Revolution, München 1967, S. 696, sowie für diese Phase insgesamt Johann Heinrich Frömel, Die russische Sozialdemokratie ..., a. a. O.; Claus Thomas Reisser, Menschewismus und Revolution 1917, a. a. O.

Umsturz vom Oktober 1917 war historisch notwendig, weil er dadurch, daß er die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit abbrach, das Verlangen der Arbeiterklasse ausdrückte, den Kurs der Revolution ganz ihren Interessen unterzuordnen. Ohne das war es unmöglich, Rußland aus der Klammer des alliierten Imperialismus zu befreien, eine dauerhafte Friedenspolitik zu führen, eine radikale Agrarreform durchzusetzen [...] und die gesamte Wirtschaft nach den Interessen der Volksmassen zu regulieren.“³³

War man zuvor davon ausgegangen, daß in Rußland nichts anderes als eine bürgerliche Revolution auf der Tagesordnung gestanden habe, ersetzte man dies nun durch die Theorie von einer Übergangsperiode, innerhalb deren (verknüpft mit einer europäischen Revolution) auch schrittweise Übergänge zum Sozialismus für denkbar gehalten wurden. Insbesondere Rafail Abramovič hob allerdings immer wieder hervor, daß der soziale Charakter dieser Revolution primär als Agrarrevolution zu fassen sei. Julij Martovs Hoffnung auf einen demokratischen Wandel der bolschewistischen Diktatur stützte sich zunächst auch darauf, daß es noch unmittelbar nach der Oktoberrevolution in der Führungsspitze der Bolschewiki heftige Auseinandersetzungen über den künftigen Kurs gegeben hatte. Mitglieder des engsten Führungskreises wie Sinovev, Kamenev, Tomskij, Rykov und andere waren von ihren Funktionen aus Protest zurückgetreten, weil sie die Befürchtung hegten, daß die bereits erkennbare Orientierung auf eine faktische Alleinherrschaft der Bolschewiki, wie sie die Gruppe um Lenin betrieb, in einer Politik des Terrors enden müsse. Daran knüpften die Forderungen der Menschewiki nach einer sozialistischen Allparteienregierung an, die also Menschewiki und Bolschewiki, Linke und Rechte Sozialrevolutionäre umfaßt hätte. Damit wäre auch eine breitestmögliche Verankerung in der Arbeiter- wie der Bauernschaft möglich gemacht worden. Die konkreten ökonomischen Forderungen der Menschewiki für eine solche Übergangsperiode fielen zu diesem Zeitpunkt (1918/19) auch deshalb so konstruktiv aus, weil es auf Umwegen die Anfrage der regierenden Bolschewiki gegeben hatte, ob sie ihr Reformprogramm nicht ausformulieren und konkretisieren könnten. Unter anderem war an der Programmarbeitung auch der spätere Gosplan-Planungsexperte Groman beteiligt.³⁴

Martovs Hoffnungen bekamen schon mit der expansionistischen Orientierung von Teilen der bolschewistischen Parteiführung einen argen Dämpfer, wie sie sich in Trotzki's Postulat während des Polenfeldzugs Anfang 1920 ausdrückten, man werde der Entente den Entscheidungskampf am Rhein liefern. Weitgehend desillusioniert wurde er (wie im übrigen auch u. a. sein Parteifreund Paul Ol'berg, der Karl Kautsky dolmetschend auf einer Georgienreise begleitet hatte), als die sowjetische Rote Armee im selben Frühjahr das menschewistisch regierte Georgien überfiel und annektierte.³⁵ Martov hatte 1922 endgültig die Hoffnung auf einen allmählichen Übergang von einem bolschewistischen zu einem demokratischen System aufgegeben, sah nun auch die Gefahr einer bonapartistischen Vollendung der roten Diktatur, die Gefahr einer Konterrevolution

33 ZK der SDAPR, Thesen vom Oktober 1918, in: Sozialistische Revolution in einem unterentwickelten Land ..., a. a. O., S. 76.

34 Vgl. Erklärung des ZK der SDAPR vom 12. 7. 1919: An alle Arbeiter und Arbeiterinnen. Was tun?, in: a. a. O., S. 79 ff.; Israel Getzler, Martow, a. a. O., S. 198.

35 Vgl. dazu genauer The Mensheviks ..., a. a. O., S. 222 f.

innerhalb des militärischen und bürokratischen Apparates, den die Bolschewiki selbst geschaffen hatten.³⁶

Martov selbst konnte aufgrund seiner schweren Krankheit, die 1923 zu seinem Tode führte, die Auffassungen seiner Partei nach der sowjetischen Wende zur NEP nicht mehr in detail beeinflussen. Offensichtlich wurde nun bald folgendes Dilemma der Menschewiki: Zum einen wurde mit der NEP auf dem ökonomischen Sektor eine ganze Reihe von Vorschlägen in die Tat umgesetzt, die sie seit Jahren propagiert hatten. Martov schrieb nicht zu Unrecht bereits unmittelbar nach Lenins Rede an Pavel Aksel'rod, Lenin habe den Menschewiki ihre Plattform „gestohlen“.³⁷ Zum anderen blieb die erhoffte gleichzeitige politische Liberalisierung aus. So schwankten denn die ökonomischen Stellungnahmen der Menschewiki immer wieder zwischen einer positiv-kritischen Begleitung der ökonomischen Liberalisierung, der partiellen Reprivatisierung und Wiederzulassung von Handelsbeziehungen, und auf der anderen Seite einer schroffen Attacke des bolschewistischen Opportunismus und dem in der NEP sich offenbarenden Eingeständnis, daß ein sozialistischer Weg Sowjetrußlands unmöglich sei. Paul Ol'berg z. B. wagte bereits 1922 den Schluß, daß die NEP schon jetzt bei ihrem Versuch, die produktiven Kräfte des Landes einigermaßen zu heben, vollständig versagt habe. Aaron Jugov korrigierte diese Einschätzung später, indem er anhand offizieller sowjetischer Statistiken, die er skeptisch und vorsichtig auswertete, zeigte, daß sich die Tendenz einer relativ raschen Wiedergesundung des Wirtschaftslebens abzeichnete.³⁸

Das Hin- und Herschwanken der menschewistischen Einschätzungen hatte aber auch einen zusätzlichen, durchaus rationalen Grund: Entgegen manchen heute allzu harmonisierenden Rückblicken war auch die NEP-Periode der zwanziger Jahre von vielfachen politischen Schwenks, Unstimmigkeiten und Inkonsistenzen geprägt,³⁹ die von den menschewistischen Theoretikern, vor allem dem glänzenden Ökonomen Aaron Jugov mit unnachgiebiger Schärfe herausgearbeitet wurden. Das von ihm mit erarbeitete „Aktionsprogramm“ der Partei von 1924 (in deutscher Sprache 1925 veröffentlicht) benannte entsprechend schonungslos die kritischen Faktoren nach drei Jahren NEP, die man – trotz einer grundsätzlich positiven Einstellung zur NEP – in folgenden Punkten auflistete: eine schlechte, unproduktive und teure Industrie, eine korrupte Bürokratie, die Verteuerung der Erzeugnisse durch den bürokratisch organisierten staatlichen Handel und eine Fortsetzung der Ausbeutung der Arbeitskraft in den Betrieben. Die Menschewiki entwickelten selbst eine ganze Reihe durchaus konstruktiver Vorschläge, wie diesen Problemen abzuhelfen sei, die u. a. auf eine deutliche Verstärkung des Genossenschaftssektors hinausliefen.⁴⁰

Ein weiterer Gesichtspunkt stand jedoch im Mittelpunkt der menschewistischen Kritik: Das Aktionsprogramm verwandte einen großen Teil seiner klarsichtigen Argu-

36 Vgl. genauer Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ..., a. a. O., S. 500.

37 Zitiert nach André Liebich, *Why Nep Would not Work* ..., a. a. O., S. 667.

38 Vgl. Uli Schöler, a. a. O., S. 639 f.

39 Vgl. dazu näher André Liebich, *Why Nep Would not Work* ..., a. a. O., S. 668 f.; ders., *From the Other Shore* ..., a. a. O., S. 107 ff.; siehe auch die Beispiele bei Uli Schöler, a. a. O., S. 648 f. und S. 652.

40 Aktionsprogramm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, in: *Der Kampf*, Jg. 18 (1924), S. 100 ff. und 107 ff.

mentation darauf, nachzuweisen, warum sich gerade das repressive System der weiter aufrechterhaltenen terroristischen Diktatur ökonomisch disfunktional auswirken müsse. Zusammengefaßt: „Die praktische Wirkung dieses Rückzuges wurde auf ein Minimum reduziert, da er nicht begleitet wurde von einer Anpassung des politischen Systems an die Erfordernisse der Neuen Ökonomischen Politik [...]. Und eben dadurch wurden äußerst enge Schranken gesetzt jener belebenden Wirkung, die der Übergang von der utopistischen Wirtschaftspolitik des Kommunismus zu den der Entwicklungsstufe des Landes mehr angepaßten Methoden der Neuen Ökonomischen Politik unter anderen Bedingungen auf das Wirtschaftsleben des Landes ausüben könnte.“⁴¹

Natürlich war es für die ins Exil gedrängte Partei klar, daß die Perspektive nun nicht mehr in Kompromißlösungen mit den regierenden Bolschewiki liegen konnte. Martovs Neueinschätzung wurde breit geteilt. Die „Richtlinien der Auslandsdelegation“ sprechen nun auch vom notwendigen Kampf gegen dieses Regime, denn die Diktatur schaffe durch ihr repressives System mit eigenen Händen alle Elemente einer künftigen Konterrevolution. Bei all seiner Entartung – so lautete allerdings die Einschränkung und zugleich Abgrenzung gegenüber all denen, die wie die Sozialrevolutionäre und wie Karl Kautsky Aufstände befürworteten – sei das Regime aber noch immer durch revolutionäre Bande mit einem Teil des russischen und des internationalen Proletariats verbunden.⁴² Was das hieß, formulierte noch genauer Aaron Jugov für die Parteimehrheit: „Der Ausweg aus der wirtschaftlichen Sackgasse ist nur dann gegeben, wenn – unter dem Druck der stetig wachsenden Unzufriedenheit der Massen – das überholte Regime der Diktatur liquidiert, das politische System demokratisiert und die heutige utopische Wirtschaftspolitik radikal geändert wird.“⁴³

Wir können an dieser Stelle nur darauf verweisen, daß die menschewistischen Publikationen in ihrer Berliner Exilzeit eine Fülle von interessanten Positionsbestimmungen zur Entwicklung der Agrarfrage in Rußland, zur Situation der Räte, der Gewerkschaften und der Genossenschaften liefern,⁴⁴ darüber hinaus interessante Einschätzungen zur Charakterisierung der sich herausbildenden unterschiedlichen Strömungen innerhalb der russischen kommunistischen Bewegung, von Fragen national-kultureller Autonomie⁴⁵ sowie erste differenziert-vergleichende (nicht gleichsetzende) totalitarismustheoretische Ansätze.⁴⁶

Es dauerte einige Jahre, bis auch für die Menschewiki klar wurde, daß die Person und die Politik Stalins wohl die für die Reste demokratischer Bewegungsfreiheit wie für einen rationalen Wirtschaftsaufbau problematischste und ausgeprägteste terroristische Variante sein würde. Dessen vermeintliche „Mittelposition“ zwischen Links- und

41 A. a. O., S. 101.

42 Richtlinien der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, in: Julius Martow und Theodor Dan, Geschichte der russischen Sozialdemokratie, 1. Aufl., Berlin und Erlangen 1925, Nachdruck 1973, S. 323 ff.

43 Aron Jugow, Die Volkswirtschaft der Sowjetunion ..., a. a. O., S. 370 f. Der rechte Flügel der Partei um Peter Garwy setzte hingegen wie die Sozialrevolutionäre auf eine gewaltsame Ablösungsperspektive; vgl. u. a. Peter Garwy, Der Rote Militarismus ..., a. a. O., S. 34 ff.

44 Vgl. hierzu Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ..., a. a. O., S. 634 ff.

45 A. a. O., S. 852 ff. und S. 749 ff.

46 Vgl. Uli Schöler, Frühe totalitarismustheoretische Ansätze der Menschewiki im Exil, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 38 (1996), H. 2, S. 32 ff.

Rechtsoppositionellen um Trotzki und Sinovev/Kamenev bzw. Bucharin und Rykov wurde von vielen zeitgenössischen Beobachtern zunächst unter- und fehleingeschätzt. Trotzki's frühere Rolle in der Bürgerkriegsphase und seine theoretischen Ansätze galten ihnen zunächst als weit gefährlicher. Für die Berliner Jahre der Menschewiki gilt, daß sich zunächst die beiden unterschiedlichen Orientierungen ihres relativ kleinen rechten Flügels und der Mitte-Links-Mehrheit in der Beurteilung der Stalinschen Wende der Jahre nach 1929 reproduzierten. Der rechte Flügel erblickte darin vorrangig einen neuerlichen Betrug und Verrat an der russischen Revolution und eine erneute Vergewaltigung der marxistischen Prinzipien, was nur in einer vollständigen Entfernung von den ursprünglichen Zielen von 1917 enden könne. Für den linken Flügel und die Parteimehrheit schien sich darin zunächst – trotz aller schrecklichen, irrationalen und terroristischen Begleiterscheinungen – so etwas wie eine Möglichkeit späterer sozialistischer Transformationsmöglichkeiten abzuzeichnen, natürlich eine gleichermaßen tiefgreifende politische Transformation vorausgesetzt.⁴⁷ Spätestens aber 1936 war auch für Fedor Dan klar, daß Stalin die „konterrevolutionäre, antiproletarische und antisozialistische Tendenz“ in der Sowjetunion repräsentierte.⁴⁸

Eine Darstellung der Berliner Exiljahre der Menschewiki würde allerdings zu kurz greifen, würde man den Gesichtspunkt unerwähnt lassen, der wohl im Zentrum ihrer Aktivitäten stand: die Einflußnahme auf die Aktivitäten der internationalen Arbeiterbewegung und insbesondere ihrer deutschsprachigen Mitgliedsparteien. Entsprechend ihrer eher linken Position im internationalen sozialdemokratischen Spektrum arbeiteten die Menschewiki zunächst gemeinsam mit den österreichischen Sozialdemokraten und der deutschen USPD innerhalb der „Wiener Arbeitsgemeinschaft“ der sog. „Internationale Zweieinhalb“.⁴⁹ Trotz der für sie ausgesprochen schwierigen, weit mehr als Selbstüberwindung kostenden Situation, daß ihre Genossinnen und Genossen zum Teil in russischen Gefängnissen saßen (was natürlich auch für die Sozialrevolutionäre galt), gehörten die Menschewiki zu den aktivsten Betreibern des Versuchs eines Einigungsprozesses des internationalen Proletariats, insbesondere auf der Konferenz der Exekutiven der drei Internationalen im April 1922 in Berlin. Zentraler Streitpunkt dort waren der Moskauer Prozeß und die angedrohten Todesurteile gegen die inhaftierten Sozialrevolutionäre. Die harte Haltung der Moskauer Führung machte letztlich eine Einigung unmöglich.⁵⁰

Die Menschewiki nahmen einen ähnlichen Weg wie die USPD in Deutschland, die sich, obwohl weiter durchaus kritisch gegenüber ihrer mehrheitssozialdemokratischen Schwesterpartei eingestellt, mit dieser 1922 vereinigte. Sie gehörten nun beide zu den Gründungsmitgliedern der neuen, gemeinsamen Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Rafail Abramovič wurde in deren Exekutive gewählt. Er hielt die zentrale Rede zum Thema „Sowjetrußland“ auf dem Berliner Gründungskongreß von 1923 und war –

47 Vgl. hierzu und zu den Folgedebatten genauer André Liebich, *The Mensheviks in the Face of Stalinism*, in: *Socialismo Storia. Annali ...*, Ripensare il 1956, Roma 1987, S. 187; ders., *From the Other Shore ...*, a. a. O., S. 182 ff.

48 Zitiert nach Andrea Panaccione, *Dal menscevismo ...*, a. a. O., S. 535.

49 Vgl. Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ..., S. 766 ff.

50 Siehe hierzu auch Abraham Ascher, *The Solovki Prisoners, the Mensheviks and the Socialist International*, in: *The Slavic and Eastern European Review*, London, Bd. 47 (1969), S. 423 ff.; Wladimir Witowski, *Kommunistische Blutjustiz*, Berlin 1922.

gemeinsam mit Fedor Dan – führend an der Formulierung der entsprechenden Entschliebung beteiligt. Auf dem Marseiller Kongreß 1925 spitzten sich die Auseinandersetzungen zwischen den rechten und linken Strömungen in dieser Frage allerdings zu. Spätestens jetzt standen sich hier die „Linie Kautsky“ und die „Linie Bauer“ in der Rußlandfrage reichlich unversöhnlich gegenüber – eine Auseinandersetzung, die den internationalen Sozialismus der nächsten fast fünfzehn Jahre prägen sollte.⁵¹ Karl Kautsky hatte in einer Broschüre und in Aufsätzen vor dem Kongreß eine Politik der Aufstandsversuche in der Sowjetunion gutgeheißen. Er lag damit auf einer Linie mit den Sozialrevolutionären, den georgischen Sozialdemokraten und der Minderheit bei den Menschewiki. Sein Rußlandbild war ganz stark von seinem alten Freund Pavel Aksel'rod geprägt.⁵²

Otto Bauer hingegen hatte einen Teil seiner russischen Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg im Hause der Familie Dan verbracht und war seitdem mit den Martovs und Dans eng befreundet, bezog von ihnen seine Informationen über Sowjetrußland und stimmte mit ihnen seine Politik ab.⁵³ Die verabschiedete Kongreßresolution lag schließlich auf der Linie Bauer/Dan, plädierte für die demokratische Liquidierung der bolschewistischen Diktatur und proklamierte für die internationale Politik die Forderung „Hände weg von Sowjetrußland“, verwarf also eindeutig die Kautskysche Position. Auch auf dem Brüsseler SAI-Kongreß 1928 waren es erneut die Menschewiki, die wesentlichen Anteil daran hatten, daß eine Resolution zustande kam, die einerseits nicht mit Kritik an der Sowjetregierung sparte, sich aber gleichwohl für eine internationale Einigung des Proletariats aussprach. Und nochmals in kritischer Auseinandersetzung mit Karl Kautsky setzten sie auf dem Kongreß 1931 eine Resolution durch, die Kritik an der Kriegspolitik der Sowjetunion mit einem Aufruf zu deren Verteidigung gegen internationale Übergriffe verband.⁵⁴ Die Debatten in der SAI der Jahre 1938/39 um die Fragen Demokratie und Frieden mit zwei Resolutionsentwürfen aus den Reihen der bisherigen Mehrheitsgruppe der SDAPR⁵⁵ deuten allerdings schon an, daß der innerparteiliche Konsens im Pariser Exil zu bröckeln begann. Die Konflikte sollten sich bei der nochmaligen, 1940 durch die deutsche Intervention in Frankreich erzwungenen Übersiedlung nach New York weiter verschärfen.⁵⁶

Aber diese Zeit liegt außerhalb des Themenbereichs des vorliegenden Beitrags. Immerhin sollte der „Sozialistische Bote“ noch bis 1963 herausgegeben werden, bis er dann endgültig sein Erscheinen einstellte. Der Blick auf die Menschewiki in ihrem Berliner Exil

51 Karl Kautsky hat diese „Linien“ ebenso gesehen: die Auffassungen Martovs und Bauers auf der einen, die Aksel'rods und seiner Person auf der anderen Seite; vgl. Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ..., a. a. O., S. 840 f.; siehe auch Abraham Ascher, Axelrod and Kautsky, in: *The American Slavic and East European Review*, Philadelphia, Bd. 26 (1967), S. 94 ff.; vgl. zu den Debatten in der SAI im übrigen u. a. André Liebich, *The Mensheviks and the Russian Question* ..., a. a. O., S. 3 ff.; Herbert Mayer, *Die Oktoberrevolution und die internationale Sozialdemokratie (1917–1940)*, in: *UTOPIE kreativ*, Jg. 8 (1997), H. 76, S. 58 ff.

52 Vgl. Abraham Ascher, Axelrod and Kautsky, a. a. O., S. 94.

53 Vgl. Raimund Löw, *Otto Bauer und die russische Revolution*, Wien 1980, S. 10 ff.

54 Vgl. Uli Schöler, „Despotischer Sozialismus“ ..., a. a. O., S. 804 f. und S. 822 ff.

55 Vgl. Ursula Langkau-Alex, „Der Kampf für die Demokratie und den Frieden“. Die Debatte in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale 1938/1939, Amsterdam 1992, und jetzt vor allem André Liebich, *From the Other Shore*, a. a. O., S. 260 ff.

56 Vgl. u. a. Andrea Panaccione, a. a. O., S. 535 f.

offenbart uns für eine Exilpartei eine unglaubliche Lebendigkeit und Fruchtbarkeit ihrer Betätigung. Sicher, sie haben als Partei nicht überlebt. Und im heutigen Rußland sind die Schwierigkeiten unübersehbar, an diese Traditionen anzuknüpfen. Der Bolschewismus hat mit der russischen Zivilgesellschaft auch die Wurzeln seiner konkurrierenden demokratischen Parteien mit aller Konsequenz gnadenlos ausgerottet. Selbst in den Staaten Ostmitteleuropas (einschließlich der ehemaligen DDR), wo die Zeit der kommunistischen Herrschaft deutlich kürzer war, fällt es trotz existierender personeller Anknüpfungspunkte schwer, das jeweilige sozialdemokratische Erbe wiederzubeleben. Gleichwohl ist das Erbe der Menschewiki nicht bloß von historischem Interesse. Es ist zumindest als geistiges Rüstzeug für jedwede Partei oder Bewegung, deren Politik auf eine soziale Demokratie zielt, ein unverzichtbarer Schatz, den es erst noch in all seinen Facetten und Reichtümern wiederzuentdecken gilt.

Wiederaufbau und Untergang der Konsumgenossenschaften in der DDR und in der Bundesrepublik 1945 bis 1990*

Von Brett Fairbairn

Am 15. März 1968 hatten zwei Historiker des Verbandes Deutscher Konsumgenossenschaften (VDK) einen wichtigen Termin im Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (IML beim ZK der SED). Die Historiker hatten vor, eine umfassende Geschichte der Konsumgenossenschaften zu schreiben, hatten im Laufe von mehr als zehn Jahren ein Archiv aufgebaut und ein längeres Manuskript vorbereitet und brauchten natürlich zur Veröffentlichung eine Genehmigung des IML. Leider mußte man seitens des Instituts zugeben, „daß die anwesenden Genossen des IML über keine speziellen Kenntnisse der Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung verfügten“.¹ Eigentlich gab es keinen Experten, der sich in der Geschichte der Konsumgenossenschaften auskannte. Aber – trotz des Mangels an speziellen Kenntnissen – konnte einer der IML-Mitarbeiter sofort erkennen, daß das ihm vorgelegte Manuskript unbefriedigend war. „Der Entwurf legt die marxistischen Ansichten über die Genossenschaftsbewegung unzureichend [...] dar. Die Darstellung der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Genossenschaftsbewegung nimmt breiten Raum ein [...]“. Eine derartige Darstellung würde nur „den von imperialistischen Historikern Westdeutschlands verbreiteten Geschichtsfälschungen Nährstoff [zuführen]“.² Diese Kritik wog um so schwerer, weil das Manuskript schon innerhalb des VDK umstritten war. Auch der Vorstand des VDK zeigte sich vom Umfang der Studie, den zahlreichen Fußnoten und den Reproduktionen von Archivalien wenig beeindruckt. Statt dessen verlangte er mehr Theorie und weniger Fakten, mehr Marx und Lenin und weniger Reformisten, auch die „stärkere Herausarbeitung der Rolle der Konsumgenossenschaften als politische Massenorganisationen“.³ Die Gesamtdarstellung der Geschichte der Konsumgenossenschaften vom Ursprung bis in die Gegenwart ist nicht veröffentlicht worden. Lediglich einige mit marxistisch-leninistischen Versatzstücken überladene Beiträge sind erschienen.⁴ Auf diese Weise war es den höheren Funktionären gelungen, die Genossenschaftsgeschichte im staatserhaltenden Sinne zu lenken.

* Der Autor möchte für Unterstützung danken: der Alexander-von-Humboldt-Stiftung; der Freien Universität Berlin und deren Institut für Grundlagen der Politik, besonders Herrn Peter Steinbach; der University of Saskatchewan (Kanada) und dem dortigen Centre for the Study of Co-operatives, dem Berliner Gesprächskreis Arbeiterbewegung sowie dem Archiv des Verbandes der Konsumgenossenschaften, Berlin, und dem Bundesarchiv, Koblenz und Berlin, für die Benutzung ihrer Bestände.

1 Vgl. „Protokoll über eine Konsultation im Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED über die Arbeit der Forschungsgruppe ‚Kurzer Abriss der Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution‘“, in: Archiv des Verbandes der Konsumgenossenschaften [künftig zitiert: VdK-Archiv], FoGe 1.

2 „Gutachten zum Entwurf ‚Kurzer Abriss der Geschichte der deutschen Arbeiterkonsumvereine ...‘“, in: VdK-Archiv, FoGe 1.

3 „Grundsätzliche Bemerkungen zum 2. Entwurf des ersten Bandes der Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften“, in: VdK-Archiv, FoGe 1.

Die Genossenschaftsgeschichte wurde nicht nur im Osten vernachlässigt. Auch für den Westen gilt, daß Genossenschaftsgeschichte bis zur Wende von 1989 hauptsächlich von Verbandsfunktionären geschrieben, von Berufshistorikern meistens übersehen wurde.⁵ Das hat vielleicht mit der komplizierten Natur von Genossenschaften zu tun, die nicht staatlich, aber auch nicht privategoistisch sind. Eine Genossenschaft ist ihrem Wesen nach eine freie, demokratische Vereinigung von Menschen und zugleich ein wirtschaftliches Unternehmen, das den Mitgliedern dient.⁶ Eine solche Organisationsform läßt sich nicht leicht in die vereinfachten Schemata von Kapitalismus und Kommunismus pressen.⁷ Man kann natürlich die Geschichte der Genossenschaften neutral als Rechtsform und als Unternehmen schreiben: im Zeitraum 1945–1990 wäre dann sicher viel über materiell-technischen und organisatorischen Fortschritt zu berichten, in der DDR wie in der Bundesrepublik. Dies ist aber vom historischen Standpunkt aus nicht so interessant, weil sich Genossenschaften hierin von gewöhnlichen gewerblichen Unternehmen wenig unterscheiden. Vielmehr gilt es, die Genossenschaften als wirtschaftsorientierte Assoziationen innerhalb von ideologischen und gesellschaftlichen Systemen zu betrachten. Dabei wird klar, daß einige ihrer Erfolge, vor allem aber ihr endgültiges Scheitern vom jeweiligen wirtschaftspolitischen Umfeld bestimmt worden sind. Besonders im Osten, aber auch im Westen wurde ihre Geschichte verzerrt, in Einklang mit der herrschenden Ideologie gebracht und für bestimmte und teilweise genossenschaftsfeindliche Zwecke instrumentalisiert. Am Ende trug der mangelnde Respekt vor den konsumgenossenschaftlichen Traditionen dazu bei, daß die Konsumgenossenschaften im Osten schnell und im Westen langsamer pervertiert wurden und am Ende zum großen Teil untergingen.

- 4 Vgl. Verband Deutscher Konsumgenossenschaften, *Aus der Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften*, Ausgabe September 1970, in: VdK-Archiv, FoGe III a; Autorenkollektiv, *Zur Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften. Von den Anfängen bis 1945*, [Berlin] 1974. Diese Darstellung diente der internen Information. Vgl. außerdem: Autorenkollektiv, *Weg und Erfolg: Geschichtlicher Abriß zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften der Deutschen Demokratischen Republik*, [Berlin] 1960. Über die Zeit nach 1960 wurde nichts Wesentliches veröffentlicht.
- 5 Vgl. die Standardwerke von Helmut Faust, dem ehemaligen Direktor der Deutschen Genossenschaftskasse, und Erwin Hasselmann, Aufsichtsratsmitglied des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften: Helmut Faust, *Geschichte der Genossenschaftsbewegung. Ursprung und Aufbruch der Genossenschaftsbewegung in England, Frankreich und Deutschland sowie ihre weitere Entwicklung im deutschen Sprachraum*, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1977; Erwin Hasselmann, *Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften*, Frankfurt a. M. 1971. Die wissenschaftlichen Arbeiten von Klaus Novy, meistens auf Wohnungsbaugenossenschaften konzentriert, bilden eine wichtige Ausnahme.
- 6 Die international gültige Definition einer Genossenschaft lautet: „eine selbständige Vereinigung von Personen, die sich auf freiwilliger Basis zusammenschließen, um ihre gemeinsamen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse zu befriedigen und ihre Vorstellungen in einem Unternehmen zu verwirklichen, das ihnen allen gemeinsam gehört und demokratisch geleitet wird. Grundsätzlich gilt für Genossenschaften: freiwillige und offene Mitgliedschaft, demokratische Entscheidungsfindung durch die Mitglieder, wirtschaftliche Mitwirkung der Mitglieder, Autonomie und Unabhängigkeit, Ausbildung, Fortbildung und Information, Kooperation mit anderen Genossenschaften und Vorsorge für die Gemeinschaft.“ Zitiert nach: Der Internationale Genossenschaftsbund, *Stellungnahme zur genossenschaftlichen Identität*, Genf 1995.
- 7 Man kann eine Genossenschaft als Teil der Öffentlichkeit betrachten, weil sie durch bewußte demokratische Mitwirkung entsteht, jedoch ist sie nicht staatlich, sondern unabhängig. Man kann eine Genossenschaft aber auch als privaten Zusammenschluß verstehen, weil sie nicht durch Autorität, sondern durch den freien Willen und die freie Entscheidung einzelner gebildet wird. Eine Genossenschaft ist nicht im strengen Sinne „kapitalistisch“, weil sie nicht von bloßen Kapitalanlegern kontrolliert und der Gewinn den Kunden als Rückvergütung erstattet wird. Sie ist jedoch marktwirtschaftlich.

I. Ideologie und Organisation der Konsumgenossenschaften der DDR

Daß Konsumgenossenschaften als Organisationen der Arbeiterbewegung verstanden wurden, führte in der Ostzone und DDR dazu, daß sie organisatorisch ausgebaut, aber politisch kontrolliert wurden. Im Gegensatz zu anderen Massenorganisationen waren sie immer etwas verdächtig. Ein Geruch von Reformismus haftete ihnen an, was es nötig machte, „ungesundes“ Genossenschaftswesen immer wieder zu kritisieren und staatsloyales Genossenschaftsverhalten zu fördern. So zum Beispiel liest man im *Ökonomischen Lexikon* der DDR, daß Genossenschaften keine unabhängige Institutionen seien: „Genossenschaften können infolge ihres begrenzten, auf Kollektive ausgerichteten Charakters nicht Träger einer Gesellschaftsordnung sein [...]. Der Charakter einer G. wird vom Wesen der jeweils dominierenden Produktionsverhältnisse bestimmt.“⁸

Die offizielle Interpretation der Rolle der Genossenschaften stützte sich auf Marx und Lenin. Marx schrieb 1867: „Wir anerkennen die Kooperativbewegung als eine der Triebkräfte zur Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaft [...]. Aber das Kooperativsystem, beschränkt auf die zwerghaften Formen, die einzelne Lohnsklaven durch ihre privaten Anstrengungen entwickeln können, ist niemals imstande, die kapitalistische Gesellschaft umzugestalten.“ Vor dem Sieg des Sozialismus konnten Genossenschaften nur als Instrumente zur Machteroberung relevant sein.⁹ Lenin beantwortete 1923 die Frage, welche Rolle die Genossenschaften *nach* dem Sieg der Arbeiterklasse spielen könnten, folgendermaßen: Da „bei uns [...] die Staatsmacht in den Händen der Arbeiterklasse liegt [...], ist wirklich nur die Aufgabe übriggeblieben, die Bevölkerung genossenschaftlich zusammenzuschließen“. „Ein genügend breiter und tiefer genossenschaftlicher Zusammenschluß der russischen Bevölkerung“ bedeute die „Vereinigung der Privatinteressen, [...] ihrer Überwachung und Kontrolle durch den Staat, [...] ihrer Unterordnung unter die allgemeinen Interessen“.¹⁰ Diese Auffassungen von Marx und Lenin waren schon in den zwanziger Jahren unter den deutschen Kommunisten weit verbreitet: innerhalb der sozialdemokratisch dominierten Konsumgenossenschaften organisierten sie eine „Genossenschaftsopposition“.¹¹

8 Vgl. *Ökonomisches Lexikon*, 2 Bde., 2., neu bearbeitete Auflage, Berlin 1970, Bd. I, S. 761. In der DDR gab es verschiedene Arten von (angeblichen) Genossenschaften: Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften waren die bekanntesten, daneben bestanden aber auch Produktionsgenossenschaften des Handwerks, Fischerei- und gärtnerische Produktionsgenossenschaften sowie als Handelsgenossenschaften die Konsumgenossenschaften und bäuerliche Handelsgenossenschaften; dazu kamen Arbeiterwohnungsbau- und Kreditgenossenschaften.

9 Karl Marx, *Instruktionen für die Delegierten des Provisorischen Zentralrats zu den einzelnen Fragen*, in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke*, 42 Bde., Berlin 1956–1966, hier Bd. 16, S. 190–199, Zitat S. 195.

10 W. I. Lenin, *Über das Genossenschaftswesen*, in: ders., *Werke*, 40 Bde., Berlin 1956–1966; hier Bd. 33, S. 453–461, Zitat S. 453 f.

11 Vgl. die Presseauschnitte aus der kommunistischen Presse und die Richtlinien in: Bundesarchiv (künftig zitiert: BAArch) Berlin, Bestand 95 (Materialsammlung Geschichte der Konsumgenossenschaften), Nr. 16 bis 20 und Nr. 32–40; auch die Berichte von kommunistischen Veteranen in: a. a. O., Nr. 116 oder die Geschichten einzelner Genossenschaften wie Wittenberg in: a. a. O., Nr. 194. Zur Darstellung der interessanten Vorgeschichte des DDR-Konsumgenossenschaftssystems ist leider hier kein Platz. BAArch Berlin, Bestand 95 enthält das Material, das von den Historikern des VDK gesammelt worden war und auf dem die in Anm. 4 zitierten Darstellungen basierten; später wurde es an das Zentrale Staatsarchiv der DDR abgegeben.

Die Wiedererrichtung der Konsumgenossenschaften in der Ostzone fand Dezember 1945 auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) statt.¹² Gleichzeitig mußten die Genossenschaften von Faschisten „gesäubert“ werden. Dabei kam es oft zum Ausschluß von Sozialdemokraten, so zum Beispiel 1946 bei der Entlassung des gewählten Geschäftsführers des Verbandes sächsischer Konsumgenossenschaften (GEG) in Hamburg hatte. Es hieß, Walter Ulbricht habe den Mann persönlich als „Schwindler“ bezeichnet. Er mußte auf einer außerordentlichen Versammlung abgelöst werden; mit Vertretern der SED wurde diskutiert, wer statt dessen gewählt werden sollte.¹³ Später wurde der Manager aufgrund dürftiger Beweise als NS-Mitläufer verurteilt.¹⁴ Zu nennen ist hier auch der berühmte Prozeß im Jahre 1949 gegen eine Reihe von Leipziger Sozialdemokraten der sog. „Volkshausgruppe“, darunter auch der Vorstand der Konsumgenossenschaft Leipzig-Plagwitz. In dieser Genossenschaft war es gelungen, während der Zeit der NS-Herrschaft ein intaktes Milieu von sozialdemokratischen Funktionären zu erhalten. Dieses Netz wurde erst durch die „Säuberungen“ von 1949/50 zerrissen:¹⁵ Vorstandsmitglieder wurden „wegen wesentlicher Förderung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, [...] Teilnahme an der aktiven Unterdrückung der Arbeiterschaft [und] offenen Bekenntnisses zur nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ verurteilt und ins Gefängnis geschickt.¹⁶

Nach der ideologischen „Reinigung“ folgte der organisatorische Ausbau. Dabei erhielten die Genossenschaften eine gewisse Vorzugsbehandlung von der Verwaltung. In Sachsen-Anhalt etwa bekamen die Konsumgenossenschaften von der Verwaltung dreißig Prozent des Warenkontingents und der Handelskapazitäten.¹⁷ Sequestrierte und beschlagnahmte Betriebe und Waren und auch Staatseigentum wurden den Konsumgenossenschaften als großzügige Wiedergutmachung für die Enteignungen unter der NS-Herrschaft übertragen. Die Mitgliederzahlen wuchsen rasch. Nach 500 000 Mitgliedern im Jahre 1945 hatten die Konsumgenossenschaften zur Gründungszeit der DDR schon zwei Millionen.¹⁸ Danach verlief die Entwicklung langsamer: über drei Millionen Mitglieder 1956, vier Millionen 1965. Mit 4,6 Millionen erreichte die Mitgliederentwick-

12 Vgl. SMAD-Befehl Nr. 176 vom 18. Dezember 1945.

13 Vgl. die Materialien in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 388. Der Verbandstag, auf dem der Geschäftsführer gewählt worden war, wurde als „undemokratisch“ bezeichnet, weil zu viele Genossenschaftsfunktionäre anwesend und nur 44 von 62 Genossenschaften vertreten waren. Über die Diskussionen mit SED-Vertretern und die angebliche Erklärung Walter Ulbrichts siehe Protokoll über die Sitzung des Landesorganisationsbüros am 15. April 1946, in: a. a. O.

14 BArch Berlin, Nr. 273. Die Erklärung des ehemaligen Geschäftsführers vom 12. Juni 1947 ist überzeugend. Vielmehr scheint es, als habe er eine allzu enge Kooperation mit dem NS-Regime verweigert und sogar die Opposition unterstützt. In den Akten findet sich jedoch kein Beweis dafür, daß er rehabilitiert wurde.

15 Vgl. Stefan Jaunich, Personalpolitik als Instrument der Stalinisierung. Die Transformation der Konsumgenossenschaft Leipzig 1945–1956, Hausarbeit für das Staatsexamen Sekundarstufe III/I, Geschichte und Deutsch, Münster 1997.

16 „Strafsache gegen Wilhelm Theodor Fischer, geb. 17. 5. 1885 in Flensburg, Geschäftsführer, [...] wegen Verbrechen nach Direktive 38 in Verbindung mit Befehl 201“ in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 495. Die Prozeßunterlagen zeigen, daß Fischer versucht hat, Beschlüsse von NS-Funktionären zu abzumildern, soweit dies möglich war; sie enthalten keinen Beweis dafür, das er deren Auffassungen teilte.

17 Vgl. Dr. Hempel, Zentrale Deutsche Kommission Sequestrierung und Beschlagnahme in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, an die Verbraucher-Genossenschaften der Provinz Sachsen/Anhalt, z. Hd. des Herrn Gerhard Lucht, 4. Juni 1947, in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 425.

lung der Konsumgenossenschaften 1985/86 ihren Höhepunkt.¹⁹ Natürlich war man besonders stolz, daß diese Zahlen im Osten die im Westen überstiegen.²⁰

Im Jahr der Staatsgründung der DDR wurden die Konsumgenossenschaften im Verband Deutscher Konsumgenossenschaften (VDK) organisiert. Der VDK diente der Zentralisation und Überwachung der Konsumgenossenschaften, war aber zugleich ein Puffer zwischen den Genossenschaften und der Regierung. Im Herbst 1949 präzisierte der VDK die Beziehungen zwischen Genossenschaften, Staat und Verband: „Konsumgenossenschaften und Betriebe unseres Verbandsapparates wenden sich des öfteren direkt an die Regierungsstellen in Berlin. Die Regierung wünscht, daß Anliegen den Verbänden zugeleitet und von diesen bei den zentralen Stellen vertreten werden. Einzelbearbeitungen werden von den Ressorts nicht mehr vorgenommen, ebenso sind persönliche Vorsprachen zwecklos. [...] Wir bitten Sie deshalb, um Verzögerungen zu vermeiden, den Weg über den Verband einzuhalten.“²¹ Die Beziehungen zwischen Regierung und Konsumgenossenschaften wurden über den VDK vermittelt, anders als später zwischen Regierung und den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG). Das Landwirtschaftsministerium war in den fünfziger Jahren bestens über Vorkommnisse in einzelnen LPGs informiert und griff direkt mit Hilfe von örtlichen Parteileitungen oder Staatsbehörden ein.²² In wenigen Ausnahmefällen wandte sich der Generalsekretär des Zentralkomitees, Walter Ulbricht, persönlich an die LPGs, um Rat oder Direktiven zu übermitteln.²³ Die Konsumgenossenschaften erfreuten sich keiner derartigen direkten Aufmerksamkeit der obersten Partei- und Regierungsvertreter und hatten deshalb etwas mehr Unabhängigkeit.

Mit der Tatsache, daß die Konsumgenossenschaften als Arbeiterorganisationen betrachtet, von den Sowjets bevorzugt und ihr Aufbau beschleunigt vorangetrieben wurde, verbanden die Funktionäre des VDK anfangs große Hoffnungen. Doch schon im Jahre 1950 waren sie darüber enttäuscht, wie wenig der neue Staat ihren Wünschen und Interessen Rechnung getragen hatte. Weil sie vom Staat vernachlässigt würden, hätten sie „die Pflicht, die Öffentlichkeit auf diese Tatsache hinzuweisen“. Es müsse „offen zum Ausdruck gebracht werden, daß hier keineswegs Menschen Entscheidungen treffen, die wirkliche Demokraten sind“. Man werde „Maßnahmen“ ergreifen, die Presse einschalten, um den genossenschaftlichen Sektor gegen die Behörden zu verteidigen.²⁴ Die

18 DDR. Ministerium für Planung. Statistisches Zentralamt. Die Konsumgenossenschaften und deren Verbände in der DDR (einschl. Berlin demokr. Sektor), März 1950, in: BArch Berlin, Bestand DL 1 (Ministerium für Handel und Versorgung), Nr. 3646.

19 Entwicklung der Anzahl der Mitglieder in den KG'en, 17. 9. 1991, Statistik im VdK-Archiv.

20 „Die Stellung der Konsumgenossenschaften und ihre massenpolitischen und ihre ökonomischen Aufgaben beim Aufbau des Sozialismus“ (1952) [Abschrift], in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3655.

21 Rundschreiben Nr. 152/49, Dresden, den 14. Nov. 1949, in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3644.

22 Akten in: BArch Berlin, Bestand DK 1 (Ministerium für Land- und Forstwirtschaft), Nr. 1819, Nr. 1820, Nr. 5927–5934.

23 Berlin, den 21. 5. 1953. An die Bezirks- und Kreisleitungen der SED und die Politischen Abteilungen bei den MTS, gez. Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, W. Ulbricht, Generalsekretär, in: BArch Berlin, Bestand DK 1, Nr. 86; Brief des Gen. Walter Ulbricht an die Mitglieder der LPG Typ I, 1960, in: BArch Berlin, Bestand DK 1, Nr. 1228.

24 Diskussion auf der gemeinschaftlichen Sitzung von Aufsichtsrat und Vorstand des VDK in Berlin am 12. 5. 50 zum Thema „Schwerpunkteaufgaben der Planung“, in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3645.

Genossenschaftsfunktionäre beabsichtigten demnach, die Bonzen in den Ministerien über Demokratie und Genossenschaftswesen zu belehren. Diese Phase in der Entwicklung der Genossenschaften dauerte jedoch nicht lange.

II. Staatliche Planung und DDR-Konsumgenossenschaften in den fünfziger Jahren

In den frühen fünfziger Jahren kam es mehrfach zum Umbau der konsumgenossenschaftlichen Basis- und Verbandstruktur. Zuerst erfolgte die Einbeziehung der Konsumgenossenschaften in die sozialistische Planwirtschaft, besonders durch das Gesetz „Über die Verbesserung der Versorgung der Bevölkerung“ vom Februar 1950. Im Fünfjahrplan wurde den Konsumgenossenschaften die Aufgabe zugewiesen, für einen wachsenden Lebensstandard durch erhöhte Produktivität und Kostenminderung, besonders durch Ausschaltung des Zwischenhandels und die Förderung direkter Beziehungen zwischen Erzeugern und Konsumenten, zu sorgen. Unter der Bedingung der Unterwerfung der Konsumgenossenschaften unter die staatliche Planung hieß es jetzt, daß diese sich „zu einer Form des sozialistischen Eigentums“ entwickeln sollten. Dementsprechend lautete die Entschließung des III. Parteitages der SED: „Dem volkseigenen Sektor stehen am nächsten die genossenschaftlichen Unternehmungen der Konsum- und Dorfgenossenschaften, die zwar kein demokratisches Staatseigentum, aber auch kein Privateigentum sind, sondern gegenüber den volkseigenen Unternehmungen eine niedrigere Stufe des gesellschaftlichen Eigentums bilden.“ Damit war es jetzt den Genossenschaften erlaubt, „in größerem Umfang gesamtgesellschaftliche Aufgaben“ zu übernehmen.²⁵

Partei und Regierung waren mit den Konsumgenossenschaften dauernd unzufrieden. Die Partei kritisierte, daß „der genossenschaftliche Handel mit dem Tempo der allgemeinen ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung nicht vollends Schritt gehalten hat“, daß „die Konsumgenossenschaften noch keine kämpferische Initiative im Kampf um den Plan entwickeln“.²⁶ Um kämpferische Begeisterung für den Plan zu erzeugen, dachte die Parteileitung an den Umbau der innergenossenschaftlichen Demokratie – so wurde z. B. in einer Entschließung des Politbüros der SED vom 17. Juli 1951 die „stärkere Entfaltung eines demokratischen Eigenlebens in den Konsumgenossenschaften“ gefordert. Dies bedeutete zuerst die Stärkung der Stellung der Verkaufsstellenausschüsse, die den Unterbau der konsumgenossenschaftlichen Massenbewegung bildeten. Das war aber nur der Anfang.

Die Ursache der mangelnden Dynamik lag vermeintlich im Organisationsstatut des Verbandes und der Einzelgenossenschaften. „Das bisherige Statut [...] gab [...] einigen Genossenschaftsbürokraten die Möglichkeit, ihr unkonsequentes Verhalten zu verdecken“, kritisierten Funktionäre des Handelsministeriums im Jahre 1952. Um die Genossenschaftsbürokratie zu kontrollieren, brauche man „die stärkste Entfaltung der innergenossenschaftlichen Demokratie“, die nach dem „Prinzip des demokratischen

²⁵ Vgl. Autorenkollektiv, *Weg und Erfolg*, a. a. O., S. 89.

²⁶ „Die Stellung der Konsumgenossenschaften“, in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3655.

Zentralismus“ in einem neuen Statut zu festigen sei.²⁷ Der VDK erhielt ein neues Gremium, den Genossenschaftsrat, der statutengemäß ermächtigt war, zwischen Mitgliederversammlungen die nötigen Entscheidungen zu treffen. Der Genossenschaftsrat war besser geeignet, den Einfluß von Partei und Staat zu sichern, weil er relativ klein war und im Gegensatz zu den Mitgliederversammlungen die „Genossenschaftsbürokratie“ kontinuierlich überwachen konnte.

Erste Aufgabe des Genossenschaftsrates des VDK war es, ein neues Musterstatut für alle Konsumgenossenschaften auszuarbeiten. Dieses Statut von 1952 verankerte auf allen Ebenen des konsumgenossenschaftlichen Systems das Prinzip des demokratischen Zentralismus, die Institution des Genossenschaftsrats und die Verpflichtung, die Politik der Partei und der Regierung zu vertreten. Auf seiner zweiten Tagung beschloß der Genossenschaftsrat des VDK, die bestehenden Landesverbände der Konsumgenossenschaften aufzulösen und neue Kreis- und Bezirksverbände zu bilden. Mit dieser neuen Struktur war im Herbst 1952 eine fünfstufige Hierarchie vollendet: von den Verkaufsstellenausschüssen über Einzelgenossenschaften, Kreis- und Bezirksverbände bis zum VDK als Verbandsspitze. Jede Gliederung war an die Entscheidungen der jeweils übergeordneten Ebene gebunden. Dabei wurde die Organisation der Konsumgenossenschaften „der territorialen Gliederung der staatlichen Verwaltung angepaßt. Diese Reorganisation sollte eine enge Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen sichern.“²⁸ Bald danach beschloß der Genossenschaftsrat des VDK, die Bildung von ländlichen Dorfgenossenschaften so schnell wie möglich voranzutreiben, um die Regierung bei der Sozialisierung der Landwirtschaft und der Versorgung der Genossenschaftsbauern in den LPGs zu unterstützen. Innerhalb eines einzigen Jahres wurden Tausende ländlicher Verkaufsstellen geöffnet.

Nach wie vor bestanden jedoch zwischen dem Handelsministerium und führenden Genossenschaftsfunktionären erhebliche Differenzen über die Funktion der Genossenschaften. So hieß es beispielsweise 1956 in einer vertraulichen Stellungnahme des Ministeriums, man brauche „eine Klarstellung des Verhältnisses zwischen staatlichem und genossenschaftlichem Handel“.²⁹ „Die Konsumgenossenschaften fühlen sich in ihrer gegenwärtigen Entwicklung, besonders in den Städten und Industriezentren, gehemmt.“ Ein „Kleinkrieg“ sei zwischen den Konsumgenossenschaften und der 1948 gegründeten volkseigenen Handelsorganisation (HO) ausgebrochen. Die Genossenschaftsfunktionäre mußten verstehen, daß der Staat ihnen große Vorteile einräume und daß ihre Zukunft mit dem weiteren Aufbau des Sozialismus verbunden sei. Sie sollten weniger unabhängig vom Ministerium planen und auf Kreis- und Bezirksebene enger von den örtlichen Behörden überwacht werden. Das Ministerium kritisierte besonders, daß die Konsumgenossenschaften ihr Handelsnetz in den Städten immer noch erweiterten, während die Partei festgelegt habe, daß ihre Aufgabe auf dem Lande liege. Auch wurde moniert, daß die Genossenschaftsorganisationen immer größere Großhandelsniederlassungen auf allen Ebenen ausbauten, was zur Konkurrenz mit dem staatseigenen Großhandel führen

27 Ebd. Dort auch das folgende Zitat.

28 Vgl. Autorenkollektiv, *Weg und Erfolg*, S. 109.

29 „Berlin, den 5. 12. 1956. Streng vertraulich! Entwurf. Stellungnahme zum Beschlußentwurf der Konsumgenossenschaften“, in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3664.

würde. „Der VDK und die Konsumgenossenschaften lassen sich bei ihrer Tätigkeit zu sehr nur von Rentabilitätsgründen leiten“, hieß es weiter. „Durch eine größere wirtschaftliche Beweglichkeit und durch die Zahlung der Rückvergütung sind die Konsumgenossenschaften zur Zeit gegenüber dem volkseigenen Handel im Vorteil.“ Das Ministerium solle beschließen: „Das Ziel beim weiteren Aufbau des Sozialismus in der DDR besteht darin, daß der volkseigene Sektor auch im Handel schneller wächst als der genossenschaftliche.“

In den folgenden Jahren untersagte der Staat dann den weiteren Ausbau des genossenschaftlichen Großhandels, verpflichtete die Genossenschaften zur Unterstützung der HO und hielt sie an, sich zuerst auf die weniger rentablen Verkaufsstellen auf dem Land zu konzentrieren.³⁰ Das Wachstum des genossenschaftlichen Sektors wurde tatsächlich in den sechziger Jahren gebremst und blieb bis zum Ende der DDR bei etwa 35 Prozent des Gesamteinzelhandelsumsatzes stabil. Die staatliche Förderung und Bevorzugung der Konsumgenossenschaften hatte ihre Grenzen erreicht.

III. Partei, Gesellschaft und Konsum in den sechziger Jahren

Nach der Schließung der Grenzen im August 1961 begann die Ära des „umfassenden Aufbaus des Sozialismus“. Als Wirtschafts- und Massenorganisationen dienten die Konsumgenossenschaften dem „entwickelten Gesellschaftssystem des Sozialismus“ in zwei Bereichen: erstens in der Ökonomie, indem sie kontinuierlich neue Verkaufsstellen eröffneten, neue Handelsformen wie Selbstbedienung, Kauf- und Warenhäuser entwickelten, neue Warensortimente einführten und die „komplexe sozialistische Rationalisierung“ planten, und zweitens auf gesellschaftliche Weise, indem sie die Aufklärungskampagnen und die Sozialpolitik der Regierung unterstützten.

Der VI. Parteitag der SED beschloß 1963 die Einführung des Neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung der Volkswirtschaft. Das NÖS sollte zugleich die Modernisierung der Wirtschaft und die Flexibilisierung der Planung bewirken. Bei den Konsumgenossenschaften erforderte dies die Modernisierung der Läden, größere Effizienz und Produktivität, bessere Bedienung der Kunden und Erweiterung der Warensortimente, aber auch neue Kooperationsgemeinschaften zwischen Genossenschaften und Staatsbetrieben. Wettbewerbsverpflichtungen und die Beteiligung des Verkaufspersonals an Umsatz und Überschuß sollten die Beschäftigten zu größerer Leistung anspornen; die Genossenschaften sollten wie andere Betriebe ihren Kapitalbedarf stärker durch Selbstfinanzierung decken. In der kurzen Reformphase zwischen 1963 und 1965 erprobten die Konsumgenossenschaften auf Anregung des Ministeriums für Handel und Versorgung verschiedene technische Verbesserungen.³¹ Aber auch in dieser Reformperiode

³⁰ Die Großhandelstätigkeit der Konsumgenossenschaften wurde durch die Verordnung über die Bildung von Großhandelsgesellschaften vom 10. 3. 1960 beendet, doch dann gegen Ende der sechziger Jahre teilweise wieder erlaubt.

³¹ VdK-Archiv, Altbestand Büro f. Org. u. Leitung, Nr. 3/1570 (Plan der sozl. Rationalisierung und Rekonstruktion, 1964). Vgl. dazu siehe Rainer Land, Reformbewegungen in der SED in den 80er Jahren. Möglichkeiten und Grenzen, in: Zwischen Verweigerung und Opposition: Politischer Protest in der DDR,

blieb es dabei, daß dem VDK – trotz aller vermeintlichen Dezentralisation – alle Innovationspläne vorab zur Genehmigung vorgelegt werden mußten.³² In einem Rundbrief von 1964 heißt es: „Zielstellungen, die ökonomische Experimente darstellen, [...] können ohne Zustimmung des VDK nicht in die Pläne der sozialistischen Rationalisierung und Rekonstruktion aufgenommen werden.“³³ Es kam also bei den einzelnen Konsumgenossenschaften de facto zu keiner nennenswerten Dezentralisation, allenfalls erlangte der Dachverband VDK möglicherweise eine größere Unabhängigkeit.

Dabei war die Zentralisation im VDK für das Regime ungefährlich, weil der Verband immer stärker der Kontrolle durch die Partei unterworfen wurde. Die Führer der VDK waren natürlich Parteimitglieder, und nicht nur das: die leitende Parteigruppe im Vorstand war zu jedem Zeitpunkt über die politischen Ansichten aller Kader in den Genossenschaften bestens informiert, wie die Personalakten über die Manager, aber auch die Sonderakten über republikflüchtige Genossenschafter zeigen.³⁴ Darüber hinaus pflegte die interne Parteioorganisation gute Kontakte zu anderen Parteigliederungen, um weitere Informationen über einzelne zu bekommen. Vor der Auswahl von Vorstandskandidaten des VDK wurden beim Zentralkomitee der SED, bei Kandidaten für die Bezirksverbände bei den SED-Bezirksleitungen Informationen eingeholt. Die politische Überwachung erlaubte es den Verbandsführern sicherzustellen, daß wichtige Positionen überwiegend mit SED-Mitgliedern besetzt wurden.

In gewählten Gremien der Genossenschaften duldete man einen relativ hohen Prozentsatz von Funktionären, die nicht Mitglieder der SED waren. In der Propaganda wurde hervorgehoben, daß die Mehrheit in den Vertreterausschüssen der Genossenschaften (52 Prozent) aus Parteilosens bestand.³⁵ Auf höherer Ebene, etwa im ebenfalls gewählten Genossenschaftsrat des VDK, besaß die SED eine Mehrheit von nur 54 Prozent.³⁶ Aber auch die Parteilosens mußten die SED unterstützen. Noch in den achtziger Jahren lautete die Wahldirektive: „Die Wahlen stehen im Zeichen des politisch bewußten

[Forts. von Anm. 31]

1970–1989. Hrsg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, Frankfurt a. M. und New York 1997, S. 129–144. Land zitiert Helmut Seidel von der Universität Leipzig: „Es war und ist deshalb meine feste Überzeugung, daß, wenn es je eine kleine Chance gegeben hat, die DDR ökonomisch attraktiv zu machen, sie in den Jahren von 1963 bis 1965 bestand“ (a. a. O., S. 135). Diese Hoffnung mußte nach dem 11. Plenum 1965 aufgegeben werden.

32 Siehe z. B. die Akten betr. die Versuche, in Dresden und Leipzig in den frühen sechziger Jahren neue Handelsketten zu organisieren, in: VdK-Archiv, Altbestand/Mitgliederorganisation, Nr. 3/2290, 3/0324 und 3/2512.

33 VDK, Der Vorstand, An alle Bezirksverbände z. Hd. d. Vorstandsvorsitzenden und Konsum-Fachschule für Binnenhandel z. Hd. der Schulleitung, 25. 2. 1964, in: VdK-Archiv, Altbestand Büro f. Org. u. Leitung, Nr. 3/1570.

34 VdK-Archiv, Altbestand Kader und Personal, Nr. 3/0624, Nomenklaturkader 1951–1969. Das Archiv hat um 1994 die Akten über Republikflüchtige vernichtet, „aus Datenschutzgründen“; vorhanden ist nur noch eine Kassationsliste der Aktenbände.

35 Vgl. Politbüro des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, „Zu den Aufgaben der Partei in den Konsumgenossenschaften“, Juli 1951, S. 1. Siehe auch Autorenkollektiv, Weg und Erfolg, S. 99.

36 Vgl. Kaderspiegel über die kadermäßige Zusammensetzung der Mitglieder (110) und Kandidaten (20) des Genossenschaftsrates des VDK. Stand vom 4. 9. 1963, in: VdK-Archiv, Altbestand Kader und Personal, Nr. 3/0624. Zum selben Zeitpunkt aber waren 85 Prozent der Genossenschaftsratskandidaten SED-Mitglieder – die Partei machte also rasche Fortschritte.

Handelns der Mitglieder und Mitarbeiter zur schöpferischen Verwirklichung der Beschlüsse des [...] Parteitages der SED.“³⁷

Besonders über die hauptamtlichen Funktionäre sicherte die SED ihren Einfluß: Mitte der sechziger Jahre waren 90 Prozent der Revisionskommissionsmitglieder und 95 Prozent der Vorstandsmitglieder in den Bezirksgenossenschaften Mitglieder der SED. Das System verlangte politische Zuverlässigkeit von allen, die in höhere Positionen aufrücken wollten. So attestierte 1964 ein Manager einer Kollegin, sie mache zwar „zielgerichtete und straffe Arbeit“, aber „zunächst zu einseitig vom fachlichen Standpunkt“. Sie müsse aber „noch daran arbeiten, ihre Aufgabenstellung mehr unter dem Gesichtspunkt der Einheit von Ökonomie und Politik durchzusetzen“. Die positive Beurteilung eines anderen Abteilungsleiters lautete, er „ist parteiverbunden und tritt innerhalb der Parteiorganisation objektiv in Erscheinung“.³⁸ Natürlich unterschieden sich die Kriterien der Kaderbeurteilungen in den Genossenschaften nicht von denen der Nomenklaturkader in anderen DDR-Organisationen. Nur beruht eine Genossenschaft per definitionem auf der Unabhängigkeit und freien Entscheidung der Mitglieder. Angesichts der Tatsache, daß die hauptamtlichen Manager der Genossenschaften unter der Kontrolle der SED standen, muß man bezweifeln, daß es sich nach dieser Definition bei den Genossenschaften in der DDR überhaupt um echte Genossenschaften handelte.

Die Personal- und Kaderpolitik beschäftigte sich nicht nur mit der Parteimitgliedschaft, sondern auch mit Fragen der Qualifikationen und der sozialen Zusammensetzung von Kadern. Dabei spielte die Frage der Partizipation von Frauen eine wichtige Rolle. Natürlich diente die Förderung von Frauen bei der Besetzung ehren- und hauptamtlicher Stellen wichtigen Propagandazwecken, insbesondere um die Überlegenheit der DDR-Genossenschaften gegenüber denen der Bundesrepublik hervorzuheben. Aus den Akten ergibt sich jedoch, daß die Frauenförderung anderen taktisch-politischen Zwecken diente. Schon im Jahre 1946 hatte der spätere VDK-Präsident Gerhard Lucht erklärt: „Es muß uns gelingen, die gesamte Verbraucherschaft an die große Linie der zukünftigen sozialistischen Einheitspartei Deutschlands heranzuführen.“ Dabei ging es besonders darum, die „deutschen Hausfrauen [...] an [die] Linie der Arbeiterparteien“ heranzuführen.³⁹ Die meisten Frauen waren nicht über die Parteigliederungen zu erreichen und galten deshalb als politisch unberechenbar. Hier boten die Konsumgenossenschaften der SED eine Möglichkeit der Einflußnahme.

In den lokalen Verkaufsstellen waren über 90 Prozent des Verkaufspersonals weiblich, auch die weit überwiegende Mehrheit der Käufer. Die Funktionäre betonten, „daß die Verteilungsstellen fast ausschließlich von einkaufenden Frauen beherrscht werden“.⁴⁰

37 Verband der Konsumgenossenschaften der DDR. Material für die Wahlen der leitenden Organe der Konsumgenossenschaften der DDR 1982, in: VdK-Archiv, Abt. Mitgliederorganisation, Nr. 956, Dokumente zur Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Wahlen der leitenden Organe in den Konsumgenossenschaften, 1953–1982.

38 Vgl. die Beurteilungen von Beschäftigten in: VdK-Archiv, Altbestand Kader und Personal, Nr. 3/0624.

39 Gerhard Lucht in der 2. Sitzung des Org.-Büros am Dienstag, dem 19. Februar 1946 im Volkspark; Protokoll der ersten Sitzung des Organisationsbüros der Konsumgenossenschaften in der Provinz Sachsen am 29. Januar 1946 in den Räumen des Volksparks, Halle; beide in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 425.

40 Richtlinien über die Einbeziehung der Frauenarbeit in die Verteilungsstellen- und Funktionärsarbeit in den KG'en und Verbänden, in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 287.

Diese frauenbeherrschten Räume müßten für das Regime gewonnen werden. Man müsse die Frauen in den Verkaufsstellen organisieren, aufklären, einbeziehen. Ziel war, „die passiven Rolle der Frau als *Nurkäuferin*“ zu überwinden. „Die Frauen sind noch allzu-sehr geneigt, die Dinge so zu sehen, wie sie scheinen, aber nicht, wie sie wirklich sind“, konstatierten parteitreue Genossenschaftsfunktionäre. „Aufgrund ihrer täglichen Sorgen erkennen sie noch nicht die politischen Zusammenhänge und bleiben daher an der Oberfläche des Geschehens haften.“⁴¹ „Soweit die Frau in der Verteilungsstelle nur von materiellen Interessen beherrscht wird, sind die Gedankengänge der Frau in geschickter Weise auf das politische Gebiet überzuleiten,“ indem man versucht, „an die besonderen Interessen der Frauen anzuknüpfen und sie ideologisch zu beeinflussen [...]“.⁴² Um die notwendige systematische Arbeit zu organisieren, brauchte man Frauensekretariate in allen Verbänden und Genossenschaften, Frauengruppen auf allen Ebenen und besonders weibliche Kandidaten zur Besetzung offener Stellen. Genossenschaftsverbände, die keine Erfolge bei der Wahl oder bei der Einstellung weiblicher Führungskräfte verzeichnen konnten, waren scharfer Kritik von seiten des VDK ausgesetzt.⁴³

Aber auch direkte Förderungsmaßnahmen – wie etwa die Verpflichtung, bei der Einstellung von Managern eine bestimmte Frauenquote zu berücksichtigen – waren nicht immer erfolgreich. So mußte der Bezirksverband Schwerin der Konsumgenossenschaften berichten, daß fünfzehn gut qualifizierte jüngere Frauen die ihnen angebotenen Stellen abgelehnt hätten. Nicht nur von höheren Funktionären, auch in der Presse wurden die Schweriner Konsumgenossenschaften kritisiert. Die Bezirksfunktionäre mußten nach den Ursachen forschen und Gespräche mit den betroffenen Frauen führen. In kleinen Diskussionsgruppen wurde deutlich, was die Frauen wirklich wollten: mehr Ausbildung (auch über das Fernstudium), „Einkaufserleichterungen, damit die Frauen mehr Zeit für ihre Familie und gesellschaftliche Arbeit haben“, „Unterbringung der Kinder in Kinderkrippen und -gärten [...], um noch mehr Frauen die Möglichkeit zu geben, sich in den Arbeitsprozeß einzureihen“.⁴⁴ Hier wird noch eine andere Dynamik sichtbar. In den Gruppengesprächen erwies sich, daß Frauen oft Mißstände kritisierten. Sie machten präzise Vorschläge zur Verbesserung der Arbeits- und Einkaufsbedingungen. In der Zeitschrift *Konsum* konnte man lesen: „Die Frauen werden in der praktischen Mitarbeit dem Konsum neue Anregungen geben, um alle Probleme zu lösen, die der berufstätigen Frau sowie der Hausfrau Hilfe bringen.“⁴⁵ Es war der Regierung und der Partei natürlich von Nutzen, daß diese Kritik sich gegen die Konsumgenossenschaften richtete – nicht gegen den Sozialismus. Dabei konnten die Frauen auch Impulse in Richtung Modernisierung geben.

41 „Bedeutung der Frauenarbeit für die Genossenschaften und die Gesellschaft“, in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 346. Das Dokument ist ein internes Referat, wahrscheinlich des Konsum-Hauptsekretariats Berlin, aus dem Jahre 1948.

42 Ebda.

43 Wie z. B. in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 287; vgl. auch VdK-Archiv, Altbestand Kader und Personal, Nr. 3/0966.

44 „KGV Bezirk Schwerin, Kaderabteilung, Schwerin, den 10. 6. 1964, Einschätzung über die Beratung mit Frauen in den Kreisverbänden und Bezirks-Produktionsbetrieben“ in: VdK-Archiv, Altbestand Kader und Personal, Nr. 3/0966.

45 „Vorwärts zu neuen Zielen“, in: *Konsum*, Sondernummer, August 1949, S. 2.

Wie an der Frauenpolitik deutlich wird, sollten die Konsumgenossenschaften die große Masse der Verbraucher organisieren, mobilisieren, aufklären und an die politische Linie der SED heranzuführen. In dieser Hinsicht waren jedoch keine großen Erfolge zu verzeichnen. Während der ökonomische Bereich durch immer mehr Verkaufsstellen oder neue Handelsformen und Produkte expandierte, auch immer mehr Frauen in mittlere Leitungs- und Managementfunktionen aufstiegen, waren die konsumgenossenschaftlichen Massenorganisationen in Hinsicht auf politische Massenpropaganda ein wenig effektiver Mobilisierungsfaktor in der DDR.

IV. Versagen der DDR-Konsumgenossenschaften als Massenorganisationen?

Die Massenorganisationen in der DDR „erhielten allesamt formal einen überparteilichen Anstrich, waren aber von Beginn an kommunistisch dominiert“. Sie mußten die „führende Rolle der SED“ anerkennen und als „Transmissionsriemen“ kommunistischer Politik wirken.⁴⁶ Im Juli 1951 beschloß das Politbüro der SED Leitsätze zur ideologischen Arbeit in den Konsumgenossenschaften: „Zu den Aufgaben der Partei in den Konsumgenossenschaften“. Das Politbüro betonte, daß es den Konsumgenossenschaften obliege, die ökonomische Politik der DDR auf dem Gebiet des Handels durchzuführen und dadurch die Bevölkerung von der Richtigkeit dieser Politik zu überzeugen. Das Politbüro forderte vor allem aber, die Unterschätzung der Bedeutung der Konsumgenossenschaften als politische Massenorganisationen zu überwinden. Die Parteiorganisation sollte einen konsequenten Kampf gegen das „Nurgenossenschaftler- und Sektierertum“ in den Konsumgenossenschaften führen und einen breiten politisch-ideologischen Erziehungsprozeß in ihren Organen und Einrichtungen entfalten.⁴⁷

Gemessen an solch hochgesteckten Zielen, mußte konsumgenossenschaftliche Propaganda in den fünfziger und sechziger Jahren immer wieder als zu primitiv kritisiert werden. Insbesondere wurde die fehlende Verbindung von Ökonomie und Politik bemängelt, was die politische Werbung „abstrakt“ erscheinen ließ.⁴⁸ Die mangelnde Beteiligung an Versammlungen wurde ebenfalls kritisiert.⁴⁹ In einer Verbandsgeschichte heißt es, es sei ein Kampf zu führen gewesen „gegen die fehlerhafte Praxis vieler Genossenschaftsfunktionäre [...], die die wirtschaftlichen Aufgaben der Konsumgenossenschaften ohne die Beteiligung der Mitglieder zu lösen versuchten“.⁵⁰

Intern wurde in bezug auf Mitglieder, die zwar an den Genossenschaftsversammlungen teilnahmen, bemängelt, daß „ihr Interesse sich besonders auf die Entwicklung des Handelsnetzes richtet, weil sich in der Verkaufsstelle ihre Konsumgenossenschaft

46 Klaus Schroeder, *Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft, 1949–1990*, München 1998, S. 45.

47 „Die Stellung der Konsumgenossenschaften“, in: BArch Berlin, Bestand DL 1, Nr. 3655.

48 Berlin, den 9. 10. 50. Bericht über die 1.) Wahlvorbereitungen 2.) Mitgliederabteilungen in den KGen Wittenberge, Perleberg, Kyritz und Ludwigslust (Grabow), in: BArch Berlin, Bestand 95, Nr. 287.

49 Vgl. „Einschätzung der politisch-ideologischen Arbeit in der Mitgliederorganisation“ (Bericht an den Vorstand des VDK, 1966), in: VdK-Archiv, Altbestand Mitgliederorganisation, Mitgliederarbeit, Genossenschaftswesen, Nr. 03/0294.

50 Vgl. das Manuskript: Abriß zur Geschichte der proletarischen Konsumgenossenschaften, in: VdK-Archiv, FoGe IIIa, S. 27.

verkörpert“. Andere Mitglieder waren hauptsächlich an der Rückvergütung interessiert: „Bei diesem Teil der Mitglieder steht das persönliche Interesse zeitweilig über den Interessen der Gesellschaft. [...] Dieses Motiv nimmt besonders bei einem Teil der jüngeren Menschen zu.“⁵¹ Andere waren daran interessiert, „den Einkauf mit größerer Zeitersparnis und Arbeitserleichterung durchzuführen, vorteilhafte Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen sowie fachlich gut beraten zu werden“. „Mitglieder, bei denen dieses Motiv eine immer größere Rolle spielt, sind vor allem Frauen, die im Arbeitsprozeß stehen [...]“. Im allgemeinen war das ideologische Interesse der Mitglieder und Mitarbeiter mangelhaft. Beklagt wurden die nicht ausreichende Behandlung der Politik des Klassengegners, die „noch immer vorhandene Unterschätzung der Gefährlichkeit des westdeutschen Imperialismus und Militarismus“ und auch „pazifistische Tendenzen, die teilweise bei jüngeren Menschen zum Ausdruck kommen“.

Manche Konsumgenossenschaften berichteten als Zeichen der „politisch-ideologischen Entwicklung“ nur über solche Innovationen wie die Wechselkorbmethode, die Leerflaschenrücknahme, die Selbstbedienung, die Einrichtung von Warenschleusen, Milch- und Brötchenverkauf an arbeitsfreien Tagen und Wandersortimente. Man kann hier die Tendenz erkennen, die geforderte politische Massenarbeit in Form ökonomischer Leistungen zu erbringen, wirtschaftliche Fortschritte als Propagandamaßnahmen verstehen zu wollen. Manchen Kollektiven wurde vorgeworfen, „daß sie eine hervorragende technische Arbeitsweise entwickeln, jedoch das sozialistische Bewußtsein nicht im gleichen Maße mitgewachsen ist“; in einem anderen Fall sei ein „Widerspruch zu verzeichnen, einmal Aktivität bei Sondereinsätzen, Ernte, Abfüllerei usw. und andererseits politisches Desinteresse“. Von Mitgliederbeteiligung – außer als Kunde – war selten die Rede. Aus kleineren ländlichen Konsumverkaufsstellen konnte man über eine Beteiligung an Versammlungen von 30 bis 40 Prozent der Mitglieder berichten. In den größeren städtischen Genossenschaften nahmen nur 15, 10 oder 5 Prozent, in Leipzig sogar nur 3 Prozent der Mitglieder an den Versammlungen teil.⁵² Diese verheerende Statistik wurde vom VDK nicht an die höheren Instanzen weitergegeben. Der VDK versuchte, die Tatsachen schönzureden, indem er die Diskussion politischer Aufgaben auf ökonomische Fragen lenkte. Man berichtete, daß die Zahl der Mitglieder wachse, daß mehr Mitglieder in Verkaufsstellenausschüssen tätig seien, daß mehr Geld in den Solidaritätsaktionen für das kämpfende vietnamesische Volk gesammelt worden sei. Man schwieg über Beteiligungsprozente.

Einerseits gelang es den Funktionären der Konsumgenossenschaften nicht, ihren wirtschaftlichen Bereich so unabhängig zu entwickeln, wie es ihren ursprünglichen Vorstellungen entsprochen hätte. Andererseits gelang es Partei und Staat ebensowenig, die Konsumgenossenschaften zu Erfüllungshilfen ihrer Politik zu machen und zu Propagandazwecken zu instrumentalisieren. Man kann sogar von einer Verweigerung gegenüber den totalitären Ansprüchen der Regierung sprechen.⁵³

51 „Einschätzung der politisch-ideologischen Arbeit in der Mitgliederorganisation“, in: VdK-Archiv, Altbestand Mitgliederorganisation, Mitgliederarbeit, Genossenschaftswesen, Nr. 3/0294 (auch für die folgenden Angaben).

52 Vgl. die Berichte aus den Bezirksverbänden, in: VdK-Archiv, Bestand VK/VdK – Sonderbestand Rundschreiben; Altbestand Mitgliederorganisation, Mitgliederarbeit, Genossenschaftswesen, Nr. 3/0294.

V. Die DDR-Konsumgenossenschaften in den siebziger und achtziger Jahren

Die geschilderte Entwicklung vollzog sich in den fünfziger und sechziger Jahren, in einer Periode des organisatorischen, technischen und ideologischen Ausbaus des konsumgenossenschaftlichen Systems der DDR. Der VIII. Parteitag der SED im Jahre 1971 – der Beginn der Ära Honecker – brachte einige Veränderungen. Die Genossenschaften identifizierten sich mit Erich Honeckers Einsatz für „die Versorgung der Menschen mit mehr und besseren Konsumgütern, die Erleichterung ihres Alltags durch erweiterte Dienstleistungen [als] ein Grundanliegen der Politik von Partei und Regierung bei der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft“.⁵⁴ Für die Konsumgenossenschaften bedeutete dies eine Bestätigung der Tendenz, sich auf die Ökonomie zu konzentrieren.

Allgemein kann man einen Wandel der Inhalte der konsumgenossenschaftlichen Aufgaben nach etwa 1970 erkennen. Das Verhältnis zwischen Regime und Konsumgenossenschaften war weniger von Konflikten und kritischen Auseinandersetzungen getrübt, ein Zustand, der wahrscheinlich mit der stärkeren Betonung der wirtschaftlichen Aufgaben der Konsumgenossenschaften zu tun hatte. Das Regime schien die nur formelle massenpolitische Tätigkeit der meisten Konsumgenossenschaften zu akzeptieren, weil die ökonomische Lage ernster wurde. Die Bildung der Kombinate in den Jahren 1979 bis 1982 hatte sicher Auswirkungen auf die Produktionsbetriebe der Konsumgenossenschaften, nicht aber auf die Mitglieder der Genossenschaften und ihre Kontrollorganisation. Einerseits waren im Bereich des Großhandels weitere Neudefinitionen der jeweiligen Handelstätigkeiten der HO und des VDK zu verzeichnen, andererseits gab es Versuche, besonders in Berlin einen konsumgenossenschaftlichen Schauplatz zu errichten. Aber die Struktur, die Beziehungen zu Staat und Partei, die Kader, die Ideen und die Propaganda blieben über zwei Jahrzehnte auffällig unverändert – bis die DDR selbst unterging.

Bemerkenswerter als alle technischen Fortschritte ist das Fortbestehen derselben Kontrollstrukturen und derselben Führungsschicht, auch in der Person des Verbandspräsidenten Dr. Heinz Fahrenkrog, der ununterbrochen von 1967 bis 1991 im Amt blieb. In den achtziger Jahren hat Präsident Fahrenkrog immer wieder darüber berichtet, wie Mitarbeiter der Konsumgenossenschaften den Weg zur SED fanden. „Sie sind entschlossen und bereit, durch neue sozialistische Arbeitstaten die kluge und weitsichtige Politik unserer Partei zum Wohle des Volkes und zur Sicherung des Friedens zu unterstützen“, versicherte der Genossenschaftsführer der Partei, wie man es wohl auch von ihm verlangte.⁵⁵ Sogar im Herbst 1989 blieben die Führungskader der Konsumgenossenschaften

53 Zur differenzierten Diskussion der verschiedenen Arten von Widerstand, Opposition, Resistenz, Verweigerung usw. siehe Peter Steinbach, *Widerstand – aus sozialphilosophischer und historisch-politologischer Perspektive*, in: *Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstandes und der Opposition in der DDR*. Hrsg. von Ulrike Poppe, Rainer Eckert und Ilko-Sascha Kowalczyk, Berlin 1995, S. 27–67.

54 Vgl. 40 Jahre erfolgreiches Genossenschaftswirken in der Deutschen Demokratischen Republik, von Dr. Heinz Fahrenkrog, Präsident des Verbandes der Konsumgenossenschaften der DDR, in: *VdK-Archiv, Bestand Selbstdarst., Jubiläen, Zentr. Konferenzen, BAI, Schriften, Nr. Jub 11*.

55 Vgl. 14. 4. 1981, An die Delegierten des X. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Heinz Fahrenkrog, Präsident, in: *VdK-Archiv, Bestand Selbstdarst., Jubiläen, Zentr. Konferenzen, BAI, Schriften, Nr. Jub 11*. Hier wäre auch ein wissenschaftlicher Aufsatz aus dem Jahre 1983 zu nennen, als Beweis für fehlende Reformimpulse und den Mangel an kritischer Auseinandersetzung mit der Geschichte:

dem Regime treu. Mitten in der Krise der DDR beschwor der Verbandspräsident in einem Schreiben ausdrücklich die historische Verbundenheit der Genossenschaften mit dem Regime:

„Der in den ersten schweren Nachkriegsjahren beginnende Prozeß der revolutionären Umwälzungen auf dem Gebiet der DDR und die Entscheidung der Konsumgenossenschaften, mit der Arbeiterklasse den Weg des Neuaufbaus zu gehen, waren die Grundlagen, auf denen sich die stürmische Entwicklung in der konsumgenossenschaftlichen Organisation in den folgenden Jahrzehnten vollzog. Der Wiederaufbau und das Erstarren der Konsumgenossenschaften vollzog sich im harten antiimperialistischen Kampf und unter den Bedingungen breiter Klassenauseinandersetzungen. Alle waren in diesen Kampf hineingestellt und mußten Position beziehen.“⁵⁶

Genossenschaftliche Demokratie, so der Verbandspräsident, vollziehe sich „nicht im luftleeren Raum [...], sondern in einem Umfeld eines politischen Systems, das von der führenden Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei, der SED, geprägt ist“. Gegen alle die „nichtmarxistischen Kritiker“ der „jüngsten Zeit“ argumentierte der Genossenschafter für das Fortbestehen der „politischen Führung der Gesellschaft durch unsere“, durch „die marxistisch-leninistische Partei“. „Voller Optimismus in die Zukunft“ erwartete er „die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ durch den kommenden XII. Parteitag der SED. Treu bis zum Ende war die Genossenschaftsführung. – Das oben zitierte Schreiben ist vermutlich von den Adressaten kaum zur Kenntnis genommen worden; wahrscheinlich zum 40. Jahrestag der DDR am 7. Oktober 1989 konzipiert, wurde der Festvortrag durch andere Ereignisse überrollt – u. a. von den Protesten in den Straßen Berlins. Bald sollten die DDR-Konsumgenossenschaften in die Geschichte der Bundesrepublik einbezogen werden, wobei sich herausstellen würde, daß nur wenige überlebten.

VI. Der Wiederaufbau der Konsumgenossenschaften in der Bundesrepublik

Im westlichen Teil Deutschlands verlief die Geschichte der Konsumgenossenschaften anders, wenn auch nicht in jeder Hinsicht besser. Allerdings begann diese Geschichte ebenso mit der Wiedergründung und Bevorzugung der Konsumgenossenschaften durch die Besatzungsmächte. Besonders in der britischen Zone glaubte die Militärverwaltung, daß durch die Wiedererrichtung von Konsumgenossenschaften gleichzeitig die

[Forts. von Anm. 55]

„Die Konsumgenossenschaften ihrerseits gingen und gehen stets von dem Grundsatz aus, die vom Staat gewährte Hilfe und die gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten zur allseitigen Stärkung, Festigung und Entwicklung der sozialistischen Staatsmacht zu nutzen.“ Man verurteilte dabei die Tatsache, daß „die staatlichen Organe die Konsumgenossenschaften dabei [unterstützten], indem sie geeignete Kader aus staatlichen Dienststellen und Einrichtungen in die Konsumgenossenschaften delegierten“. Zitiert nach: Die Gestaltung der Beziehungen zwischen dem sozialistischen Staat und den Konsumgenossenschaften, in: Autorenkollektiv. Beiträge zur Theorie und Praxis des Genossenschaftswesens. Sonderausgabe. Als Manuskript gedruckt, Berlin 1983.

⁵⁶ Zitiert nach: 40 Jahre erfolgreiches Genossenschaftswirken in der Deutschen Demokratischen Republik, von Dr. Heinz Fahrenkrog, Präsident des Verbandes der Konsumgenossenschaften der DDR, in: VdK-Archiv, Bestand Selbstdarst., Jubiläen, Zentr. Konferenzen, BAI, Schriften, Nr. Jub 11.

Bevölkerung versorgt, NS-Unrecht beseitigt und die Gesellschaft demokratisiert werden könnte.⁵⁷ So schrieb am 16. August 1946 der britische Chief der Finance Division: "Great importance is now being attached by the Government to the encouragement and rapid re-establishment of the consumer co-operative societies which were banned by the Nazis."⁵⁸ Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Briten die Geschichte der Konsumgenossenschaften im Nationalsozialismus als Zerschlagung von Arbeiterorganisationen vereinfachten und überbetonten. Der Prozeß der Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten war jedoch viel komplizierter.⁵⁹ Durch die Betonung des Aspekts der Verfolgung versuchte man, die Konsumgenossenschaften zu legitimieren und Spezialmaßnahmen zu begründen. Insoweit gab es im Westen ähnliche Überlegungen wie im Osten, die daraus resultierende Praxis war jedoch unterschiedlich. Allerdings hatte die Förderung von Konsumgenossenschaften als Entnazifizierungsmaßnahme im Westen später gravierende Konsequenzen.

Die Briten holten 1946 William Watkins, einen der Führer in der britischen Konsumgenossenschaftsbewegung und später auch im Internationalen Genossenschaftsbund, als Berater für Genossenschaftsfragen in ihre Militärverwaltung. In Anlehnung an die stark basisdemokratisch orientierte britische Selbsthilfebewegung beschloß man in der britischen Zone den Aufbau von Konsumgenossenschaften „von unten nach oben“: die Gründung lokaler Einzelgenossenschaften hatte Priorität, ihr Zusammenschluß zu Verbänden sollte erst später erfolgen. Kennzeichnend für die westdeutschen Verhältnisse blieb, daß in den ersten Jahren des Wiederaufbaus keine starke Zentralisierung wie im VDK in der SBZ/DDR stattfand. Die Gründungsversammlungen von lokalen Einzelgenossenschaften waren teilweise Großveranstaltungen, besonders in der unmittelbaren Nachkriegszeit unter der Militärverwaltung oft mit Beteiligung von Hunderten oder Tausenden Altgenossenschaftlern.

Die Mitarbeiter der Militärverwaltung wurden angewiesen, die Konsumgenossenschaften bei der Verteilung von Handelsartikeln zu unterstützen und ihren Umsatz zu steigern.⁶⁰ Die Konsumgenossenschaften konnten wie im Osten Ansprüche auf Eigentum stellen, das während der NS-Zeit konfisziert worden war. Die Maßnahmen zur Wiedergutmachung im Westen gingen aber nicht so weit wie in der Ostzone: manche Immobilien, die die Genossenschaften unter Wert hatten verkaufen müssen, befanden sich nach dem Krieg in Privatbesitz und konnten nicht rückübertragen werden.⁶¹ Im Herbst 1946 setzten die Briten einige Vorschriften über Konsumgenossenschaften aus der Zeit des Nationalsozialismus außer Kraft, darunter verschiedene Kriegsverordnungen, das Gesetz über Verbrauchergenossenschaften von 1935, den § 5 des Rabattgesetzes von 1934

57 Akten in: BArch Koblenz, Bestand Z 21 (Zentraljustizamt für die Britische Zone), Nr. 621.

58 From Finance Division Headquarters (R. H. Parker, Chief, Finance Division) to T & I Division, Food and Agriculture Division, Transport Division, 16 August 1946 [Abschrift], in: BArch Koblenz, Bestand Z 21, Nr. 621.

59 Siehe Ulrich Kurzer, Zur Entwicklung der Konsumgenossenschaften in Deutschland nach 1936, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), S. 477–499.

60 From Finance Division Headquarters (R. H. Parker, Chief, Finance Division) to regional headquarters of the British military government, 16 August 1946 [Abschrift], in: BArch Koblenz, Bestand Z 21, Nr. 621.

61 BArch Koblenz, Bestand Z 21, Nr. 633, Kommission für Ansprüche der Konsumgenossenschaften, 1948–49.

betreffend Rückvergütungen, aber auch den § 8 Abs. 4 des Genossenschaftsgesetzes von 1898, der den Konsumgenossenschaften das Geschäft mit Nichtmitgliedern untersagte.⁶² Aus dem britischen Alleingang wurde 1947 eine bizonale Regelung: die nationalsozialistischen Gesetze und Verordnungen wurden endgültig aufgehoben, während die Außerkraftsetzung der Vorschriften des Rabattgesetzes und des Genossenschaftsgesetzes auf vier Jahre bis Ende 1951 befristet wurde.

Zwar schufen die Alliierten für Konsumgenossenschaften günstige Rahmenbedingungen, aber beim Aufbau der Organisationen waren die Gewerkschaften die stärksten Verbündeten der Konsumgenossenschaften. Gewerkschaften und Betriebsratsmitglieder übernahmen die Mitgliederwerbung für neuzubildende Genossenschaften. In einem in verschiedenen Betrieben in Hannover verbreiteten Flugblatt hieß es unter der Überschrift „Hand in Hand“: „Die Gewerkschaften sorgen [...] für besseres Einkommen [...]. Die Konsumgenossenschaften [...] für besseres Auskommen.“ „Kein Gewerkschafter kann, ohne seinen eigenen Interessen und denen seiner Kollegen zuwiderzuhandeln, außerhalb der Konsumgenossenschaft bleiben. Wer heute noch nicht Konsummitglied ist, schädigt sich selbst [...]. Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften ergänzen sich, arbeiten Hand in Hand.“ Dieses Flugblatt war sowohl von den Vorständen des Kreisausschusses des Deutschen Gewerkschaftsbundes als auch von der Konsumgenossenschaft Hannover unterzeichnet.⁶³

Durch die Förderung der Militärverwaltung und der Gewerkschaften, aber auch durch die rege Beteiligung von Mitgliedern machten die Konsumgenossenschaften beeindruckende Fortschritte. Die Großeinkaufs-Gesellschaft (GEG) in Hamburg wurde wieder in ein genossenschaftliches Institut umgewandelt und der Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften wiedergegründet. Diese Zentralen unterstützten ein immer stärkeres Netz von wirtschaftlich erfolgreichen Lokalgenossenschaften. Im Jahre 1949 zahlten schon 71 Prozent von fast 300 berichtenden Konsumgenossenschaften Rückvergütungen an die Mitglieder; die meisten erstatteten ihren Mitgliedern drei Prozent oder mehr ihres Umsatzes am Jahresende als Barauszahlung. Ein Jahr später waren es bereits über 90 Prozent der Konsumgenossenschaften, die Rückvergütungen zahlten.⁶⁴ Aber gerade diese Erfolge brachten den Konsumgenossenschaften in den ersten Jahren der Bundesrepublik zunehmend Schwierigkeiten.

VII. Konsumgenossenschaften, Mittelstand und soziale Marktwirtschaft

Nach der Währungsreform von 1948, die die Teilung Deutschlands verfestigte, wurde in den Westzonen das Wirtschaftssystem als „soziale Marktwirtschaft“ konzipiert.⁶⁵ Eine „soziale“ Marktwirtschaft könnte in der Theorie entscheidend von genossenschaftlichen

62 Zentralamt für Wirtschaft in der britischen Zone, Hauptabteilung A., Rundschreiben, Minden, den 26. Sept. 1946, „Konsum-Vereine. Verordnung der Militärregierung Nr. 39 vom 31. 7. 1946“, in: BArch Koblenz, Bestand Z 21, Nr. 621.

63 In: BArch Koblenz, Bestand 141 (Bundesjustizministerium), Nr. 16453.

64 Vgl. Rückvergütungen 1949 bis 1950 (Kalkulation von Dr. Peter Toll, Bonn, 24. 7. 1952 datiert), in: BArch Koblenz, Bestand 116 (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten), Nr. 8148.

Unternehmen und der Gemeinwirtschaft geprägt sein – als Vorbild hätte die Wirtschaft der skandinavischen Staaten dienen können. In Westdeutschland war aber das Konzept der sozialen Marktwirtschaft an den quantitativ und politisch einflußreichen Mittelstand gebunden. Diese Tatsache war für die Konsumgenossenschaften von entscheidender Bedeutung, insbesondere bei der Frage, wie die Regierung nach der Gründung der Bundesrepublik mit den britischen Vorschriften über Konsumgenossenschaften verfahren würde.

Am Anfang schien es, als ob die einzige wichtige Frage die Außerkraftsetzung von § 8 Abs. 4 des Genossenschaftsgesetzes sei, der den Konsumgenossenschaften das Geschäft mit Nichtmitgliedern untersagte.⁶⁵ Daß diese Sonderregelung für Konsumgenossenschaften diskriminierend war, vielleicht auch gegen das Grundgesetz verstieß, war durch zahlreiche Gutachten belegt. Die Konsumgenossenschaften erhielten dabei kräftige Unterstützung von anderen Genossenschaftsorganisationen einschließlich des Raiffeisenverbandes und des Instituts für Genossenschaftswesen der Universität Münster.⁶⁷ Von den Akten her scheint es, daß die sorgfältig vorbereiteten Argumente der Genossenschaften überzeugend auf die Beamten wirkten. Es war der Regierung von vornherein klar, daß man das Verbot des Nichtmitgliedergeschäfts bei den Konsumgenossenschaften nicht aufrechterhalten konnte. „Es ist kein Grund ersichtlich, warum gerade für Konsumgenossenschaften eine Ausnahme gelten“ solle, hieß es im ersten Regierungsentwurf von 1951.⁶⁸ Aber das, was in den folgenden Jahren geschah, war für die Konsumgenossenschaften noch schlimmer als das Verbot des Nichtmitgliedergeschäfts.

Das Gesetz des Wirtschaftsrates vom 3. Oktober 1947 betreffend die Außerkraftsetzung der verschiedenen Vorschriften war auf vier Jahre bis Ende 1951 befristet. Die Kontroverse über seine Verlängerung begann 1950 und zog sich über weitere vier Jahre hin. Dabei war der organisierte Lebensmitteleinzelhandel entschlossen, die „Privilegien“ der Konsumgenossenschaften abzuschaffen. In einer Stellungnahme des Hauptverbandes des Deutschen Lebensmitteleinzelhandels von 1951 heißt es dazu:

„Die Konsumvereine stellen in der Reihe der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften [...] eine Sonderform dar. Während alle anderen Genossenschaften dazu dienen, erwerbswirtschaftliche Betriebe zusammenzufassen, um deren geschäftliche Interessen zu fördern, sind die Konsumvereine ein Zusammenschluß von letzten Verbrauchern, die im Grunde den ihn sonst versorgenden privatwirtschaftlichen Einzelhandel durch verbrauchereigene Läden ersetzen wollen. Die Ideologie der Verbrauchergenossenschaften geht

65 Ludwig Erhard benutzte diesen Begriff im August 1948 in einer Rede vor der CDU. Eine exzellente Darstellung des Konzepts der sozialen Marktwirtschaft gibt A. J. Nicholls, *Freedom with Responsibility, The Social Market Economy in Germany, 1918–1963*, Oxford 1994.

66 Dieses merkwürdige Gesetz wurde 1898 von „eine[r] geringe[n] Mehrheit des Reichstages bei schwacher Beteiligung entgegen den Ausführungen des Regierungsvertreters“ (so ein Beamter des Bundesministeriums für Wirtschaft im Jahre 1951) auch auf Betreiben der Vertreter der Mittelstandsinteressen angenommen. Vgl. Kurzprotokoll über eine Sitzung am 31. Mai 1951 in Bonn betreffend das Genossenschaftsgesetz, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

67 Siehe die Akten in: BArch Koblenz, Bestand B 141 (Bundesjustizministerium), Nr. 16444 und Nr. 16446.

68 Vgl. Deutscher Bundestag, 1. Wahlperiode, Drucksache Nr. 2882. Entwurf eines Gesetzes über die einstweilige Außerkraftsetzung von Vorschriften des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften.

sogar weit über dieses Ziel hinaus, indem sie im ganzen eine der Privatwirtschaft entgegengesetzte gemeinwirtschaftliche Wirtschaftsform anstrebt [...].⁶⁹

Die Konsumgenossenschaften gerieten deshalb ins Visier des Einzelhandels, weil sich ihre Ideologie angeblich gegen die Privatwirtschaft richtete. Folglich war es korrekt, daß der Staat dieser abweichenden Sonderform der Genossenschaften Grenzen setzte, z. B. durch das Verbot des Nichtmitgliedergeschäfts. „Das Nichtmitgliedergeschäft der Konsumgenossenschaften muß aufhören!“ forderte die Presse der Lebensmitteleinzelhändler.⁷⁰

Diese Ideen haben eine Geschichte, eine besonders deutsche Geschichte, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Die Vorstellung, echte Genossenschaften seien hauptsächlich eine Organisationsform des kaufmännischen Mittelstandes, klingt für den Rest der Welt etwas seltsam. Sie geht auf den Gründer der Genossenschaften Hermann Schulze-Delitzsch zurück, dem es allerdings fernlag, die Konsumgenossenschaften zu diskriminieren. Die Ausgrenzung der Konsumgenossenschaften hängt eher mit einer besonderen deutschen radikalen Mittelstandspolitik zusammen, die seit der Jahrhundertwende im Kaiserreich und vor allem im Nationalsozialismus in enger Verbindung mit dem extremen Nationalismus hervortritt. Diese Art von Mittelstandspolitik vergiftete die Diskussion über Konsumgenossenschaften.

Während die Leitung des Bundeslandwirtschaftsministeriums in den fünfziger Jahren mit einem Minister und mit Beamten besetzt war, die sich durch Kompetenz und Sympathie gegenüber der Genossenschaftsbewegung auszeichneten, galt das Bundesministerium der Justiz in Sachen Konsumgenossenschaften als Scharfmacher.⁷¹ Schon 1951 war es ein Beamter des Justizministeriums, der die fatale Frage stellte, ob die Konsumgenossenschaften „bereit seien, auf die Rückvergütung zu verzichten, wenn der Verkauf an Nichtmitglieder gestattet würde“.⁷² Anfang 1952 war es wieder das Justizministerium, das eine Konferenz einberief, um das Thema zu beraten, „ob der Verkauf von Waren an Nichtmitglieder durch Konsumgenossenschaften mit der Idee der gegenseitigen Selbsthilfe der Genossen zu vereinbaren ist oder nicht“.⁷³ Die anderen mitberatenden Ministerien – Wirtschaft und Landwirtschaft – wollten das Thema vorsichtiger angehen, aber das Justizministerium blieb fest.

Kurz danach vollzog sich für die Konsumgenossenschaften eine dramatische Wende. Der Zentralverband des genossenschaftlichen Groß- und Außenhandels war bis Ende Januar 1952 mit den anderen Genossenschaftsverbänden gemeinsam für die Gesetzesverlängerung eingetreten. Plötzlich wechselten die gewerblichen Genossenschaften die Seite und kündigten an, sie würden fortan einen Mittelstandsblock unter der Führung des

69 Vgl. „An verschiedene Ministerien“, Hauptverband des deutschen Lebensmittel-Einzelhandels, Wiesbaden, an Herrn Ministerialrat Dr. Recke, Bundeswirtschaftsministerium, 29. 12. 1951, Anlage, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

70 Vgl. Lebensmittel-Zeitung. Fachzeitschrift für die deutschen Lebensmittelkaufleute, Jg. 6 (1953), Nr. 47 vom 20. 11. 1953.

71 Bundesminister Heinrich Lübke kam aus der Raiffeisen-Organisation und pflegte gute Beziehungen zum genossenschaftlichen Sektor.

72 Vgl. Niederschrift über die Sitzung am 13. Juni 1951 in Bonn betr. das Genossenschaftsgesetz, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

73 Der Bundesminister der Justiz, 14. 1. 1952 (Einladung), in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

Hauptverbandes des Deutschen Lebensmitteleinzelhandels unterstützen, dessen Politik gegen die Konsumgenossenschaften gerichtet war. Mitte Februar hieß es dann seitens der Arbeitsgemeinschaft der Lebensmittel-Filialbetriebe – nach Besprechungen im Bundesjustizministerium – man wäre mit der Aufhebung des § 8 Abs. 4 des Genossenschaftsgesetzes von 1898 (Verbot des Geschäftes mit Nichtmitgliedern) einverstanden, wenn nur das Problem mit den Rückvergütungen geregelt würde.⁷⁴ Bei einem Treffen mit den Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion des Bundestags am 20. Februar richteten die Vorsitzenden und Geschäftsführer der Landesverbände des Einzelhandels ihre Angriffe vor allem gegen die Rückvergütungen und weniger gegen das Nichtmitgliedergeschäft der Konsumgenossenschaften.⁷⁵ Wirtschaftsminister Ludwig Erhard meinte, „die Genossenschaften sollen jedoch nicht unterdrückt werden. Die Konsumgenossenschaften sollen sich im freien Wettbewerb mit dem Handel messen. Wenn dem Verbraucher hieraus Vorteile erwachsen, um so besser!“ Erhard hoffte, daß durch die freie Entwicklung der Konsumgenossenschaften die Arbeiterbewegung an die bestehende Staats- und Wirtschaftsordnung herangeführt würde. Solche Ideen blieben aber bei den Einzelhändlern ohne erkennbare Wirkung.

Ab Februar 1952 geriet die Entwicklung sowohl bei den Genossenschaften als auch bei den federführenden Beamten außer Kontrolle. Die Opposition im Bundestag versuchte erfolglos, genossenschaftliche Interessen durchzusetzen. Jetzt wurde die Politik von den Einzelhändlern mit Hilfe der Hinterbänkler der Regierungsfaktionen bestimmt. Unter massivem Druck mußten die Konsumgenossenschaften im Sommer 1952 eine Vereinbarung mit dem Einzelhandel unterzeichnen, wonach als Ausgleich für die endgültige Abschaffung des § 8 Abs. 4 des Genossenschaftsgesetzes konsumgenossenschaftliche Rückvergütungen von mehr als 3 Prozent des Umsatzes an die Mitglieder besteuert werden sollten. Dieser Versuch, die Mittelstandshysterie in Grenzen zu halten, war jedoch erfolglos. „Ich glaube kaum“, prophezeite ein Mittelstandsverbandspräsident, „daß die derzeitige Koalition – bei aller Stärke der genossenschaftlichen Bewegung – Regelungen akzeptiert, die nicht im Interesse des privaten Unternehmertums und seiner Erhaltung liegen.“⁷⁶

Über zwei Jahre dauerte die Auseinandersetzung, und die Gesetzentwürfe gegen die Konsumgenossenschaften wurden tatsächlich immer schärfer, je länger der Streit andauerte. Vor allem der bayerische Lebensmitteleinzelhandel heizte den Konflikt an. Der Vorsitzende des Verbandes des Bayerischen Großhandels betonte in einem vertraulichen Gespräch mit Regierungsvertretern, man dürfe „die politische Seite der Angelegenheit“ nicht vergessen: „Es sei für die Regierung nicht gleichgültig, ob der Einzelhandel zur Opposition überschwenke und am Ladentisch politische Gespräche gegen die Regierung führe.“⁷⁷ Bayerische Mittelständler stellten „vor allem die politische Bedeutung der Konsumgenossenschaften und den Vernichtungskampf gegen den Mittelstand in den

74 Vgl. Schreiben der Arbeitsgemeinschaft der Lebensmittel-Filialbetriebe an das Bundesernährungsministerium, 27. 2. 1952, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

75 Auszug aus einem Vermerk über eine Besprechung betr. Probleme des Einzelhandels am 20. Februar 1952 in Bonn, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

76 Vgl. Abschrift, 5. 4. 1952, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

77 Vgl. Vermerk, 23. 11. 1953, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

Vordergrund“.⁷⁸ Vergebens versuchten die Beamten, die Einzelhändler davon zu überzeugen, daß es keine Krise gebe, daß das Nichtmitgliedergeschäft zurückgehe, daß es nur gerecht sei, den Konsumgenossenschaften dieses Geschäft zu erlauben, daß nicht alle Konsumgenossenschaften der Opposition nahestünden.⁷⁹ Die Einzelhändler bekamen aber auch von Politikern Anregungen. Der Bundestagsabgeordnete Rudolf Meyer-Ronnenberg schrieb einen Aufsatz mit dem Titel: „Konsumgenossenschaften – eine ernste Gefahr für die Demokratie“,⁸⁰ der im November 1953 an die Ministerien verschickt wurde. Darin heißt es, daß in der Zeit des Nationalsozialismus „eine politische Verfolgung [der Konsumgenossenschaften] nicht stattgefunden hat“, die NSDAP vielmehr versucht habe, die Konsumgenossenschaften zu stützen, „um eine Zusammenbruchskatastrophe zu verhindern“.

Eine Zuspitzung der Polemik, aber auch einen Aufschub der Entscheidung erfuhr die Angelegenheit dadurch, daß 1953 Bundestagswahlen stattfanden. Der Regierungsentwurf vom Frühling 1953 war mit der Neuwahl des Bundestages obsolet geworden und mußte 1954 erneut ins Parlament eingebracht werden.⁸¹

Im Frühjahr 1954 wurde dann – zuerst in der Mittelstandspresse, danach im Bundestagsausschuß für Sonderfragen des Mittelstandes – eine einfache Lösung vorgeschlagen: Man setzt § 5 des Rabattgesetzes von 1934 wieder in Kraft, um höhere Rückvergütungen als 3 Prozent des Umsatzes an die Mitglieder einfach zu verbieten. Diese Rückkehr zu dem Gesetzeszustand der dreißiger Jahre wurde schnell vom Ausschuß und dann auch vom Bundestag gebilligt.⁸² So wurde einerseits das Unrecht des Verbots des Nichtmitgliedergeschäfts von 1898 beseitigt, andererseits waren die restriktiven Bestimmungen des Rabattgesetzes von 1934 wieder geltendes Recht. Im Vergleich zu manchen anderen Ländern waren diese Regelungen der Bundesrepublik für die Konsumgenossenschaften ungünstig. Man kann sogar sagen, daß die Bundesregierung mit der Begrenzung der Rückvergütungen die Mitgliederentwicklung und dadurch indirekt die Kapitalbildung der Konsumgenossenschaften aktiv behindert hat.

Gleichzeitig verfolgte die Bundesregierung eine ganz andere Politik, wenn es um die Belange der gewerblichen und besonders um die der Kreditgenossenschaften und landwirtschaftlichen Genossenschaften ging. Diese genossen Vergünstigungen aller Art, vom Einsatz staatlichen Kapitals über Kredite zu Sonderkonditionen bis hin zur Förderung des Aufbaues von Winzergenossenschaften.⁸³ Konsumgenossenschaften waren nach

78 Vgl. Vermerk, 28. November 1953 (über eine Besprechung im BML mit Vertretern des bayerischen Einzelhandels), in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

79 Vgl. Vermerk, 24. 11. 1953, in: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

80 In: BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 8148.

81 Deutscher Bundestag, 1. Wahlperiode, Drucksache Nr. 4074, 10. 2. 1953. Entwurf eines Gesetzes zur Änderung von Vorschriften des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, des Rabattgesetzes und des Körperschaftsteuergesetzes; Deutscher Bundestag, 2. Wahlperiode, Drucksache Nr. 475. Entwurf eines Gesetzes zur Änderung von Vorschriften des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und des Rabattgesetzes. 21. 4. 1954. Siehe auch die Akten in: BArch Koblenz, Bestand B 141, Nr. 16452 und Nr. 16453.

82 Allerdings enthielt ein früherer Entwurf ein klares Argument gegen die Gleichsetzung von Rückvergütung und Rabatt. Dieser Satz war im endgültigen Entwurf gestrichen. Siehe BArch Koblenz, Bestand B 141, Nr. 16453.

83 Vgl. BArch Koblenz, Bestand B 116, Nr. 1074, Nr. 16968, Nr. 959 und Nr. 4275.

1954 von derartigen Fördermaßnahmen ausgeschlossen – wie es die Mittelstandspolitik erforderte.

VIII. Wachsen der westdeutschen Konsumgenossenschaften

Rückvergütungen waren in der Vorkriegszeit und bis 1954 für die Konsumgenossenschaften von entscheidender Bedeutung. Die Rückvergütung war Symbol der wirtschaftlichen Beziehung zwischen genossenschaftlichem Unternehmen und Mitgliederhaushalt. Die Erstattung von 5 Prozent oder in einigen Fällen sogar von 10 Prozent der Ausgaben für Lebensmittel und Konsumartikel am Jahresende in den fünfziger Jahren bedeutete eine erhebliche Entlastung des Budgets der Arbeiterfamilien. Mit der Rückvergütung wurde außerdem der Erwerb von Geschäftsanteilen, die Übernahme des Unternehmensrisikos seitens der Mitglieder, die Mitarbeit in den Ausschüssen und die Teilnahme an den Genossenschaftsversammlungen belohnt. Das neue Rabattgesetz reduzierte die Attraktivität der Genossenschaften. Objektiv lohnte es sich nach 1954 kaum noch, Mitglied einer Konsumgenossenschaft zu werden. Wahrscheinlich sind Tausende nur aus alter Anhänglichkeit Konsumgenossenschaftsmitglieder geblieben; eine solche Motivation wirkt aber meistens nur noch eine Generation nach, wenn keine wirtschaftlichen oder kulturellen Vorteile zu erzielen sind.

Trotz der ungünstigen Rechtslage gelang es den Konsumgenossenschaften in den fünfziger Jahren, ihr Handelsnetz weiter auszubauen. Das vollzog sich aber nicht so schnell wie im Osten, auch nicht so schnell wie in den Aufbauphasen vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Vom 1,1 Prozent der Gesamtbevölkerung im Jahre 1947 wuchs der Mitgliederanteil der bundesdeutschen Konsumgenossenschaften nur auf 3,8 Prozent im Jahre 1952. Danach verlangsamte sich das Wachstum auf 4,7 Prozent der Bevölkerung und stagnierte in den Jahren 1956 bis 1958 – worauf die Kollegen in der DDR gern aufmerksam machten.⁸⁴ Der Aufbau aus dem Nichts, trotz aller Hindernisse, war dennoch beeindruckend. 1962 versorgten Konsumgenossenschaften 2,6 Millionen, d. h. ca. 16 Prozent aller Haushalte, besaßen fast 10000 Läden, erzielten über 3,5 Milliarden DM Umsatz und verfügten dazu mit dem Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften (ZdK) und der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften (GEG) in Hamburg über funktionierende zentrale Instanzen.

Die beeindruckenden Zahlen verbargen aber auch einige Schwächen. Erstens waren die Konsumgenossenschaften nicht ausreichend mit Kapital ausgestattet. Bei der Mitgliederwerbung waren sie stark auf die Gewerkschaften angewiesen, bei der Kreditaufnahme auf die gewerkschaftsnahe Bank für Gemeinwirtschaft. Schon im 19. Jahrhundert hatten Gewerkschaftsfunktionäre Genossenschaften ins Leben gerufen – verwiesen sei hier auf die bekannte, 1899 gegründete Konsumgenossenschaft „Produktion“ in

⁸⁴ Autorenkollektiv, *Weg und Erfolg*, a. a. O., Tabellen im Anhang. Vgl. die Zahlen in Erwin Hasselmann, *Im Strom der Zeit. 60 Jahre Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften*, Hamburg 1963, S. 46. Hasselmann schreibt, daß das langsamere Wachstum nach 1954 Folge der Streichung von inaktiven Mitgliedern aus den Mitgliederlisten gewesen sei. Über die 2,6 Millionen Mitglieder im Jahr 1962 dürften immer noch etwa 16 Prozent aller Haushalte in der Bundesrepublik versorgt worden sein.

Hamburg –, dabei gelang es in erstaunlich kurzer Zeit, aus eigener Kraft immer neue Mitglieder zu werben, aus deren Anteilen die Eigenkapitalquote zu erhöhen und dazu noch Spargelder zu sammeln. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg waren derartige Erfolge nicht zu erzielen. In der Bundesrepublik blieben die Konsumgenossenschaften in viel größerem Maße von den Gewerkschaften abhängig. Hinzu kam der Fehler, daß man sich große Mühe gab, um das Netz der lokalen Genossenschaften und Verkaufsstellen wieder auf den Stand der frühen dreißiger Jahre zu bringen statt der zunehmenden Konzentration auch bei der Standortwahl Rechnung zu tragen. Schon 1961 warnten bundesdeutsche Verbandsführer, man habe angesichts der Konzentrationsprozesse in Industrie und Handel der Bundesrepublik zu viele kleine Genossenschaften, zu viele kleine Läden. Erwin Hasselmann begründete „die Tatsache, daß die Lage der Konsumgenossenschaften von Jahr zu Jahr schwerer wird“, folgendermaßen: „Unerhörte Rationalisierungserfolge, durch eine dynamische Entwicklung der Technik möglich gemacht und durch einen wachsenden Konkurrenzdruck erzwungen, und eine ungeahnte Anhebung des Lebenshaltungsniveaus gerade auch der Schichten der Bevölkerung, die früher um die Sicherung ihres Existenzminimums harte Kämpfe führen mußten, haben das Zeitalter der Massenproduktion und der ‚Wohlstandsgesellschaft‘ heraufgeführt. [...] Wir haben eine kommerzielle Revolution erlebt, die zu einer weitgehenden Umgestaltung der Handelsstruktur geführt hat. Der kleine traditionsgebundene Einzelhändler ist fast verschwunden [...]. Der Großraumladen, Supermarkt und Selbstbedienungsladen sind an die Stelle des kleinen Krämerladens getreten [...]. Es liegt auf der Hand, daß auch die Konsumgenossenschaften sich den neuen Verhältnissen anpassen müssen.“⁸⁵

Der Vorsitzende des Vorstandes des ZdK riet zu stärkerer Konzentration und besserer Koordinierung der konsumgenossenschaftlichen Kräfte. Die Genossenschaften ermahnte er, die traditionelle Autonomie der Einzelgenossenschaft zu überdenken und vielleicht aufzugeben.

Faktoren wie Rechtslage, Grad der Kapitalisierung, Abhängigkeit von den Gewerkschaften und Struktur des Handelsnetzes wirken sich erst langfristig aus. In den sechziger Jahren schien es noch möglich, daß die Konsumgenossenschaften schnell genug reagieren konnten, um mit den Veränderungen im kapitalistischen System der Bundesrepublik Schritt zu halten. Der organisatorische Umbau der Konsumgenossenschaften erfolgte im Jahre 1967 mit ihrem Zusammenschluß im Bund deutscher Konsumgenossenschaften (BdK). 1969 führte der BdK das neue Firmenzeichen „co op“ als einheitliches Logo für alle Mitgliedsgenossenschaften ein. Nicht nur die Werbung und das Marketing sollten dabei erleichtert werden, erwartet wurden auch kräftige Konzentrationseffekte. Die co-op-Manager beanspruchten erweiterte Kompetenzen sowohl im Hinblick auf den Ausbau des Verkaufsnetzes als auch hinsichtlich des Umfangs und der Konzeptionen der Finanzierung.⁸⁶

Die neuen Manager setzten auf Expansion. Auf den ersten Blick schien es Anfang der siebziger Jahre immer noch so, daß Konsumgenossenschaften zu den „neuen Riesen“

⁸⁵ Erwin Hasselmann, *Im Strom der Zeit*, a. a. O., S. 49 f.

⁸⁶ Handelsriesen greifen an: Die Kleinen geben auf, in: *Der Spiegel*, Jg. 25 (1969), Nr. 12, S. 46 ff.

gehörten, die bald den privaten Kleinhandel beseitigen würden.⁸⁷ In den sechziger Jahren verloren fast 50 000 Einzelhändler ihre Existenz, während sich der Gesamteinzelhandelsumsatz massiv vergrößerte. Gewinner waren Kaufhäuser und Filialbetriebe, aber vor allem zwei große Genossenschaftsgruppen: die Edeka-Genossenschaften mit fast 11 Milliarden DM Umsatz und auf Platz zwei die co-op-Gruppe mit 6 Milliarden. Dabei wurde der Trend in Richtung weniger, größerer und besser integrierter Läden erkennbar. Zwischen 1960 und 1970 reduzierte sich die Zahl der Konsumgenossenschaften – hauptsächlich durch Fusionen – von 312 auf 135, die der Läden von fast 10 000 auf wenig mehr als 5000, während sich die Gesamtverkaufsfläche verdoppelte. Eine wichtige Rolle spielten dabei die Einführung neuer Handelsformen wie die komplette Umstellung der Verkaufsstellen auf Selbstbedienung und der Erfolg von Eigen- und Handelsmarken. Bei manchen dieser Veränderungen war die co-op-Gruppe führend. Ein besonders umfangreiches Sortiment von Eigenmarken wurde in Eigenproduktion der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumgenossenschaften (GEG) erzeugt und von der co op vermarktet. In anderen Bereichen hinkten die Konsumgenossenschaften der Entwicklung hinterher, zum Beispiel bei der immer stärkeren Integration von Einzelhandel und Großhandel und bei der Errichtung immer größerer Einkaufszentren. Aufgrund der fortschreitenden Konzentration, der immer knapperen Handelsspannen und des immer größer werdenden Kapitalbedarfs konnte man sehr wohl einige Zweifel an der Überlegenheit der Konsumgenossenschaften hegen – sie schienen aber immer noch im Rennen zu sein.

IX. Der lange Untergang und der schnelle Zusammenbruch

Je mehr und kräftiger die Konsumgenossenschaften expandierten, desto größer wurden die Verluste. Eigenproduktionen erwiesen sich z. B. als zu teuer. Mangels Mitgliederinvestitionen mußten kostspielige Bankkredite aufgenommen werden. Handelsspannen wurden immer enger. Bis 1974 summierten sich die Verluste der Konsumgenossenschaften auf fast 87 Millionen DM, denen nur etwa 52 Millionen DM Mitgliedergeschäftsguthaben gegenüberstanden. Die Sanierung erfolgte durch Interventionen der Gewerkschaften und der Bank für Gemeinwirtschaft, durch neue Manager und durch die Umwandlung der meisten Genossenschaften in Aktiengesellschaften innerhalb einer Gruppe mit der Zentrale co op AG. Aus mehr als hundert kleinen Konsumgenossenschaften entstand ein kompliziertes, integriertes Netz von Aktiengesellschaften. Kleinere, weniger rentable Genossenschaften wurden geschlossen. Die Manager setzten weiter auf Expansion durch Einstieg in Fachhandelsmärkte und die Plazierung eines Aktienpaketes an der Börse. Nicht nur die deutschen Gewerkschaften und die BfG wurden dabei Eigentümer, sondern kurzfristig auch die skandinavischen Genossenschaftsverbände, die mit Kapitaleinlagen einsprangen. Allerdings waren die wahren Eigentumsverhältnisse durch eine Reihe von Briefkastenfirmen getarnt. Ab 1974 existierten eigentlich fast keine Konsumgenossenschaften mehr, sondern eher gewerkschaftliche Aktiengesellschaften mit genossenschaftlichem Aussehen. Eine Ausnahme bildeten die Konsumgenossen-

87 Ebda.

schaften, die sich der Umwandlung in Aktiengesellschaften unter dem Dach der co-op-Gruppe verweigert hatten, z. B. in Dortmund-Kassel und Schleswig-Holstein.

Der Niedergang der Genossenschaften Mitte der siebziger bis Mitte der achtziger Jahre ist nicht etwa der übermächtigen Konkurrenz zuzuschreiben, sondern hat seine Ursache in Entwicklungen innerhalb der Gewerkschaftsbewegung. Es begann mit der Krise des gewerkschaftseigenen Wohnungsbaukonzerns „Neue Heimat“. Die Ursachen seines Zusammenbruchs lagen in mangelnder Kontrolle, aber auch in mangelndem Interesse und mangelnder Aufmerksamkeit seitens der Gewerkschaftsführung.⁸⁸ Gleiches gilt für die sich anbahnenden Probleme bei co op. Während der großen Expansion der sechziger und siebziger Jahre gerieten die Genossenschaften bzw. Aktiengesellschaften immer mehr unter den Einfluß der Gewerkschaften und der Bank für Gemeinwirtschaft, ohne daß diese ihre Kontrollfunktionen in den Aufsichtsgremien tatsächlich wahrnahmen. Dies eröffnete den Managern der Unternehmen erhebliche Freiräume. Nach dem Zusammenbruch der Neuen Heimat verstärkte sich dieser Trend, als die Gewerkschaften versuchten, sich aus der Gemeinwirtschaft zurückzuziehen, um das finanzielle Risiko bei anderen Unternehmen zu reduzieren. Dabei gelangten die Unternehmen, da sie weder von den Mitgliedern noch von den Gewerkschaften effektiv kontrolliert wurden, in die Hände der Manager.

So planten einige co-op-Manager ein fast unglaubliches Vorgehen. Sie manipulierten insgeheim das äußerst komplizierte System von Aktiengesellschaften, Holdinggesellschaften, Stiftungen und Treuhändern so lange, bis sich die Aktien der obersten Holding unter ihrer Kontrolle befanden. Wie Wirtschaftsprüfer es später formulierten, gelang den Managern die „Herstellung eines völlig geschlossenen Kreises von Gesellschaften um den Teilkonzern co op herum“.⁸⁹ Die Manager waren damit ihre eigenen Kontrolleure und konnten sich den gemeinwirtschaftlichen Handelsriesen mit immer noch 12 Milliarden DM Umsatz und 50000 Mitarbeitern aneignen. Natürlich war es *Der Spiegel*, der den Skandal im Jahre 1988 aufdeckte und damit die Auflösung der gesamten co-op-Gruppe veranlaßte.⁹⁰ In einer Reihe von Strafprozessen, die sich über viele Jahre hinzogen – der letzte wurde im Juni 1998 abgeschlossen – war es der Staatsanwaltschaft lediglich gelungen, den Verbleib weniger Millionen aufzuklären und strafrechtlich zu ahnden. *Der Spiegel* kommentierte, der Untergang der co op bleibe „das perfekte Verbrechen“.⁹¹

Einige Wissenschaftler meinen, daß der Widerstand der Einzelgenossenschaften gegen notwendige Zentralisierungsmaßnahmen zum Untergang der co op beigetragen habe: die autonomiebewußten Einzelgenossenschaften hätten trotz aller Entwicklungen im Handel auf ihren alten Strategien beharrt.⁹² Wenn nur die Zentralisation schneller durchgeführt, eine gute Kapitalausstattung vorhanden und die Marktanteile größer

88 Vgl. dazu Rainer Weinert, Gemeinwirtschaftliche Unternehmen der Gewerkschaften als autonome intermediäre Institutionen. Die „Neue Heimat“ als Gegenstand politisch-soziologischer Institutionenforschung (= Berliner Arbeitshefte und Berichte zur Sozialwissenschaftlichen Forschung. Hrsg. vom Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der FU Berlin, Nr. 16), Berlin 1989.

89 Vgl. *Der Spiegel*, Jg. 48 (1994), Nr. 9, S. 130–134.

90 Vgl. Co op – umgebaut und ausgehöhlt, in: *Der Spiegel*, Jg. 42 (1988), Nr. 42, S. 142–155.

91 *Der Spiegel*, Jg. 48 (1994), Nr. 9, S. 130. Siehe auch Jg. 52 (1998), Nr. 26, S. 202.

92 Siehe die Arbeiten von Johann Brazda, Robert Schediwy u. a. Consumer Co-operatives in a Changing World. Hrsg. von Johann Brazda und Robert Schediwy, 2 Bde., Genf 1989.

gewesen wären, hätte das Desaster vermieden werden können. Man kann die Geschichte aber auch anders interpretieren. Es ist wahr, daß manche Konsumgenossenschaften nicht zu retten waren. Die konsumgenossenschaftliche Bewegung mußte schrumpfen. In dieser schwierigen Lage versuchten die Konsumgenossenschaften, sich durch eine Flucht nach vorn zu retten – durch Expansion und Zentralisation. Diese Strategie war nur möglich, weil die Gewerkschaften und die BfG bereit waren, die Expansion zu finanzieren. Aber dabei verloren die Genossenschaften all das, was für den Bestand von Genossenschaften unabdingbar ist: die aktive Teilnahme der Mitglieder an den Versammlungen, die kompetente Mitarbeit in den Ausschüssen, qualifizierte Kontrolle der Leitungsgremien und schließlich die Erziehung großer Gruppen der Verbraucher zur gegenseitigen Selbsthilfe. Wäre nicht das Fortbestehen weniger derartig funktionierender Genossenschaften besser als der heutige Zustand?

Wie immer die Ursachen des Zusammenbruchs interpretiert werden mögen, die Folgen sind klar. Mitte der achtziger Jahre waren nur 1,0 Prozent der Bevölkerung der Bundesrepublik Mitglieder in den Konsumgenossenschaften. Damit lag die Bundesrepublik im internationalen Vergleich hinter vierzehn europäischen Ländern, Japan und Israel auf dem letzten Platz.⁹³ Wegen der finanziellen Probleme in den größeren verbliebenen Konsumgenossenschaften hat sich die Situation inzwischen weiter verschlechtert. Obwohl noch wenige Dutzend kleinere Konsumgenossenschaften existieren, kann von einer weit verbreiteten, integrierten Bewegung mit starken zentralen Verbänden und eigenen Unternehmen keine Rede mehr sein. Im westlichen Teil Deutschlands ist mit der co-op-Gruppe ein Jahrhundert Genossenschaftsgeschichte und -tradition untergegangen.

X. Schlußbetrachtung

Merkwürdigerweise vollzog sich der Zusammenbruch der konsumgenossenschaftlichen Systeme in der DDR und in der BRD zu ungefähr demselben Zeitpunkt: das System im Westen infolge der Skandale der Gemeinwirtschaft, in die es verwickelt war, das System im Osten infolge der Auflösung des Staates, an den es gebunden war. Von den DDR-Konsumgenossenschaften ist allerdings etwas mehr übriggeblieben, besonders an zentralen Instanzen, wie etwa der umstrukturierte Verband der Konsumgenossenschaften (VdK) mit seinen immer noch bestehenden Produktionseinrichtungen. Es bleibt die Tatsache, daß im Osten mehr Konsumgenossenschaften die DDR und die wirtschaftlich katastrophale Wiedervereinigung überlebten als im Westen den Kapitalismus. In Deutschland bestanden 1993 67 Konsumgenossenschaften, 28 im Westen mit etwa 600 000 Mitgliedern (Dortmund-Kassel allein zählt über 500 000) und 39 im Osten mit zu jener Zeit zwei Millionen Mitgliedern.⁹⁴

93 Vgl. Oswald Hahn, Konsumgenossenschaften im internationalen Vergleich (= Forschungsinstitut für Genossenschaftswesen an der Universität Erlangen-Nürnberg, Veranstaltungen, Bd. 10: Konsumgenossenschaften, 16. November 1987, o. O. u. J., Tab. 22, S. 28. Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1986.

94 DG-Bank – Deutsche Genossenschaftsbank, Die Genossenschaften in der Bundesrepublik Deutschland 1994, Frankfurt a. M. 1995, S. 57–59.

Allerdings ist die Zahl der verbliebenen Genossenschaften im Osten seitdem auf etwa zwei Dutzend mit ungefähr einer Million Mitglieder weiter gesunken. Ein Kenner der ostdeutschen Genossenschaften schrieb im Jahre 1991, die Genossenschaften in der ehemaligen DDR „werden mehr oder weniger durch den pauschalen Vorwurf belastet, sie seien instrumental legitimierte Quasigenossenschaften, die überwiegend zwangsweise zustande gekommen und stark mit genossenschaftsfremden Elementen befrachtet sind. Dieser Vorwurf ist begründet.“⁹⁵ Die Genossenschaften hätten aber reformiert werden können, man hätte „eine Art Genossenschaftsrenaissance in den neuen Bundesländern“ bewirken können. Dies ist bei den Konsumgenossenschaften nicht geschehen. Sie wurden in den neuen Bundesländern zwar nicht als vermeintliches Staatsvermögen privatisiert – was zuerst vorgeschlagen wurde –, aber sie erhielten im Einigungsvertrag keine Sicherheit, waren mit unklaren Eigentumsverhältnissen, unrentablen Betrieben, hohen Kosten der kleinen Verkaufsstellen auf dem Lande und währungsreformbedingten Altschulden belastet. Hinzuzufügen bleibt, daß sie mindestens seit den fünfziger Jahren keine echte Genossenschaften im ursprünglichen Sinne mehr waren und deshalb bei der Reorganisation weder Mitgliederpartizipation noch Basisdemokratie effektiv praktizieren konnten. Wie die westdeutschen Genossenschaften der co-op-Gruppe hatten sie jahrelang als Unternehmen weiterexistiert, nachdem sie aufgehört hatten, genossenschaftlich zu funktionieren. In der Krise der frühen neunziger Jahre waren die meisten dann auch als Unternehmen unter den bundesdeutschen Wirtschaftsbedingungen gescheitert. Von den einst fast 210 000 Beschäftigten im konsumgenossenschaftlichen System der DDR standen Ende 1997 nur noch knapp 7000 in einem Arbeitsverhältnis.⁹⁶

Große Unterschiede bestanden zwischen der DDR und der Bundesrepublik im Verhältnis der Konsumgenossenschaften zum Staat. Die DDR war totalitär, hat die Genossenschaften über Jahrzehnte politisch instrumentalisiert und pervertiert – aber doch als Unternehmen bis zur Wende erhalten. Die BRD war demokratisch, pluralistisch, kapitalistisch, diskriminierte die Konsumgenossenschaften jedoch im Wettbewerbskampf gegen den konkurrierenden Einzelhandel. Auch im Westen wurde das System der Konsumgenossenschaften unter dem Druck ihrer Gegner und mit Hilfe falscher Freunde pervertiert. So kann man in beiden Fällen von einer Deformation der ursprünglichen Genossenschaftsidee sprechen.

Alles war anders, aber zugleich war einiges auf beiden Seiten der deutsch-deutschen Grenze doch auch ähnlich. Es begann mit der Ausgrenzung der Konsumgenossenschaften innerhalb des wirtschaftspolitischen Systems, im Osten als niedrigere Stufe gesellschaftlichen Eigentums gegenüber den volkseigenen Unternehmen, im Westen als weniger legitime Sonderform gegenüber der Privatwirtschaft. Die Konsumgenossenschaften waren für das eine Deutschland etwas zu kapitalistisch, für das andere etwas zu sozialistisch. Dabei wurde ihr späterer Untergang schon in den ideologischen Fixierungen und wirtschaftspolitischen Entscheidungen der fünfziger Jahre in beiden deutschen Staaten vorbereitet.

95 Zitiert nach: Rolf Steding, *Unterwegs zu einer neuen Wirtschaftsverfassung*, in: *Der Verbraucher*, Jg. 1991, Nr. 9, S. 7 f.

96 Vgl. *Neubeginn mit Hindernissen*, in: *Wirtschaft und Markt*, Jg. 1997, Nr. 11.

Dazu kam die Ökonomisierung der Genossenschaften in beiden deutschen Staaten, besonders Ende der sechziger Jahre: mit einer eigenen reformistischen Ideologie immer weniger erfolgreich, mußten oder wollten sie sich auf ihre wirtschaftlichen Aufgaben konzentrieren. Im Osten forderte die SED, daß die Konsumgenossenschaften die Parteiideologie propagierten, hatte damit aber wenig Erfolg. Im Westen wurden die Konsumgenossenschaften gerade wegen ihrer vermeintlich antikapitalistischen Ideologie angegriffen. In beiden Gesellschaftssystemen gerieten die Konsumgenossenschaften schließlich unter die Kontrolle von Managern.

Damit verloren die Konsumgenossenschaften ihre Fähigkeit, zum gesellschaftlichen Wandel beizutragen, und isolierten sich von zeitgenössischen sozialreformerischen Bestrebungen. Die neuen sozialen Bewegungen der siebziger und achtziger Jahre in der Bundesrepublik, die Friedens-, die Ökologie- und die Frauenbewegung in der DDR, die vielleicht auch als neue soziale Bewegungen bezeichnet werden können,⁹⁷ beriefen sich auf die genossenschaftsverwandten Ideen von Partizipation, Sozialreform und gegenseitiger Selbsthilfe, fanden aber in den bestehenden Institutionen der alten sozialen Bewegungen wie den Konsumgenossenschaften keinen festen Anknüpfungspunkt.

Schließlich wurden die konsumgenossenschaftlichen Bewegungen in beiden Teilen Deutschlands durch den Kalten Krieg und durch die Teilung deformiert. An der Grenze zum feindlichen Wirtschaftssystem mußte man die Reinheit des eigenen Systems bewahren. Deshalb die Ausgrenzung, deshalb die hysterische Furcht im Westen vor der Vernichtung des Mittelstandes, im Osten vor imperialistischem Genossenschaftsreformismus. Der größte Verlierer des Kalten Krieges war nicht der Kommunismus, der sein eigenes Ende verdiente – die eigentlichen Verlierer waren alle nichtkapitalistischen und nicht-kommunistischen Gesellschaftsalternativen.

97 Vgl. Karl-Werner Brand, „Neue soziale Bewegungen“ auch in der DDR? Zur Erklärungskraft eines Konzepts, in: *Zwischen Verweigerung und Opposition*. Hrsg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, S. 235–251; vgl. auch *Zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Formen des Widerstandes und der Opposition in der DDR*. Hrsg. von Ulrike Poppe, Rainer Eckert und Ilko-Sascha Kowalczyk, Berlin 1995; Ehrhart Neubert, *Geschichte der Opposition in der DDR, 1949–1989*, Berlin 1997, besonders S. 335 ff. (Friedensbewegung).

Eine editorische Großtat

Bebel-Werkausgabe abgeschlossen*

Von Werner Jung

Endlich, es ist vollbracht! Die Edition der „Ausgewählten Reden und Schriften“ von August Bebel konnte nach größten Mühen und langjährigen Unterbrechungen glücklich beendet werden. Dazu läßt sich nur sagen: Gratulation! Die Edition hat selbst eine besonders lange und verwinkelte Geschichte – jedenfalls hat sie so lange gedauert, daß das Editionsprojekt bald den jüngsten Wendepunkt der deutschen Geschichte nicht überlebt hätte. Beinahe wären die „Ausgewählten Reden und Schriften“ ein Torso geblieben. Daß es nicht so gekommen ist, ist alles andere als selbstverständlich: über 30 Jahre nach Beginn der Editionsarbeiten in der DDR, 27 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes und nach zehnjähriger Unterbrechung aufgrund der politischen Veränderungen ist die Edition der „Ausgewählten Reden und Schriften“ von August Bebel abgeschlossen.

Dies ist auch deswegen nicht selbstverständlich, weil als Herausgeber in der DDR immerhin das „Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED“ sowie das „Zentralinstitut für Geschichte bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften“ fungierten. Bekanntlich mußte die Geschichte der Arbeiterbewegung im allgemeinen und das Leben ihres führenden Repräsentanten Bebel im besonderen zur Legitimation des anderen deutschen Staates erhalten. Die Vorreden, Einleitungen und manche Kommentierungen in den zu DDR-Zeiten erschienenen Bänden waren dem auch allzu deutlich verpflichtet – ein Umstand, der im vereinten Deutschland nicht gerade dazu angeregt

* Sammelrezension von:

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 1: Reden und Schriften, Briefe 1863 bis 1878. Anmerkungen, Bibliographie und Register.** Bearb. von Rolf DLUBEK und Ursula HERRMANN, unter Mitarb. von Dieter MALIK, unterstützt von Heinz BEIKE, Anneliese BESKE, Christel KUCZYNSKI und Gerhard SELLIN. Hrsg. von Horst BARTEL, Rolf DLUBEK und Heinrich GEMKOW. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995 (Nachdruck der Originalausgabe von 1970). 3*, 762 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 2/1: Reden und Schriften 1878 bis 1890.** Bearb. von Ursula HERRMANN und Heinrich GEMKOW, unter Mitarb. von Anneliese BESKE, Marga BEYER, Wilfried HENZE, Gudrun HOFMANN, Ruth RÜDIGER und Gerhard WINKLER, unterstützt von Heinz BEIKE und Brigitte HOEFT. Hrsg. von Horst BARTEL, Rolf DLUBEK, Heinrich GEMKOW, Ursula HERRMANN und Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995 (Nachdruck der Originalausgabe von 1978). 2*, 829 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 2/2: Briefe 1878 bis 1890. Anmerkungen, Bibliographie und Register.** Bearb. von Ursula HERRMANN und Heinrich GEMKOW, unter Mitarb. von Anneliese BESKE, Marga BEYER, Wilfried HENZE, Gudrun HOFMANN, Ruth RÜDIGER und Gerhard WINKLER, unterstützt von Heinz BEIKE und Brigitte HOEFT. Hrsg. von Horst BARTEL, Rolf DLUBEK, Heinrich GEMKOW, Ursula HERRMANN und Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995 (Nachdruck der Originalausgabe von 1978). 660 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 3: Reden und Schriften Oktober 1890 bis Dezember 1895.** Bearb. von Anneliese BESKE, Bärbel BÄUERLE, Gustav SEEBER † und Walter WITTMER. Endredaktion: Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. von Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 15*, 702 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 4: Reden und Schriften Januar 1896 bis Dezember 1899.** Bearb. von Anneliese BESKE, Bärbel BÄUERLE, Gustav SEEBER † und Walter WITTMER. Endredaktion:

haben dürfte, die Edition weiterzuführen, zumal sich wohl kaum behaupten läßt, daß seit der deutschen Einheit das Interesse an der Geschichte der Arbeiterbewegung gewachsen ist. Der 1992 verstorbene Gustav Seeber hatte jahrelang die von ihm herausgegebenen Bände 3 bis 5 druckfertig in der Schublade liegen, ohne zu wissen, was aus ihnen werden sollte.

Um so beachtlicher ist es, daß alle offenkundigen Schwierigkeiten überwunden werden konnten und die Edition der „Ausgewählten Reden und Schriften“ von August Bebel fortgesetzt wurde. In einer „Editorischen Vorbemerkung“ werden namentlich die bekannten Geschichtswissenschaftler Susanne Miller, Gerhard A. Ritter und Ernst Schraepler, aber auch der Politiker Wolfgang Thierse als diejenigen erwähnt, die sich besonders für die Fortsetzung der Bebeledition im vereinten Deutschland eingesetzt haben. Es wäre doch auch zu blamabel gewesen, wenn die Bebeledition ein Torso geblieben wäre. Dies konnte und wollte man offenkundig nicht zulassen. War und ist es doch endlich an der Zeit, August Bebel angesichts seiner Bedeutung für die Arbeiterbewegung und auch für die deutsche Geschichte mit einer Werkausgabe gerecht zu werden. Denn es

Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. von Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 526 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 5: Briefe 1890 bis 1899. Anmerkungen, Bibliographie und Register zu den Bänden 3 bis 5.** Bearb. von Anneliese BESKE, Bärbel BÄUERLE, Gustav SEEBER † und Walter WITTWER. Endredaktion: Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. von Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995. 320 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 6: Aus meinem Leben.** Bearb. von Ursula HERRMANN, unter Mitarb. von Wilfried HENZE und Ruth RÜDIGER, unterstützt von Katharina DAUM, Brigitte HOEFT und Annett KUNTZSCH. Hrsg. von Horst BARTEL, Rolf DLUBEK, Heinrich GEMKOW, Ursula HERRMANN und Gustav SEEBER †. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1995 (Nachdruck der Originalausgabe von 1983). 3*, 809 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 7/1: Reden und Schriften 1899 bis 1905.** Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München: K. G. Saur Verlag 1997. 22*, 397 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 7/2: Reden und Schriften 1899 bis 1905.** Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München: K. G. Saur Verlag 1997. S. 405–919 (fortl. Pag.).

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 8/1: Reden und Schriften 1906 bis 1913.** Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München: K. G. Saur Verlag 1997. 364 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 8/2: Reden und Schriften 1906 bis 1913.** Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München: K. G. Saur Verlag 1997. S. 371–649 (fortl. Pag.).

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 9: Briefe 1899 bis 1913. Anmerkungen, Bibliographie und Register zu den Bänden 7 bis 9.** Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München: K. G. Saur Verlag 1997. 595 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 10/1: Die Frau und der Sozialismus. 1. Auflage.** Mit einem Geleitwort von Susanne MILLER. Bearb. von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1996. 25*, 205 S.

BEBEL, August: **Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 10/2: Die Frau und der Sozialismus. 50. Auflage. Beilagen, Anmerkungen und Register.** Bearbeitet von Anneliese BESKE und Eckhard MÜLLER. Hrsg. vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1996. S. 211–809 (fortl. Pag.).

August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe. Hrsg. von Ursula HERRMANN. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 659 S.

BEBEL, August: **Aus meinem Leben.** Ungekürzte Neuauflage. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 686 S.

war mehr als auffällig, daß der immense Aufschwung der Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung in den siebziger und achtziger Jahren an der Bebelforschung lange so gut wie spurlos vorbeigegangen ist. Von einer Bebelforschung läßt sich eigentlich erst seit den vergangenen knapp fünfzehn Jahren reden.

Anstelle der bisherigen Herausgeber, die als Institutionen aufgelöst wurden, übernahm die Trägerschaft die KAI e. V., die „Koordinierungs- und Aufbau-Initiative für die Forschung in den Ländern Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen“ im Rahmen des Großprojektes „ABM und Forschung“. In der Fertigstellung der „Ausgewählten Reden und Schriften“ sehen die Herausgeber „ein gelungenes Ergebnis der Integration von Forschungs- und Editionsprojekten ost-deutscher Forscher in das Wissenschaftssystem des vereinten Deutschlands“ (Bd. 1, S. 1*). Es wächst also doch noch zusammen, was zusammengehört.

Das Unternehmen hat sich jedenfalls gelohnt. Entstanden ist eine historisch-kritische Bebel-Werkausgabe, die sogar mehr bietet, als am Anfang geplant und zu erwarten war. Statt der ursprünglich konzipierten sechs Bände sind zehn Bände in vierzehn Teilbänden erschienen: eine Auswahl von Bebels Reden, Artikeln, Schriften, Büchern und Briefen. Die Bände sind chronologisch geordnet; in gesonderten Bänden werden seine Hauptschriften „Aus meinem Leben“ und „Die Frau und der Sozialismus“ veröffentlicht. Insgesamt 6321 Seiten Bebel!

Die Editionsprinzipien sind seit dem ersten Band bis auf kleinere Abweichungen gleich geblieben. Im übrigen ist dies ein Beleg dafür, daß die Fortsetzung der Edition auch deshalb möglich war, weil es sich – trotz der ideologischen Vereinnahmung Bebels, wie sie in Vorworten und Einleitungen geschah – bei den in der DDR bearbeiteten Bänden um eine wissenschaftlich solide Arbeit handelte. Als Textgrundlage dienen die zeitgenössischen Veröffentlichungen. Bei mehrfach erschienenen Schriften wurde die letzte zu Bebels Lebzeiten besorgte Auflage berücksichtigt. Die Quellen werden in der Regel ungekürzt wiedergegeben. Da der Bebelnachlaß weit verstreut ist, wurden Dokumente aus einer Vielzahl von Archiven aus Amsterdam, Berlin, Bonn, Moskau u. a. berücksichtigt.

Die Bände sind mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat ausgestattet. Dessen Herzstück bilden die insgesamt 440 Seiten umfassenden Anmerkungen, die die Dokumente sachkundig kommentieren und historisch einordnen. Die Bibliographie der Reden und Schriften Bebels, die in den Bänden zum jeweiligen Zeitraum enthalten sind, umfaßt 3404 Titel (einschließlich eines kleinen Nachtrags für die Jahre 1863 bis 1899). Die 1965 von Ernst Schraepler veröffentlichte Bebelbibliographie führte 1325 Titel auf. Schraepler erfährt dabei übrigens ein Stück Wiedergutmachung, wenn „leider unentschuldig verspätet“ (Bd. 5, S. 215) hervorgehoben wird, daß seine Bebelbibliographie das Fundament für die Bibliographie der „Ausgewählten Reden und Schriften“ dargestellt habe. Ferner enthalten die Bände ein Literaturverzeichnis der von Bebel genannten Schriften und Periodika sowie ein sehr nützliches Personenverzeichnis der in den Dokumenten genannten Personen (von insgesamt 108 Seiten). Über gelegentliche Druckfehler möchte man hier angesichts des Umfangs nicht rechten. Der Verlag wechselte: anstelle des Ostberliner Dietz-Verlags erscheinen die „Ausgewählten Reden und Schriften“ im K. G. Saur Verlag. Der Preis für die schmucklos grauen Bände hat sich allerdings im Vergleich zu DDR-Zeiten mehr als verzehnfacht. Leider dürfte dadurch das Ziel, mit

dieser Werkausgabe nicht nur Wissenschaftler, sondern auch interessierte Zeitgenossen zu erreichen, stark eingeschränkt werden.

Die wechselvolle Geschichte der Edition führt zu einer etwas unübersichtlichen Struktur der Werkausgabe. Allein die Titelaufnahme dürfte eine Herausforderung für jede Bibliothekarin und jeden Bibliothekar sein. Der jahrzehntelange Bearbeitungsprozeß hat seine Spuren hinterlassen. Noch während der jüngsten Editionsarbeiten wuchs die Zahl der ursprünglich angekündigten dreizehn Teilbände auf vierzehn. Die Werkausgabe läßt sich von ihrer Entstehungsgeschichte her in drei Teile gliedern:

- die bereits in der DDR erschienenen Bände 1 und 2 (in zwei Teilbänden) von den Anfängen bis 1878 und den Band 6 („Aus meinem Leben“),
- die von Gustav Seeber herausgegebenen Bände 3 bis 5 für die neunziger Jahre,
- die vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte herausgegebenen Bände 7, 8 (in jeweils zwei Teilbänden) und 9 für die Jahre 1899 bis 1913 sowie den Band 10 („Die Frau und der Sozialismus“), die von Anneliese Beske und Eckhard Müller bearbeitet wurden.

Für die bereits erschienenen Bände 1, 2 und 6 kann man nicht ganz, wie es geschieht, von einem „Nachdruck der Originalausgabe“ sprechen. Denn dies bezieht sich nur auf die Dokumente und die Anmerkungen. Die Vorbemerkungen, Einleitungen und Sekundärliteraturempfehlungen, aber auch die Abbildungen werden weggelassen. Begründet wird dies damit, diese seien „Zeugnis von der Instrumentalisierung der Geschichte der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts für die Politik“ (Bd. 1, S. 1* f.) und „z. T. legitimatorischen Zwecken verpflichtet“ (Bd. 3, S. 3*) gewesen. Dies ist eine durchaus nachvollziehbare Begründung. Die wieder abgedruckten Anmerkungen sind allerdings nicht ganz frei von entsprechenden Formulierungen, da ist schon mal vom „Sozialchauvinisten“ und vom „Opportunisten“ die Rede.

Insbesondere beim ersten Band, der Reden, Schriften und Briefe von 1863 bis 1878 umfaßt (siehe IWK, H. 13 [Aug. 1971], S. 72 f.), zeigt sich, daß der einfache Nachdruck der Dokumente auch Probleme aufwirft. Zum einen hat die Bebeforschung 27 Jahre nach Erscheinen des ersten Bandes – wie auch die Herausgeber hervorheben – „etliches neues Quellenmaterial, vor allem Briefe, entdeckt“ (Bd. 1, S. 3*). Zum anderen waren schon in der Ausgabe von 1970 Dokumente aus der liberalen und demokratischen Frühphase Bebels im Verband der Deutschen Arbeitervereine (VDAV) und der Sächsischen Volkspartei auffällig unterrepräsentiert, wobei eine bestimmte Absicht unterstellt werden kann. Die wichtigen Korrespondenzen des VDAV aus dem August-Bebel-Institut in Berlin (jetzt im Bestand des Archivs der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn) wurden weder für die erste Ausgabe von 1970 noch für die Neuauflage eingesehen, was aber zumindest für letztere leicht möglich gewesen wäre. Auch Bebels wichtiges Briefkopietagebuch aus den 1860er Jahren, das Ilse Fischer vor einigen Jahren in einer vorbildlichen Edition herausgegeben hat, wurde nicht einbezogen. Ein Anhang mit wichtigen Dokumenten wäre jedenfalls mehr als wünschenswert gewesen, schließlich werden ja auch die bibliographischen Angaben ergänzt.

Der ebenfalls nachgedruckte Band 2 in zwei Teilbänden umfaßt die Zeit des Sozialistengesetzes von 1878 bis 1890 (siehe IWK, Jg. 18 [1982], S. 256–258). Der 1983 als letzter in der DDR veröffentlichte Band 6 enthält die unvollendeten Lebenserinnerungen Bebels

„Aus meinem Leben“ (siehe IWK, Jg. 20 [1984], S. 430 f.). Die 33seitige Einleitung von Ursula Herrmann wird aus den oben beschriebenen Gründen nicht aufgenommen. So richtig es ist, ideologisch geprägte Formulierungen zu streichen, so problematisch ist doch, die komplette Einleitung ersatzlos wegfallen zu lassen. In der Einleitung zu der Ausgabe von 1983 wurde nämlich auch kenntnisreich und solide auf die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte sowie auf Bebels Methodik beim Verfassen seiner Autobiographie informiert. Der Hinweis darauf, daß die Einleitungen mit den Erstausgaben verfügbar bleiben, ist für den Leser wenig hilfreich. Vielleicht hätte man der renommierten Bebeforscherin Ursula Herrmann die Chance geben können, ihre Einleitung zu aktualisieren. Das wäre dann vielleicht auch „ein gelungenes Ergebnis der Integration von Forschungs- und Editionsprojekten ostdeutscher Forscher in das Wissenschaftssystem des vereinten Deutschlands“ geworden.

Als erste der nach der deutschen Einheit erschienenen Bände sind die Bände 3 bis 5, die Reden und Schriften für die Jahre 1890 bis 1899 umfassen, 1995 veröffentlicht worden. Sie waren noch von Gustav Seeber herausgegeben und mitbearbeitet worden; die Endredaktion übernahmen Anneliese Beske, die schon bei der Herausgabe des ersten Bandes von 1970 mitgearbeitet hatte, und Eckhard Müller. Sie wurden bei diesen – wie bei den anderen neuen – Bänden von Gerhard A. Ritter wissenschaftlich beraten.

Abweichend von der Editionspraxis der bisherigen Bände werden bei den neu erschienenen Bänden anstelle der umfangreichen Einleitungen nur noch knappe „Editorische Vorbemerkungen“ vorangestellt, auf Lebensdaten verzichtet und Bebelbriefe aus den bereits veröffentlichten Briefwechseln Bebels mit Friedrich Engels, Victor Adler und Karl Kautsky nicht mehr aufgenommen, so daß vor allem bislang unveröffentlichte Briefe abgedruckt werden. Da es sich um wichtige Briefwechsel handelt, sind diese neben der Werkausgabe heranzuziehen. Die Bände 7 bis 9 dokumentieren Reden, Schriften und Briefe Bebels vom November 1899 bis zu seinem Tod 1913, wobei sein Kampf gegen die deutsche Weltmachtpolitik und die wachsende Kriegsgefahr im Mittelpunkt steht. Als Herausgeber – wie auch für Band 10 – fungiert das Internationale Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam.

Als abschließender zehnter Band wird Bebels Hauptwerk „Die Frau und der Sozialismus“ veröffentlicht, und zwar in zwei Teilbänden die Erstausgabe von 1879 und die Ausgabe letzter Hand, die 50. Auflage von 1910. Dies ist eine besonders verdienstvolle Entscheidung der Herausgeber, denn Bebel hat bekanntlich seit Erscheinen der Erstausgabe an seinem Hauptwerk gearbeitet und gefeilt. Sieben von 53 Auflagen, die das Buch zu Lebzeiten Bebels erreichte, sind von ihm z. T. stark überarbeitet worden. Das Maß der Veränderungen zeigt der Neudruck deutlich: während die Erstausgabe 194 Seiten umfaßte, ist die Ausgabe letzter Hand auf 477 Seiten angewachsen. Diese Umarbeitungen seines Hauptwerks „Die Frau und der Sozialismus“ bilden einen Gradmesser für die politische und weltanschauliche Entwicklung Bebels im Lauf der Jahrzehnte. Mit dem Abdruck der ersten Ausgabe und der Ausgabe letzter Hand sind jetzt zumindest Anfangs- und Endpunkt dieser Entwicklung zu begutachten. Als Anhang sind beigelegt die Vorstudie zu seinem Buch mit dem Titel „Über die gegenwärtige und künftige Stellung der Frau“, die 1875 als Anhang zu den „Glossen zu Yves Guyots und Sigismond Lacroix' Schrift: Die wahre Gestalt des Christentums“ erschienen war (und im übrigen unverständlicherweise

bei der Erstausgabe der „Ausgewählten Reden und Schriften“ nicht mit veröffentlicht wurde, was jetzt auch die Bearbeiter kritisieren), sämtliche Vorreden Bebels zu den Neuauflagen sowie ein thematisch relevanter Aufsatz Bebels.

Susanne Miller hat für diesen Band ein prägnantes und präzises Geleitwort geschrieben und Anneliese Beske 22seitige „Editorische Vorbemerkungen“ verfaßt, die eine gute Einführung zum Werk darstellen und weit mehr bieten als die Vorbemerkungen zu den anderen Bänden. Die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte von Bebels „Frau“ wird ebenso skizziert wie der Einfluß der Schriften von Marx und Engels sowie die Rolle von David B. Rjazanov (d. i. Goldenbach) bei der Bearbeitung der Jubiläumsausgabe von 1910. Eine derartig umfassende Einleitung hätte man sich auch für „Aus meinem Leben“ gewünscht. – Ein Abgleich mit den handschriftlichen Manuskripten war übrigens nicht möglich, weil sie nicht erhalten sind.

Die „Ausgewählten Reden und Schriften“ vermitteln einen Eindruck von Bebels weitgefächertem politischen Engagement und seiner Schaffenskraft. Doch so umfangreich die Bibliographie mit 3404 Titeln auch sein mag, die zukünftige Bebelforschung wird weitere Veröffentlichungen Bebels entdecken. Die Bearbeiter weisen ausdrücklich darauf hin, daß von Bebels Artikeln im „Vorwärts“ nur einer geringer Teil ermittelt werden konnte, da sie überwiegend anonym erschienen sind. In den neunziger Jahren hat Bebel wöchentlich einen Leitartikel geschrieben. Unklar blieb Bebels Autorenschaft der ungezeichneten Sitzungsberichte der Budget-, der Lex-Heinze-, der Militär- und der Umsturzkommission des Reichstags im „Vorwärts“. Nicht aufgenommen wurden Aufrufe, Erklärungen etc. des Parteivorstandes, die ohne Namensnennung erfolgten, wobei – zumindest teilweise – von der Autorenschaft Bebels ausgegangen werden kann. Die Titel aus der Lokal- und Auslandspresse wurden nicht systematisch ermittelt. Der sagenumwobene Bestand des ehemaligen Parteiarchivs der KPdSU in Moskau, des jetzigen „Russischen Zentrums für Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte“, ist – wie eher beiläufig mitgeteilt wird – nur zu einem Teil eingesehen worden, nämlich die nicht näher bezifferte Anzahl von „Bebelkorrespondenz“ in einer Sammlung von rund 2000 Blatt Archivalien aus dem Moskauer Archiv, die sich seit einiger Zeit als Mikrofilme im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam befinden.

Jede Werkausgabe von August Bebel steht vor unübersehbaren Problemen, selbst wenn sie zehn Bände in vierzehn Teilbänden umfaßt: zum einen angesichts der ungeheuren Produktivität Bebels und der Fülle von Reden und Schriften, Büchern und Briefen, die sich im Verlauf von fünfzig Jahren politischer Aktivität angesammelt haben. Zum anderen war Bebel ein politisches Multitalent und läßt sich nicht einlinig auf ein politisches Feld beschränken; so war er führender Repräsentant der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung, Organisator, Parlamentarier, Sozialpolitiker, Kämpfer für die Frauenemanzipation und gegen den Militarismus und die Kriegsgefahr, Schriftsteller, Hobbyhistoriker und vieles mehr – von seinem privaten und beruflichen Leben einmal ganz abgesehen. Schließlich konnte Bebel im Reichstag genauso kompetent lange Reden über das Post- und Telegraphenwesen und über Soldatenmißhandlungen halten wie über die Sozialgesetzgebung und die Fragen der Weltpolitik.

Jedenfalls haben die Bearbeiter der Werkausgabe vor der Qual der Wahl gestanden. Das Problem der Auswahl wird deutlich, wenn man bedenkt, daß von den 3404 Titeln der

Bibliographie 292 Dokumente zum Abdruck ausgewählt wurden. Von daher stellt es eine besondere Leistung dar, wenn es den Bearbeitern im wesentlichen gelungen ist, einen repräsentativen Querschnitt zu bieten, der das vielfältige Wirken Bebels widerspiegelt. Dabei läßt sich sicherlich immer darüber streiten, warum zu einem bestimmten Thema diese Rede aufgenommen wurde, jene Rede aber nicht.

Es stellt sich jedoch grundsätzlich die Frage, ob nicht auf die eine oder andere Reichstagsrede oder Parteitagsrede, die oft über vierzig, fünfzig Seiten beanspruchen, hätte verzichtet werden können, schließlich sind sie gut greifbar, die Parteitagsprotokolle sogar in Reprints vorhanden, zumal die Herausgeber ab dem Band 3 – wie oben beschrieben – bei der Edition der Briefe ähnlich vorgehen und vom Abdruck von Briefen aus bereits publizierten Briefwechseln absehen. Allein durch den Verzicht auf einige wenige dieser Reden wäre es möglich gewesen, eine größere Zahl von kleineren, weit verstreuten und schwer zugänglichen, bislang unveröffentlichten Quellen (beispielsweise aus ausländischen Zeitschriften und Zeitungen) aufzunehmen. Vielleicht wäre auf diese Art und Weise eine größere Zahl von Neuentdeckungen in der Bebel-Forschung möglich gewesen.

Zudem fehlen wichtige, zum Teil unverzichtbare Dokumente. Die sozialpolitischen Arbeiten sind auffallend zu kurz gekommen; so wurden beispielsweise folgende Schriften nicht aufgenommen: „Wie unsere Arbeiter leben“ (die erste Auflage dieser Schrift von 1879 fehlt zudem in der Bibliographie), „Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien“, „Wie verhalten sich die Arbeiter gegenüber dem neuen Kranken-Versicherungsgesetz“, „Der neue Unfallgesetzesentwurf“, „Die Sonntagsarbeit“, „Gesetz betr. Invaliditäts- und Altersversicherung“ (zusammen mit Paul Singer). Vermissen wird man auch Bebels kulturhistorische Schriften „Die Entwicklung Frankreichs vom 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine kulturgeschichtliche Skizze“ und „Die Mohamedanisch-Arabische Kulturperiode“, wichtige Beiträge wie „Ein neuer ‚Communist‘“ (Rezension einer Schrift von Eugen Dühring), „Die Maifeier und ihre Bedeutung“, „Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft“, „Sind National und International Gegensätze?“, seine Züricher Rede von 1892 „Unsere wirtschaftliche und politische Lage“ oder der Rechenschaftsbericht der sozialdemokratischen Mitglieder des deutschen Reichstages von 1879 und manches mehr. Trotz dieser kritischen Einwände stellen die zehnbändigen „Ausgewählten Reden und Schriften“ August Bebels in vierzehn Teilbänden eine editorische Großtat dar und werden im Zentrum der weiteren Bebel-Forschung stehen.

Wer sich mit Bebel befaßt, wird in Zukunft um ein herausragendes Buch nicht herumkommen: den von Ursula Herrmann herausgegebenen Briefwechsel zwischen August Bebel und seiner Frau Julie: „August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe“. Es war Liebe auf den ersten Blick. 1863 hatten sie sich auf dem Stiftungsfest des Gewerblichen Bildungsvereins Leipzig kennengelernt, 1866 geheiratet und blieben über vierzig Jahre verheiratet, bis zum Tod Julies 1910. August Bebel hat in seinen Erinnerungen seiner Frau ein Denkmal gesetzt: „Eine liebevollere, hingebendere, allezeit opferbereitere Frau hätte ich nicht finden können.“

Dokumentiert werden die 168 erhalten gebliebenen Briefe aus den Jahren 1872 bis 1906, die meisten – nämlich 145 – aus der Zeit des Sozialistengesetzes. Ergänzt werden sie durch den Abdruck von fünf bereits publizierten Briefen Julies an Engels und einen Brief Julies an Natalie Liebknecht sowie Briefauszüge von August und Julie aus

den Jahren 1869 bis 1871. 111 der Briefe – darunter rund siebzig Briefe aus den Jahren 1886/87 aus dem Nachlaß der Tochter Frieda Simon-Bebel – stammen aus dem ehemaligen Institut für Marxismus-Leninismus, heute in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, 54 aus dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam, zwei aus dem Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, und ein Brief aus Bebels Erinnerungen „Aus meinem Leben“. Von den 168 Briefen stammen 119 von August Bebel und 49 von Julie Bebel. Der größte Teil von ihnen war bislang unveröffentlicht: von August Bebels Briefen wurden bisher 26 veröffentlicht, von Julies Briefen bislang keiner vollständig publiziert. Allein dies dürfte die Bedeutung des Buches für die Bebeforschung verdeutlichen.

Die Briefe belegen vor allem die enorme Belastung für das Ehe- und Familienleben durch die staatliche Verfolgung. Der größte Teil der Briefe sind Gefängnisbriefe – Briefe aus und in Haftanstalten: von der zweijährigen Festungshaft auf Hubertusburg 1872 bis 1874, der viermonatigen Haft im Bezirksgefängnis Leipzig 1882 bis 1883 sowie aus der neunmonatigen Haft in der Landesgefangenenanstalt Zwickau 1886 bis 1887. Hinzu kommt eine größere Zahl von Briefen, in denen Bebel über Gerichtsverhandlungen berichtet, u. a. vom Geheimbundprozeß in Elberfeld 1889.

In der Korrespondenz der Eheleute ist Privates, Politisches und Geschäftliches eng miteinander verflochten. Der Briefwechsel bietet weder den tiefen Einblick in die Seelenlandschaft, was die Briefe Rosa Luxemburgs auszeichnet, noch die Boshaftigkeiten über Dritte, die sich reichlich im Briefwechsel zwischen Marx und Engels finden lassen. Sensationelle Enthüllungen sind also nicht zu erwarten. Doch die Briefe beleuchten eindrucksvoll den Alltag der Eheleute. Auch sie machen auf beeindruckende Art deutlich, mit welchem Gleichmut und welcher Größe August Bebel jahrelange Haft und vielfältige Schikanen ohne große Klagen und ohne jedes Selbstmitleid ertragen hat und dazu noch an Frau und Tochter aufmunternde Worte richtete – eine Kraft, die er aus seinem festen Glauben an seine historische Mission und den endgültigen Sieg der Arbeiterbewegung schöpfte. Die Haftzeit nutzte er intensiv für seine Studien; das Gefängnis wurde für ihn, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, zur „Hafthochschule“.

Dieser Briefwechsel läßt vor allem Julie Bebel, die einstige Arbeiterin in einem Putzwarengeschäft, aus ihrem Schattendasein heraustreten. Während der Haftzeiten von August hatte Julie die Geschäfte des Handwerksbetriebs allein weiterzuführen, die Verbindungen zur Partei aufrechtzuerhalten und die Korrespondenzen zu erledigen. Julie bewies sich – wohl eine Seltenheit für das 19. Jahrhundert – als geschickte, zupackende Geschäftsfrau, die die Drechslerwerkstatt während der langen Haftzeiten ihres Mannes über die Runden brachte. Und die Briefe zeigen, daß sie auch mit den politischen Vorgängen bestens vertraut war und über ein eigenständiges politisches Urteil verfügte. August Bebel hat seine Frau in politische Belange voll einbezogen, anders als Wilhelm Liebknecht seine Frau Natalie (siehe den Brief Julie Bebels an Natalie Liebknecht vom 12. 9. 1887). Nach den Haftentlassungen Augusts trat sie wieder zurück und hielt wieder als treusorgende Ehefrau ihrem Mann den Rücken frei. Insofern funktionierte auch im Hause Bebel die klassische Rollenverteilung. Doch die Briefe zeigen Julie Bebel als eine selbständige und selbstbewußte Frau. Dem Kündler der Gleichberechtigung der Frau und Verfasser des Weltbestsellers „Die Frau und der Sozialismus“ fiel in seiner Ehe wie

selbstverständlich die führende Rolle zu. Auch wenn er seine Frau als beruflichen und politischen Kompagnon gleichberechtigt behandelte, verfiel er ab und an in seine pedantische Art und in einen bevormundenden und oberlehrerhaften Ton. So wenn er schrieb: „Es unterliegt darnach gar keinem Zweifel, daß Du die Briefe zu spät aufgibst“ (S. 58) oder wenn er sich darüber ärgerte, daß Julie Geld geborgt hatte: „Auf alle Fälle verlange ich, daß ich erst gefragt werde“, oder wenn seine Frau zu große Gastfreundlichkeit zeigte: „Was zum Kuckuck haben wir mit diesen Leuten zu schaffen! Ist denn unser Haus ein Hotel?“ Souverän reagierte Julie darauf mitunter mit milder Ironie. Diese Ausbrüche mögen von den auch Bebel gelegentlich plagenden „Gefängnismucken“ (S. 444) herrühren, gehörten aber wohl zu Bebels Naturell, der sich ebenso rasch aufregen wie abregnen konnte, denn versöhnliche Töne folgten im nächsten Brief sozusagen auf den Fuß.

In dem Briefwechsel erfährt man auch manches über das Privatleben, den Freundeskreis, Gewohnheiten, das Interesse an Musik, Literatur und Theater. Doch Dreh- und Angelpunkt der privaten Überlegungen der Eheleute war ihr einziges Kind Frieda – ein Sorgenkind. Die schon in jungen Jahren psychisch labile Tochter verfiel zunehmend in schwere Depressionen, die schließlich zu Sanatoriumsaufenthalten zwangen. Die Krankengeschichte der Tochter belastete die Familie schwer. Daher wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Herausgeberin sich dazu hätte entschließen können, die erhalten gebliebenen Briefe Friedas – und Bebels wohl wenige, eine nicht näher bezifferte Anzahl von Briefen bzw. Karten an seine Tochter – zumindest im Anhang abzdrukken und nicht nur einige Briefe Friedas inhaltlich gerafft wiederzugeben, zumal die Briefe Friedas in engem Zusammenhang zu den Briefen der Eheleute stehen und Julie in ihren Briefen an den inhaftierten August Bebel wiederholt darauf hinweist, die Dinge, die Frieda erwähnt habe, brauche sie in ihrem Schreiben nicht zu wiederholen. Da es Wunsch der Herausgeberin ist, mit dem Briefwechsel nicht allein die Forschungen über Frauenemanzipation, sondern auch zur Familiengeschichte zu neuen Überlegungen anzuregen, wäre eine Veröffentlichung der Briefe Friedas bzw. ihres Briefwechsels mit ihren Eltern sinnvoll gewesen.

Die Herausgeberin Ursula Herrmann hat den Briefwechsel auf mustergültige Art ediert. Ihre sehr sorgfältige und vorbildliche Kommentierung zu den in den Briefen erwähnten Personen und Ereignissen geht selbst den scheinbar unbedeutendsten Namen und Dingen nach. Viele weniger oder gar nicht bekannte Personen aus dem Umkreis Bebels treten damit ins Bewußtsein. Ursula Herrmann erweist sich mit der Herausgabe dieses Briefwechsels als eine der bedeutendsten Bebelforscherinnen. Trotz einiger vermeidbarer Druckfehler („Gemeinbundprozeß“ statt Geheimbundprozeß) ist dem Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger der Druck eines beeindruckenden Buches gelungen.

Dies läßt sich freilich nicht von der im selben Verlag erschienenen Neuauflage von Bebels Lebenserinnerungen „Aus meinem Leben“ sagen. Die Druckvorlage bildete der sechste Band der „Ausgewählten Reden und Schriften“, allerdings sind die Druckseiten auf Taschenbuchformat geschrumpft, so daß man für die Lektüre schon gute Augen oder zumindest eine gute Brille mitbringen sollte. Den Anhang von 120 Seiten spart man sich bei Dietz Nachf. Dies erklärt auch das Rätsel der weißen Stellen mitten im Text: hier standen einmal die Anmerkungszißern, wobei offenkundig mit der Hand schon mal Satzzeichen nach links gerückt wurden. In dem wenigen Text, der vom Verlag

dazukommt, schleicht sich gleich ein schwerer Fehler ein, wenn das Erscheinungsjahr der ersten Auflage des Buches von 1879 auf 1870 vorverlegt wird. Allein der geringere Preis stellt die einzige Berechtigung des Buches dar, immerhin. Bei dem Buch handelt es sich um eine Neuauflage einer Taschenbuchfassung von 1986. Das Vorwort von Brigitte Seebacher-Brandt wird ohne jede Erklärung gestrichen. Warum Frau Seebacher-Brandt in Ungnade gefallen ist, wird nicht offenbart; da bleibt denn nur zu hoffen, daß eines Tages auch die unsägliche Bebelbiographie der Autorin sang- und klanglos aus dem Verlagsprogramm verschwindet.

Demokratische Geschichtsschreibung im Norden

Zehn Jahrbücher zu Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein*

Von Kurt Schilde

Deutschlands Norden gehört zu den historisch umfassend erforschten Regionen. Dies liegt wesentlich an den Aktivitäten des „Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein“. Im Auftrag der „Gesellschaft für Politik und Bildung in Schleswig-Holstein e.V.“ gibt er seit 1986 das Periodikum *Demokratische Geschichte. Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein* (künftig zitiert: *DG*) heraus. Seitdem ist jährlich rund ein Dutzend Aufsätze zur „anderen“ Geschichte der Arbeiterbewegung und zu landes-, regional-, lokal- und lebensgeschichtlichen Themen sowie Rezensionen erschienen.

Im Mittelpunkt steht das heutige Bundesland Schleswig-Holstein, daneben gilt – gelegentlich – Dänemark im Norden sowie – häufig – der Hansestadt Hamburg im Süden das Interesse des Herausgeberkreises. Dieser legt auf die „Bearbeitung lange vernachlässigter Themenbereiche (Geschichte der Demokratisierung und der Arbeiterbewegung, NS-Geschichte, Geschichte ‚von unten‘, moderne Alltags- und Mentalitätsgeschichte)“ Wert. Der Beirat, der als landesweite Geschichtswerkstatt verstanden werden kann, bietet Fachleuten und Laien sowie Arbeitsgruppen und Einzelpersonen ein Publikationsorgan für eine „demokratische Geschichtsschreibung“ an: die „Demokratische Geschichte“ ist der „Pluralität der Arbeitsansätze, Methoden, Interpretationen und Darstellungsformen“ (*DG I*, S. 7) verpflichtet. Programmatisch heißt es in der ersten Ausgabe: „Wir hoffen, daß diese Publikation mit ihren Schwerpunkten ihren Platz in der Reihe der Veröffentlichungen zur schleswig-holsteinischen Geschichte finden wird“ (*DG I*, S. 5). Diese Erwartung ist eingetroffen, was ein Überblick der thematischen Schwerpunkte bestätigt.

1. Geschichte der Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein

Mit den Veröffentlichungen der Schriftenreihe sind die „weißen Flecken“ in der Sozialgeschichte der Arbeiter und Arbeiterinnen weniger geworden. Die über hundert regional-

* *Demokratische Geschichte. Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein I* (= Veröffentlichungen des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein). Kiel: Neuer Malik Verlag 1986. 390 S.; dito, *II*. 1987. 445 S.; *III. Themenband: 125 Jahre Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein*. 1988. 642 S. (Annotation in: *IWK*, Jg. 25 [1989], H. 4, S. 597 f.); *IV*. 1989. 461 S. (Einzelbesprechung in: *IWK*, Jg. 26 [1990], H. 4, S. 587 f.); *V*. 1990. 263 S.; *VI*. [Kiel]: Malik Regionalverlag/Neuer Malik Verlag 1991. 355 S.; *VII*. 1992. 343 S.; *VIII*. 1993. 413 S.; *IX*. 1995. 319 S.; *X*. [Kiel]: Malik Regional Verlag 1996. 335 S. – Hrsg. von Uwe DANKER, Manfred JESSEN-KLINGENBERG (X), Detlef KORTE (IV–VIII), Klaus-J. LORENZEN-SCHMIDT, Regina ROCCA (ab IX), Rolf SCHULTE und Jürgen WEBER (I–IX). (Die Nachweise erfolgen mit Angabe der Jahrgangsnummer und Seitenzahl, z. B. *DG VIII*, S. 12.)

und lokalhistorischen Abhandlungen bieten Stoff für Diskussionen über wechselseitige Bezüge, inhaltliche Berührungspunkte und Perspektiven der landes-, regional- und lokalhistorischen Forschung.

Beispielhaft sei auf die in *DG I* ausführlich geschilderten Arbeits- und Lebensbedingungen der Zigarrenmacher in Altona-Ottensen (heute: Hamburg) hingewiesen. In einem unter Einbeziehung der heutigen Bevölkerung durchgeführten stadtteilgeschichtlichen Ausstellungsprojekt wurden die Auswirkungen der Lebenslage der heute fast vergessenen Berufsgruppe auf die politischen Orientierungen untersucht. Ohne die Erinnerungen, Erfahrungen, Dokumente, Werkzeuge und Photographien der alten Einheimischen in der ehemaligen Hochburg der Zigarrenherstellung hätte sich die Forschungsgruppe auf das Studium archivalischer Quellen und Literatur beschränken müssen. Als thematische Ergänzungen wurden in *DG II* die Geschichte der Altonaer und Ottenser Gemeinden des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins sowie in *DG IV* die Auswanderung von Zigarrenarbeitern über den „großen Teich“ (1868–1886) und die Drahtstiftfabrik Ottensen¹ behandelt.

Eine weitere Forschungslücke, die Geschichte der Revolution von 1918/19 in der Provinz, wird in *DG II* am Beispiel der Kleinstadt Eckernförde geschlossen. Eingegangen wird auf Wirken, Vorstellungen und Selbstverständnis der örtlichen Arbeiter- und Soldatenräte, die sich aus sozialdemokratischen und sozialistischen Arbeitern sowie – entsprechend der Wirtschaftsstruktur – Fischern zusammensetzten. Eine Radikalisierung wie in Berlin oder im Ruhrgebiet fand – wie in ganz Schleswig-Holstein – nicht statt. Die Revolution endete in Resignation und veränderte die Stellung der alten Autoritäten nicht. In *DG II* werden weiterhin die Nachwehen der Revolution (bis 1921) im holsteinischen Landkreis Oldenburg und in *DG III* die Umschichtung der Machtverhältnisse 1933 im dortigen Kreistag dargestellt.

Einige Arbeiten sind der Alltagsgeschichte gewidmet, so wenn in *DG I* der „vergesene“ Alltag von Landarbeitern in den zwanziger und dreißiger Jahren in Eckernförde geschildert wird. Dem folgt als thematische Zugabe in *DG IV* ein reichhaltig bebildeter Einblick in die ländliche Arbeitswelt von Tagelöhnern und anderen Arbeitern in den Elbmarschen.

Wiederholt sind „runde“ Jahrestage Anlaß historischer Betrachtungen, beispielsweise in *DG I* der 40. Jahrestag der Befreiung vom Nationalsozialismus am 8. Mai 1945, die in Schleswig-Holstein allerdings durch eine Teilkapitulation bereits drei Tage zuvor am 5. Mai stattfand. In *DG II* folgt anläßlich des 90. „Geburstages“ des Gewerkschaftskartells von Glückstadt ein Nachtrag. In dieser Ausgabe werden gewerkschaftsgeschichtliche Ereignisse auch unabhängig von Jubiläen vergegenwärtigt, wie der Streik in der Metallindustrie 1956/57. Dessen wesentliches Ziel war die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Der Arbeitskampf hatte exemplarische Bedeutung, weil der Durchbruch auf dem Weg zur Gleichstellung von Arbeitern und Arbeiterinnen mit Angestellten erreicht werden konnte.

Kontinuierlich zur Sprache gebracht werden lokale und regionale Organisationen, so in *DG II* der „Rendsburger Arbeiterverein vom Jahre 1848“ – eine bürgerliche Grün-

1 *DG IV* wurde in der IWK, Jg. 26 (1990), H. 4, S. 587 f. von Gerhard Beier besprochen.

dung, die so „unpolitisch“ war, daß sie bis in die NS-Zeit (1937) existierte. – *DG V* informiert über die Entstehung der Arbeiterbewegung in Itzehoe: Bauhandwerksgesellen hatten 1845 zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage einen Gesellenverein ins Leben gerufen. In der gleichen Ausgabe folgt eine auf zeitgenössischen Presseartikeln und Verwaltungsakten beruhende Studie über den Lägerdorfer Zementarbeiterstreik von 1909.

„Wie kommt der Fisch in die Dose?“ Um die Beantwortung dieser Frage geht es in dem gut gelungenen Lese- und Bilderbuch *DG VIII*, in dem die industrielle Entwicklung Lübecks am Beispiel der Fischindustrie beschrieben und eine kleine Geschichte der Fischkonserve präsentiert wird. In derselben Ausgabe werden die sozialen und politischen Bezüge der Bewohner einer Arbeiterstraße in der Landgemeinde Nortorf (Kreis Steinburg) zu ihrer Umwelt von 1895 bis heute behandelt. – Auch die Arbeiterkultur kommt nicht zu kurz. So enthält *DG I* die Geschichte der Oststeinbeker Ortsgruppe „Fahrwohl von 1904“ des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrerbundes „Solidarität“. Anlaß für die historische Rekonstruktion dieses Vereins war der Versuch, die Tradition wieder zu beleben.

2. Parteipolitische Aspekte der Landesgeschichte

Abgesehen von dem Schwerpunkt zur Geschichte der KPD in *DG IV* und einer Abhandlung über Itzehoer Pazifisten in der Weimarer Republik (*DG X*) dominieren Beiträge zur Sozialdemokratie. Schon *DG I* dokumentiert das kommunalpolitische Programm der schleswig-holsteinischen SPD von 1901. Dieses barg damals noch erheblichen Zündstoff, denn es war alles andere als selbstverständlich, daß die Einwohner einer Gemeinde sich für die kommunalen Angelegenheiten interessierten. Von dem weiblichen Bevölkerungsteil war damals – politisch gesehen – überhaupt noch keine Rede. – Die Arbeit „Vaterlandslose Gesellen in Neustadt“ über den holsteinischen SPD-Ortsverein um die Jahrhundertwende verdeutlicht, daß hier – im Gegensatz zu vielen anderen ländlichen Kleinstädten – eine „fest verankerte, traditionell sozialdemokratisch ausgerichtete Arbeiter- bzw. Handwerkerschaft“ (*DG I*, S. 55) bestand. Im Kontext dazu stehen die in *DG II* untersuchten Wahlen im kaiserlichen Kiel 1909–1911 mit der Herausarbeitung des Zusammenhanges zwischen kommunalen Wahlerfolgen der SPD und fruchtlosen bürgerlichen Wahlrechts- und Stimmbezirksmanipulationen.

Der Landesgeschichte der Sozialdemokratie sind Studien über die Sozialistische Arbeiterjugend in Kiel (*DG IV*), die sozialdemokratische Frauenbewegung vor dem Ersten Weltkrieg in Altona (*DG VII*) – einer der wenigen frauengeschichtlichen Beiträge –, die Wirtschaftspolitik der Landes-SPD (1947–1950) unter dem Motto „Wir bauen auf!“ (*DG VII*) sowie über die Kernenergie Diskussion in der SPD (*DG VIII*) gewidmet.

Die umfangreichste Band, *DG III*, trägt den Titel „125 Jahre sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein“.² Der Anspruch, ein „lebendiges Panorama der schleswig-holsteinischen Arbeiterbewegung sozialdemokratischer Prägung“ (*DG III*,

2 In der IWK, Jg. 25 (1989), H. 4, S. 597 f. von Nils Hansen annotiert.

S. 9) vorzustellen, wird eingelöst. Chronologisch beschrieben werden vier Perioden, begonnen wird mit der Entwicklung zur Massenorganisation (1863–1918). Die Landes-SPD von 1918 bis 1933 steht im Zentrum des Bandes, dagegen werden die NS-Zeit „zwischen Ohnmacht und Widerstand“ und die Chancen des Neuanfangs relativ kurz behandelt. Eine Studie bezieht sich auf die Arbeiterbewegung von 1863 bis 1918 in der „roten Hochburg“ Schleswig-Holstein, andere Beiträge sind dem „Bollwerk des Nordens“ Altona von 1848 bis 1890 sowie den Anfängen der Kieler Metallarbeiterbewegung, dem Eutiner Reichsbanner und der Freien Turnerschaft Neumünster ebenso wie dem Lübecker Arbeitersekretariat und der Kieler Volksbühne gewidmet.

Einem historischen Abriss zur Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD) folgt die Geschichte der kleinsten sozialdemokratischen Partei der Welt: die Sozialdemokratische Partei Flensburg existierte von August 1945 bis zur Wiedervereinigung mit der „großen SPD“ im Juni 1954. Außerdem gibt es biographische Beiträge über den Reichstagsabgeordneten Heinrich Mahlke (1851–1921) aus Flensburg, den Nestor der Sozialwissenschaft und kritischen Begleiter der Arbeiterbewegung Ferdinand Tönnies (1855–1936) und den Rechtsphilosophen Gustav Radbruch (1878–1949) sowie beispielhafte Lebensläufe der „interessantesten Akteure“ der Sozialdemokratie (*DG III*, S. 9) in Schleswig-Holstein. Leider stehen dreißig Männern nur vereinzelt Akteurinnen gegenüber, darunter die vergessene Schriftstellerin Anna Moosegaard (1881–1954). Sie war die erste Frau, die in Schleswig-Holstein in eine parlamentarische Versammlung gewählt wurde. Ausgeübt hat sie das Mandat jedoch nicht – auf die Umstände wird nicht näher eingegangen.

Nachdem bereits in *DG II* die Radikalisierung der politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Arbeiterbewegung angesprochen worden war, folgt nun die Darstellung der gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD in der Kommunalpolitik in Geesthacht. Sie hatten zur Konsequenz, daß auch hier keine gemeinsame Abwehr des Nationalsozialismus zustande kam. Ergänzt wird das Geschichtsbuch der schleswig-holsteinischen Sozialdemokratie durch eine auf zeitgenössische Zeitungsberichte zurückgehende Beschreibung des sozialdemokratischen Geheimkongresses 1883 in Kopenhagen in *DG VI*.

DG IV ist der Geschichte der Kommunistischen Partei Deutschlands gewidmet. Nachgezeichnet werden die Entwicklung einer revolutionären Studentengruppe an der Kieler Universität, die Geschichte der im linkssozialistisch-kommunistischen Milieu angesiedelten Lübecker Arbeiterfamilie Bringmann (ergänzt durch Erinnerungen von Fritz Bringmann in *DG IX*) und das Leben des Kieler Kommunisten Otto Preßler (1895–1981). Er war Mitbegründer der KPD in Kiel und deren Vorsitzender, bis er 1929 zur KPD-Opposition ging. In der NS-Zeit schloß er sich erneut der KPD an und vertrat nach 1945 die Partei als Abgeordneter im ersten schleswig-holsteinischen Landtag. Preßler war 1949 Erster Bevollmächtigter der IG Metall, wurde 1952 aus der Gewerkschaft ausgeschlossen und trat 1968 in die DKP ein. In *DG IV* geht es weiterhin um den kommunistischen Wahlkampf 1961, das Parteiorgan „Norddeutsches Echo“ (1946–1956) und KPD-Plakate im Bezirk Wasserkante von 1923 bis 1946. Von diesem Schwerpunkt abgesehen gibt es nur noch – in *DG X* – einen Aufsatz über die KPD der in Dithmarschen gelegenen Kleinstadt Heide 1920–1935 mit drei Lebensbildern lokaler

Parteifunktionäre. Die in Heide 1919 unternommenen Anstrengungen zur Gründung einer KPD-Ortsgruppe hatten erst ein positives Ergebnis, als ein Jahr später die zum linken Flügel der USPD gehörende Heider Ortsgruppe fast geschlossen übertrat. Die Anfangserfolge konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Heider KPD ein Sorgenkind des Bezirks Wasserkante blieb, da sie einerseits die Wirkung des Wahlstimmenanstiegs überschätzte und ihr andererseits die „Überwindung der Diskrepanz zwischen den politisch aktiven Kadern und dem niedrigen Aktivierungsgrad der Masse der Arbeiterschaft“ (*DG X*, S. 206) nicht gelang.

3. Streifzüge durch die Landes-, Regional- und Lokalgeschichte

Neben der Geschichte der schleswig-holsteinischen Arbeiterbewegung werden ausführlich unterschiedliche landes-, regional- und lokalgeschichtliche Zusammenhänge rekonstruiert. Es geht beispielsweise in *DG IV* um den Aufstand der schleswigschen Bauern 1472. Im gleichen Heft wird ein „acten-mäßiger Bericht“ über eine ertappte Diebesrotte in Kiel (1725) dokumentiert, und zwei Jahre später werden in *DG VI* mit Hilfe der EDV erschlossene und für eine Interpretation aufbereitete Wanderbücher aus dem 19. Jahrhundert analysiert. Dieser auf einer Magisterarbeit beruhende Text widerlegt das romantisch verklärte Bild des freien, ungebundenen Handwerksgehilfen. In der gleichen Edition wird in einem ausgiebig illustrierten Aufsatz auf den Friedhof Eichhof in Kiel als historische Quelle eingegangen. In *DG VII* werden mit einer Beschreibung der Politisierung der Elbmarschbauern – im Spiegel ihrer Aufzeichnungen – und einer ausgiebig bebilderten Studie über den Umgang mit historischen Denkmälern in Kiel andere historische Aspekte aufgegriffen. In *DG VIII* ist die Rede von der demokratischen und antipreußischen Opposition in den Jahren 1863–1881, dem reaktionären Verhalten von Landräten während des sog. Kapp-Putsches und anderen antidemokratischen Traditionen in Schleswig-Holstein. Nationalismus, Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert und die Massenbewegung der schleswig-holsteinischen Arbeiter gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht (1906–1910) waren schon in *DG V* angesprochen worden, wo der Schwerpunkt auf der Untersuchung der politischen Kampfformen lag.

Die thematische Spannweite der *Demokratischen Geschichte* verdeutlichen die in *DG X* behandelten Themen, beginnend mit dem fast unbekannt gebliebenen Aspekt „Männer in der Zeit der Hexenverfolgung“ (1615) – eine detaillierte Untersuchung wird angekündigt – sowie Hungerunruhen in Flensburg 1795. Eine Besonderheit der Kriminalgeschichte Schleswig-Holsteins bildet der „Stockelsdorfer Raub“, ein 1811 von einer der größten Räuberformationen der Region „äußerst professionell durchgeführtes Verbrechen“ (*DG X*, S. 35).

Auf die historischen Bezüge zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark verweist *DG V*. Die Ausgabe basiert auf den anlässlich eines deutsch-dänischen Symposiums gehaltenen Vorträgen, in denen demokratische Aspekte in den Anfängen der nationalen Bewegungen in beiden Ländern, Wandlungen der Nationalgefühle, die demokratische Entwicklung seit dem deutsch-dänischen Krieg 1864 sowie Kriegsgräber und -denkmäler aus dieser Auseinandersetzung (mit vielen Abbildungen) thematisiert wurden. Eine

Ergänzung gibt es in *DG VII* mit Studien zur Bedeutung der Revolution von 1848 für die dänische Bewegung in Südschleswig und in *DG X* zu den Volksabstimmungen von 1920 über das zwischen Dänemark und Deutschland umstrittene binationale Gebiet. Bei der Analyse der politischen Kultur schneidet Schleswig-Holstein im Vergleich zu Dänemark schlecht ab.

In bezug auf *Desiderata* unterscheidet sich die schleswig-holsteinischen Landesgeschichte nicht von der übrigen Historiographie, wenngleich einige Abhandlungen zur Geschichte von Minderheiten und Ausgegrenzten eine Trendwende anzeigen. Einen Einblick in die nur selten vom friedlichen Miteinander mit der Bevölkerungsmehrheit geprägte Geschichte der jüdischen Minderheit gab eine Ausstellung über jüdisches Leben in Lübeck (*DG VII*), in der der Antijudaismus im Mittelalter sowie die Zeit der Emanzipation (1650–1848) bis zum Novemberpogrom 1938 und die Deportationen in die Todeslager ebenso wie die aktuelle Situation dokumentiert wurden. In *DG X* geht es um die in behördlichen Akten als „Zigeuner-Familie“ bezeichnete Verwandtschaft der Altenburgs, die 1866 des Mordes an einer Hofbesitzerfamilie verdächtigt wurde. Dieser Verdacht erwies sich ein Jahr darauf als haltlos, denn der einzige überlebende Sohn hatte seine Angehörigen ermordet. – Ausgehend von dem aktuellen Problem der menschenunwürdigen Unterbringung von Obdachlosen, wird in *DG VIII* eine Initiative Kieler Wohnlager vorgestellt, die sich zur Aufgabe machte, die soziale Integration seiner Bewohner zu fördern.

4. Betrachtungen zur schleswig-holsteinischen Zeitgeschichte

Zu den bislang vernachlässigten Themen der schleswig-holsteinischen Historiographie zählt die Geschichte der nationalsozialistischen Herrschaft einschließlich des antifaschistischen Widerstandes. Die etablierte Forschung und ebenso die Heimatvereine taten sich jahrzehntelang – bis in die siebziger Jahre – damit sehr schwer. Bis heute gibt es keine zusammenfassende Darstellungen zur Geschichte des Gaus Schleswig-Holstein der NSDAP, der Vielfalt an Verhaltensmöglichkeiten zwischen Anpassung und Widerstand und vieler weiterer Themen.

Wenig bekannt ist, daß sich vereinzelte Menschen aus Schleswig-Holstein an einem Projekt des „publizistischen Widerstandes“ beteiligten, dessen Geschichte in *DG IX* nachgezeichnet wird. Der „Blick in die Zeit“³ druckte ab Sommer 1933 zwei Jahre lang bis zum Verbot einen Pressespiegel mit Artikeln in- und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften. Deren spezifische Zusammenstellung provozierte das „Lesen zwischen den Auszügen“ (*DG IX*, S. 37). Das „schwer greifbare Phänomen publizistischer Opposition“ (ebd.) wird dem aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus zugerechnet, wobei als – wenig befriedigende – Kriterien für diese Charakterisierung genannt werden: Die Mitarbeiter entstammten dem sozialdemokratischen Umfeld und arbeiteten unter teilkonspirativen Bedingungen, es handelte sich um eine politische Zeitschrift, die durch die

3 Vgl. Peter Lösche und Michael Scholing, *Solidargemeinschaft im Widerstand: Eine Fallstudie über „Blick in die Zeit“*, in: IWK, Jg. 19 (1983), H. 4, S. 517–561.

gezielte Informationsvergabe die Funktionstüchtigkeit der NS-Propagandamaschinerie und – so die überzogene Position des Autors – damit einen „Zentralnerv“ (*DG IX*, S. 44) des faschistischen Staates bedroht haben soll.

Die politische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus war schon in *DG II* mit den Abwehrkämpfen der SPD gegen den Nationalsozialismus in Eutin angesprochen worden. Hier hatten sich militante Reichsbannerleute öfter Saal- und Straßenschlachten mit Nazis geliefert. Eine andere Frage in *DG II* lautet: „Wer hat die NSDAP gewählt?“ Sie wird für Kiel durch eine statistische Auswertung der NS-Wählerschaft so beantwortet: Die faschistische Partei stieß eher bei Selbständigen und Angestellten auf Zuspruch, während sie von der Arbeiterschaft nur unterdurchschnittlich gewählt wurde. Weitere wichtige Studien über die nationalsozialistische Herrschaft in Lauenburg an der Elbe und die NSDAP in Medelby enthalten *DG IV* bzw. *DG IX*. Ihre Bedeutung erhalten sie schon dadurch, daß die Provinz Schleswig-Holstein eine der Regionen in Deutschland war, in denen die NSDAP schon in freien Wahlen die Mehrheit erreichen konnte.

Eine weitere wichtige Aufgabe ist die bereits im ersten Jahrgang thematisierte Erforschung der Verfolgung im Nationalsozialismus. Es wird versucht, die Lebensgeschichte des aus Kiel stammenden Verfassers eines um 1950 entstandenen Tagebuches über seine Erlebnisse im Konzentrationslager Sachsenhausen zu rekonstruieren. Aufgegriffen wird das Thema Konzentrationslager erneut mit einem Erinnerungsbericht über die „Hölle von Husum“ – das Außenlager Husum-Schwesing des KZ Neuengamme – in *DG VII*, ergänzt durch einen aktuellen bebilderten Anhang. Einen anderen Aspekt bildet die Fotodokumentation der „Bernadotte-Aktion“ in *DG II* ab – im Frühjahr 1945 wurden skandinavische KZ-Häftlinge als Gegenleistung für die Bemühungen Graf Folke Bernadottes (Vizepräsident des schwedischen Roten Kreuzes) um den Abschluß eines separaten Waffenstillstandsabkommens freigelassen.

Die Abhandlung zum Zwangsarbeiterlager Solomit in Kiel in *DG VI* geht wieder auf eine Magisterarbeit zurück. Der Autor untersucht die Kontinuität von einem Dienstverpflichtetenlager zum Obdachlosen asyl. Ein Resultat ist die Lehre: „Ein Lager schafft immer mehr Probleme, als es löst!“ Um eine andere Form von Lager geht es in *DG IX* über die „Wohnkolonie Rendsburger Landstraße“. Hier hatte sich aus einem Arbeitserziehungs- ein Flüchtlingslager entwickelt. Es folgen im selben Band Beiträge zur Verfolgung von Bettlern und Landstreichern im Kreis Sternburg und den verbotenen Umgang mit Kriegsgefangenen, der 1940 bis 1945 viele Frauen vor das schleswig-holsteinische Sondergericht brachte.

Auf die lange Zeit vernachlässigte landesgeschichtliche Dimension der Euthanasie wurde schon in *DG I* eingegangen. Nach staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsunterlagen und Landtagsprotokollen wird über einen gescheiterten Versuch berichtet, die Ausgrenzung und Vernichtung von schleswig-holsteinischen Kranken aufzuarbeiten. Dazu enthält *DG VIII* biographische Skizzen über drei katholische und einen evangelischen Geistlichen, die sich der Euthanasie widersetzt hatten. In *DG IX* wird die Zwangssterilisation psychisch kranker Menschen dargelegt.

Wieder alltagsgeschichtlich orientiert ist in *DG X* eine Ausarbeitung zum Nationalsozialistischen Lehrerbund, „Gau Schleswig-Holstein“, in der auf Herrschaftsübernahme, Organisation und Tätigkeit des Verbandes eingegangen wird. Auf die NS-Pädagogik

bezog sich eine frühere Veröffentlichung – ausgehend von zufällig aufgefundenen Schulwandbildern von „trotzigen Germanen, grimmigen Ostlandreitern und der Familie Kallikak“ (*DG I*, S. 211) wird versuchsweise der völkisch-nationale Unterricht in der NS-Zeit interpretiert.

Das Ende des Nationalsozialismus ist das Schwerpunktthema der *DG IX*. Es geht um die Erinnerungen eines Eutiner Stabsfeldwebels an den „Rußlandfeldzug“ und das „blutige Geschäft“ der Militärjustiz nach der Kapitulation – am 10. Mai 1945 wurden drei wegen „Fahnenflucht“ zum Tode verurteilte Matrosen erschossen und die Leichen in der Ostsee versenkt. Ein anderer Skandal hängt mit der Person Wolfgang Hedler (1899–1986) aus Rendsburg zusammen, einem Angehörigen der Deutschen Partei, der 1949 bis 1953 Aufsehen erregte, weil der 1932 in die NSDAP eingetretene Bundestagsabgeordnete Widerstandskämpfer und jüdische Verfolgte öffentlich beleidigt, sich den gerichtlichen Konsequenzen zunächst entzogen und sich nach der schließlich erfolgten Haftstrafe erneut an rechtsradikalen Aktivitäten beteiligt hatte.

Die postnationalsozialistische Zeit und ihre lokal-, regional- und landesgeschichtlichen Aspekte wurden in der *Demokratischen Geschichte* von Beginn an durchgängig angesprochen. In *DG I* wird beispielhaft die Auseinandersetzung mit dem Erbe des Nationalsozialismus nachgezeichnet; ausgehend von dem Protokollbuch der SPD-Ortsgruppe Kaltenkirchen, kamen die Ermordung von drei KZ-Häftlingen im April 1945 und die Ausstellung von „Persil“-Scheinen zur Sprache. Behandelt wurden diese spezifischen Entlastungspapiere erneut in *DG IV* und *DG VI*. In *DG VI* ging es beispielsweise um das Entnazifizierungsverfahren gegen den Wehrwirtschaftsführer und Geschäftsführer der Baumaschinenfabrik Menck & Hambrock in Hamburg-Ottensen Adolf Vogler (1890 bis 1963). Es „vertrauten die mit der Entnazifizierung beauftragten Arbeiter beim notwendigen Wiederaufbau des Betriebes auf die Kompetenz und die traditionellen Beziehungen Voglers zur Besatzungsmacht“ (*DG VI*, S. 186). Der andere Aufsatz in *DG VI* beruht auf einer Magisterarbeit über die Entnazifizierung im Landtag von Schleswig-Holstein von 1946 bis 1951. In diesen Kontext gehören auch die dokumentierten Bemühungen des ehemaligen NSDAP-Ortsgruppenleiters von Borsfleth, der als Verfasser einer Propagandaschrift 1957 versuchte, sein Engagement für den Nationalsozialismus zu rechtfertigen. Der in *DG X* dokumentierte Text trägt den Titel: „Mitarbeit wird bestraft“. Ergänzend hinzuweisen ist auf die ebenfalls in *DG X* dargestellte skandalös unterschiedliche Rentenversorgung für ein Opfer des Nationalsozialismus und die NS-Täter-Witwe Heydrich. Nicht unerwähnt bleiben soll das in *DG VI* behandelte Nachkriegsschicksal der Insel Helgoland, die seit 1945 britischen Bombern als Übungsgebiet diente. Vierzig Jahre nach der Freigabe der Insel am 1. März 1952 durch Großbritannien werden die Ereignisse im Spiegel der Zeitschrift „Helgoland – ein Mitteilungsblatt für Halluner Moäts“ (Halluner Moäts = Helgoländer Freunde) zur Sprache gebracht.

Etwas aus dem Rahmen fällt eine Arbeit zur organisierten Jugendarbeit nach 1945 in *DG II* über die Entstehungsgeschichte der Freien Deutschen Jugend im Bezirk Untereibe. Die Rekonstruktion dieser Gründung des kommunistischen Jugendverbandes erfolgt überwiegend aufgrund von Materialien der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte in Hamburg sowie der Regionalpresse und Presseorganen der FDJ. Die frühen Mitglieder kamen aus einer Gruppe von Erwachsenen, die im Text als „Jugendliche im Alter von

25–30 Jahren“ (sic!) bezeichnet werden; darüber hinaus gab es „Jugendliche im Alter von 15–25 Jahren“, „Kinder aus antifaschistischen Familien“ und „Jugendliche, die nicht aktiv im Widerstand gekämpft hatten“ (*DG II*, S. 296). Die jungen und nicht mehr ganz jungen Leute trafen sich spontan und zunächst unabhängig voneinander in Hamburg, Lübeck, Flensburg, Schleswig, Rendsburg, Steinburg, Neumünster und den Kreisen Stormarn und Pinneberg sowie an der Westküste und in Ostholstein. Die an vielen Orten fast gleichzeitig entstandenen Jugendgruppen hatten unterschiedlichen formalen und inhaltlichen Charakter, nannten sich „Freie Deutsche Jugend“, aber auch anders. Wenn sich die Mitglieder politisch artikulierten, dann orientiert an der Sozialdemokratie und am Kommunismus, es gab ehemalige bündische und „unpolitische“ Jugendliche. Die Freie Deutsche Jugend an der Elbe wurde angeblich dem „Anspruch einer breiten überparteilichen Organisation gerecht“ (*DG II*, S. 326). Zu dieser umstrittenen These passen behauptete „einheitsfeindliche Positionen in der SPD“, die gemeinsam mit einem „Druck von führenden Sozialdemokraten“ eine einheitliche Jugendorganisation verhindern hätten. Als eine Besonderheit der partiell tendenziösen, insgesamt aber sehr informativen Studie ist hervorzuheben, daß die ersten FDJ-Gründungen auf deutschem Boden auf enge Kontakte zur Exil-FDJ in Großbritannien zurückgingen und die Impulse von britischen Armeeangehörigen ausgegangen waren. In *DG IX* wird noch einmal in einem Beitrag über die „Heimstätten der freiwilligen Jugendarbeit“ auf die Anfänge der Jugendarbeit 1945/46 eingegangen.

5. Biographische Beiträge

Jeder Band der *DG* enthält lebensgeschichtliche Skizzen von Menschen aus Schleswig-Holstein, und es lohnt, neben den bereits Erwähnten auf einige Beispiele zu verweisen. Die biographische Reihe beginnt in *DG I* mit Eduard Adler (1861–1932), der „wie so manche führende Persönlichkeiten der damaligen Sozialdemokratie offenbar aus dem Gefühl gesellschaftlicher Zurücksetzung infolge seiner jüdischen Herkunft zur Arbeiterbewegung gekommen“ (*DG I*, S. 112) sein soll. Neben der auf einem zwischen 1913 und 1940 geführten Notizbuch beruhenden Geschichte einer Werftarbeiterfamilie ist eine das historische, politische und regionale Umfeld ausleuchtende Arbeit über den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Karl Frohme (1850–1933) aus Altona erwähnenswert – von der Ausbildung her Schlosser und Maschinenbauer, machte er Schriftstellerei und Journalismus zu seinem Beruf. Weitere biographische Beiträge befassen sich mit Karl Noack (*1902) – basierend auf Interviews mit dem Zeitzeugen – sowie den aus NS-Deutschland nach Skandinavien (Dänemark und Schweden) geflüchteten Anneliese Raabke (*1909) und Martin Krebs (1892–1971). Beide hatten erhebliche Schwierigkeiten bei der Rückkehr in das vom NS-Regime befreite Deutschland. Auf das Wirken von Martin Krebs in Skandinavien wird noch in einem Beitrag in *DG II* eingegangen. Hier wird außerdem der „Mythos vom Präsidenten Topff“ (*DG II*, S. 163) widerlegt – der Schneider Bruno Topff (1886–1920) war 1918 Vorsitzender des Sonderburger Soldatenrates und galt nach einer Legende als Gründer einer vermeintlichen „Republik Alsen“. Des weiteren wird die Biographie des aus dem Sudetenland stammenden

Widerstandskämpfers Julius Bredenbeck skizziert. Es folgen in *DG V* die Lebensgeschichten des Flensburger Jakobiners Georg Conrad Meyer (1774–1816) und des Nordfriesen Harro Harring (1798–1870) sowie im Jahr darauf eine biographische Würdigung des dänischen Sozialdemokraten Thorvald August Marinus Stauning und Auskünfte über sozialdemokratische Landtagsabgeordnete aus Lübeck. In *DG VII* kommt Bernhard Herzberg zu Wort, der von sich sagte: „In erster Linie bin ich Deutscher, in zweiter ein Jude“ (*DG VII*, S. 153). Es geht in *DG VII* weiter um den „Friedensgeneral“ Paul Freiherr von Schoenaich – einen bekannten Demokraten und Pazifisten – und Klaus Weigle (* 1926), der 1950 mit 24 Jahren KPD-Landesvorsitzender wurde. In *DG X* folgt ein Beitrag über den Maler Max Schulze-Sölde (1887–1967), dessen agrarromantisches, „edelkommunistisches“ Siedlungsexperiment auf dem Lindenhof im Dorf Kleve von der Polizei scharf beobachtet wurde. Aus den hieraus resultierenden Archivalien und der Autobiographie des Künstlers ist eine interessante kulturhistorische Ausarbeitung entstanden.

In *DG VIII* ist ein Beitrag den Geschwistern Prenski gewidmet. Die Recherche zu ihren Biographien geht auf Überlegungen für die Namensgebung einer Lübecker Gesamtschule zurück. Es wird versucht, den kurzen Lebensweg der drei jüdischen Kinder Margot, Martin und Max Prenski zu rekonstruieren, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt, deportiert und ermordet wurden. Ein Ergebnis dieser Spurensuche war eine Ausstellung, das andere der abgedruckte Beitrag.

6. Resümee

Viele der in *Demokratische Geschichte. Jahrbuch zur Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein* veröffentlichten Texte wurden in Seminaren des Beirats für Geschichte in der Gustav-Heinemann-Bildungsstätte in Malente verfaßt. Sie formten das exzellent illustrierte Periodikum zu einem herausragenden und nicht nur landesgeschichtlichen Produkt, das republikweit wohl seinesgleichen sucht. Die Menge und Variationsbreite der historischen Themen sollte den Beirat anregen, über eine Zusammenführung der Aufsätze zu einer umfassenden Geschichte der Bevölkerung von Schleswig-Holstein nachzudenken. Ein Desiderat der Landes-, Regional- und Lokalgeschichte und damit auch der Jahrbücher ist die Behandlung geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen geblieben. Leider ist die Skizze über „Trümmerfrauen“ und Heimkehrer im Schleswig-Holstein der Nachkriegszeit (*DG VIII*) ein Einzelfall. Die Geschichte der jüdischen Minderheit im Norden Deutschlands ist bisher nur lückenhaft dokumentiert, und das Jahrbuch sollte häufiger genutzt werden, um entsprechende Beiträge zu publizieren. Anzuregen ist nach dem zehnten Band die Erstellung eines Sach-, Orts- und Personenregisters. Abschließend ist den Herausgebern und der Herausgeberin der *Demokratischen Geschichte* weiterhin viel Erfolg und ein langer Atem zu wünschen.

Neues aus der Frauen- und Geschlechterforschung*

Von Annette Vogt

Vorab werden allen Interessierten an der Wissenschafts- sowie der Frauen- und Geschlechtergeschichte die hier zu besprechenden Publikationen empfohlen. Sie enthalten eine Fülle neuer Forschungsergebnisse und stellen in Überblicksartikeln die Diskursdebatten der letzten Jahre zur Frauen- und Geschlechterforschung vor oder beeindrucken durch eine lokale Erforschung der unterschiedlichsten Frauenleben. Die Verknüpfung von Sozial-, Wirtschafts-, Wissenschafts- und Frauengeschichte führte zu wertvollen Einsichten über fördernde und hemmende Bedingungen im Prozeß der Professionalisierung von Frauen in unterschiedlichsten Bereichen in diesem Jahrhundert.

Als Motto für die Festschrift zum 60. Geburtstag der Hamburger Professorin Marie-Elisabeth Hilger geb. Vopelius (geb. 1935) wählten die Herausgeberinnen ein Zitat des Philosophen Ernst Bloch: „Denken heißt Grenzen überschreiten.“ Damit kann programmatisch das Wirken von Marie-Elisabeth Hilger beschrieben werden, die seit 1975 Professorin für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hamburg ist. In den achtziger Jahren begann sie, sich überdies in die Thematik der Frauen- und Geschlechtergeschichte einzuarbeiten, die sie als „integralen Bestandteil der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ behandelte (S. 8). Die Interdisziplinarität, die sich hinter diesen Forschungsthemen verbirgt, veranlaßte die Herausgeberinnen, die Festschrift entsprechend anzuordnen. Sie konnten Autoren – Frauen und Männer – aus verschiedenen Disziplinen und unterschiedlichen Generationen für die Mitarbeit gewinnen. Die Festschrift besteht aus den drei Kapiteln „Theorien“, „Themen“ und „Interdisziplinarität“ mit insgesamt dreizehn Beiträgen.

Das Kapitel „Theorien“ behandelt die Frage, welche theoretischen Konzepte und Traditionen der Geschichtswissenschaft zur Frauen- und Geschlechtergeschichte aufgegriffen und diskutiert wurden. Den Anfang macht die nordamerikanische Historikerin Londa Schiebinger, die der Frage nachgeht, ob Frauen in den Naturwissenschaften die Wissenschaften selbst veränderten: In „Gender and Science: Transforming Knowledge“

* Sammelrezension von:

„Denken heißt Grenzen überschreiten“ – Beiträge aus der sozialhistorischen Frauen- und Geschlechterforschung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Marie-Elisabeth Hilger. Hrsg. Elke KLEINAU, Katrin SCHMERSAHL und Dorion WEICKMANN. – Hamburg: von Bockel Verlag 1995. 213 S.

Politik und Profession. Frauen in Arbeitswelt und Wissenschaft um 1900. Hrsg. von Elisabeth DICKMANN und Eva SCHÖCK-QUINTEROS – Bremen: Arbeitskreis Historische Frauenforschung an der Universität Bremen (Postfach 330440, D-28334 Bremen) 1996. 184 S., 10 Abb.

Buten un Binnen, Wagen un Winnen. Erste Bremerinnen auf dem Weg ins akademische Leben. Hrsg. von Eva SCHÖCK-QUINTEROS unter Mitarbeit von Sigrid DAUKS (= Schriftenreihe des Hedwig-Hintze-Instituts Bremen, Bd. 2). – Bremen: Hedwig-Hintze-Institut (Universität Bremen, Postfach 330440, D-28334 Bremen) 1997. 157 S.

Hedwig Hintze (1884–1942). Bibliographie. Hrsg. von Barbara DEPPE und Elisabeth DICKMANN (= Schriftenreihe des Hedwig-Hintze-Instituts Bremen, Bd. 1). – Bremen: Hedwig-Hintze-Institut (Adr. wie oben) 1997. 60 S.

(S. 15–29) stellt sie den deutschen Lesern vier grundsätzliche Vorgehensweisen der nord-amerikanischen „gender studies“ vor, wobei sie immer wesentliche Arbeiten einiger Autorinnen nennt: „the history of women in science“, „scientific studies of women“, „the critique of gendered knowledge“ und „the rebuilding of science“. Das letztgenannte Vorgehen behandelt sie ausführlicher unter dem Aspekt, wie Feministinnen die Wissenschaft veränderten. Dafür unterscheidet sie vier Ebenen der „gender analysis“ (S. 21–22) und behandelt als Beispiel die Medizin in den USA (S. 26–29).

Petra Wachendorf aus Hamburg untersucht kritisch das Konzept der historischen Frauenforschung, das den Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit als Mittel analytischer Frauengeschichte benutzte (S. 31–48). Ihrer Meinung nach hat sich dieses Modell, das zunächst erfolgreich auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Veränderungen in der Frauengeschichte angewendet werden konnte, in den letzten Jahren erschöpft. Es ist mit der Gefahr verbunden, die Dichotomie, die es als theoretischen Ansatz voraussetzt, in den Untersuchungen immer wieder zu reproduzieren, und es entsteht die Frage, ob damit wirklich die Entstehungs- und Funktionsweisen der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen hinreichend erklärt werden können. Die Autorin bestreitet dies (S. 47) und beschreibt dann kurz das Modell des „Raumes“ (S. 48), das fruchtbar werden könnte.

Kirsten Heinsohn aus Hamburg betrachtet die Kategorie „Geschlecht“ und analysiert die neueren feministischen Diskussionen (S. 49–62). Sie befragt das Konzept „Geschlecht“ und fragt unter anderem, ob die Erkenntnisse der Sozialwissenschaftlerinnen in der historischen Frauenforschung verwendet werden können. Zunächst faßt sie die Diskussion über die historische Kategorie „Geschlecht“ und ihre methodischen Anwendungen zusammen (S. 49–58), um sich dann denen der Sozialwissenschaftlerinnen und Philosophinnen zuzuwenden und weitergehende Fragen zu formulieren, bei denen die Forschung erst am Anfang einer Klärung stehe (S. 58–62).

Alle drei Beiträge des ersten Kapitels bieten den Lesern (Männern und Frauen) bemerkenswert geschlossene Überblicke über Forschungsstand, Methodiken und offene Fragen der modernen „gender studies“ und können damit auch als Einführungsbeiträge in diese Thematik gelesen werden.

Das zweite Kapitel „Themen“ veranschaulicht mit sieben Beiträgen die Vielfalt frauen- und geschlechtsgeschichtlich orientierter Sozialgeschichte. Andrea Kammeier-Nebel und Norbert Fischer stellen sozialgeschichtliche Überlegungen zum Wandel von Gefühlsstrukturen im nachreformatorischen Deutschland in „Familie, Tod und Trauerkultur“ vor (S. 65–83). Peter Albrecht skizziert in „Kaffeekränzchen und Kaffeeschwestern im 18. Jahrhundert“ (S. 85–96) eine Kulturgeschichte der Frau an Hand der Rituale des Kaffeetrinkens in Gruppen von Frauen in Abgrenzung zu den Kaffeehäusern der Männer. Karin Sammler behandelt den Zusammenhang von Haus- und Erwerbsarbeit am Beispiel der „Hamburger Arbeitsnachweisungsanstalt“ von 1848 (ihrer Gründung) bis 1900 (S. 97–108). Karin Gröwer zeigt mit ihrem Beitrag „Wilde Ehen – das ‚andere‘ Familienleben der hamburgischen Unterschichten im 19. Jahrhundert“ (S. 109–119), welche Ursachen „wilde Ehen“ im Alltag der Stadtbevölkerung hatten und welche Konflikte zu bewältigen waren. Bärbel Pusback schildert am Beispiel der Briefe des Nationalökonomen Wilhelm Selig (1821–1906) an seine Frau Henriette bildungsbürgerliche

Familienbeziehungen aus männlicher Sichtweise (S. 121–138). Die über 150 ausgewerteten Briefe vermitteln ein anschauliches Bild von den Aufgaben einer Professorengattin, die ihr Mann an seinem Leben als Reichstags- bzw. Landtagsabgeordneter teilnehmen ließ. Inge Grolle behandelt in „Das Erbe der ‚sozialen Mütterlichkeit‘“ Probleme einer Frauenpolitik in der Hamburgischen Bürgerschaft zwischen 1919 und 1933 (S. 139–159). Grolle untersucht, wie Frauen ihr Erbe aus der Frauenbewegung in das parlamentarische System einbrachten, wie sie ihre Politik umsetzten, welche Haltung sie gegenüber den Nazis einnahmen und warum sie ihre Positionen so rasch wieder verloren. Das zweite Kapitel beschließt der Beitrag der pensionierten Dozentin am Seminar für Englische Sprache und Kultur der Universität Hamburg, Hedwig Bock, „Als Quotenfrau in Männergremien“ (S. 161–166), die, ihre Erfahrungen als „Quotenfrau“ schildernd, für die Durchsetzung von Quoten eintritt, die fähigen Frauen Chancen eröffnen können.

Das dritte Kapitel „Interdisziplinarität“ vereinigt drei Beiträge, die im Grenzbereich verschiedener Disziplinen verankert sind. Dorion Weickmann behandelt in „La Belle et la Bête“ medizinische und ästhetische Diskussionen zu einer Disziplinierung des Körpers am Beispiel des Balletts im 19. Jahrhundert (S. 169–180). Katrin Schmersahl analysiert literarische und nichtliterarische Texte von Frauen um die Jahrhundertwende als „Reaktion von Frauen auf antifeministische Topoi“ (S. 181–191). Elke Kleinau untersucht die Beziehungen zwischen Reformpädagogik und Mädchenbildung am Beispiel einer 1849 in Hamburg gegründeten Armenschule an Hand dreier Konzepte: des der interkonfessionellen Erziehung, des der sozialen Koedukation und des der „Mädchenbildung in Frauenhand“ (S. 193–208).

Die Festschrift stellt nicht nur Einzelstudien zu bisher kaum oder nicht erforschten Bereichen vor, sondern vermittelt mit der Einheit von Theoriedebatte und narrativen Beschreibungen eine Vorstellung von den Mühen, aber auch dem Reiz frauen- und geschlechtergeschichtlicher Untersuchungen.

Der Sammelband „Politik und Profession“ enthält sieben Vorträge, die 1994 in der Ringvorlesung „Bremer Historikerinnen stellen sich vor“ gehalten wurden. Eine Ringvorlesung hat einerseits den Vorteil, verschiedene Autoren bzw. Autorinnen zu Wort kommen zu lassen und damit verschiedene „Handschriften“ oder Stile vorzustellen, hat andererseits den Nachteil, daß aus den so konzipierten Beiträgen ein „klassischer“ Sammelband entsteht, der oft zu Unrecht „übersehen“ wird. Die Leitlinie der Ringvorlesung und des Bandes bildet die Frage nach den Zusammenhängen von Politik und Profession, insbesondere das Ringen einer Politik, um das Recht auf Professionalisierung für Frauen einzufordern und zu behaupten. Dabei geht es um einen breiten Komplex der Forderungen der Frauen nach Bildung und Ausbildung, des Zugangs zu qualifizierten Berufen bis zu den Universitätsberufen.

Dorothea Schmidt und Jutta Schwarzkopf behandeln den Zugang der Frauen zu Handwerkerberufen um 1900 und die Entstehung handwerklicher Frauenberufe wie der der Schneiderin und der Friseurin (S. 11–33) sowie den Zugang der Arbeiterinnen zur Politik (S. 35–55). Am Beispiel dreier Frauen – Hannah Mitchell (1871–1946), Ada Nield Chew (1870–1945) und Selina Cooper (1864–1946) – wird für Kindheit, Erwerbstätigkeit, Politisierung, Partnerwahl und Familiengründung sowie politische Tätigkeit gezeigt, wie Arbeiterinnen zum Bewußtsein ihrer doppelten Unterdrückung gelangten.

Elisabeth Dickmann porträtiert die Ärztin, Sozialistin und Feministin Anna Kuliscioff (1854–1925). Sie gehörte zu der Gruppe russischer Studentinnen in Zürich, mußte wegen ihrer politischen Aktivitäten aus Rußland 1877 flüchten, beendete schließlich in Italien ihr Medizinstudium und praktizierte ab 1890 in Mailand als niedergelassene Ärztin. Sie blieb Zeit ihres Lebens der sozialistischen und feministischen Bewegung verbunden (S. 57–81).

Eva Schöck-Quinteros behandelt in ihrem Beitrag (S. 83–120) die Frage, warum die Nationalökonominnen in Deutschland um 1900 dem Frauenstudium so aufgeschlossen gegenüberstanden – im Gegensatz zu Kollegen anderer geisteswissenschaftlicher Disziplinen. Am Beispiel Heinrich Herkners (1863–1932) und seiner Schülerinnen Charlotte Leubuscher (1888–1961) und Elisabeth Altmann-Grottheimer (1874–1930) werden einige Aspekte zur Beantwortung dieser Frage herausgearbeitet.

Sigrid Dauks untersucht am Beispiel der Pädagogin Emmy Wolff (1890–1959) die Bedingungen für Frauenstudium und Berufsmöglichkeiten in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften zwischen 1890 und 1933 in Deutschland und schildert die Bedingungen für die Emigrantin Emmy Wolff (S. 121–150).

Elisabeth Hannover-Drück stellt das Ausstellungsprojekt „75 Jahre Frauenwahlrecht zur bremischen Bürgerschaft“ vor (S. 153–170). Marion Schulz berichtet über das Projekt „Datenbank Schriftstellerinnen in Deutschland 1945 ff.“ (S. 171–181) und leitet damit gleich in zweierlei Hinsicht in die Gegenwart über, mit der Auswahl der zu Erforschenden und mit dem Vorstellen eines noch zu erarbeitenden Projekts. – Die Beiträge veranschaulichen die mühsamen – mittlerweile ein Jahrhundert dauernden – Versuche, gleichberechtigte Zugänge zu qualifizierten Berufen für Frauen zu erlangen, eine Entwicklung mit Umwegen, Hindernissen, Erfolgen und Rückschlägen.

Der Band „Buten un Binnen, Wagen un Winnen“ entstand in Vorbereitung der Tagung „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“. Als Titel wurde ein Wahlspruch des Kaufmanns Otto Gildemeister für den bremischen Handel aus dem Jahre 1896 gewählt, dem Jahr, als Frauen die Universitäten in Deutschland wenigstens als Hörerinnen besuchen durften. Die hier versammelten sieben Beiträge stellen erste Studentinnen der Stadt Bremen vor. „Wie konnten die Töchter aus den guten Bremer Familien die Hochschulreife erwerben, wie und wo(zu) errangen sie erste akademische Würden“ (S. 8)?

Wiltrud Ulrike Drechsel publiziert Briefausschnitte zweier Studentinnen, die zu den Pionierinnen des Frauenstudiums gehörten (S. 15–22). Als seminaristisch ausgebildete Lehrerinnen betraten sie als Hörerinnen die Männerwelt Universität und berichteten sehr anrührend über ihre Erlebnisse. Hier öffnet sich ein Blick in eine „Alltagsgeschichte der Studentinnen“, die noch zu schreiben ist. Martina Käthner schildert die Initiativen für die Einrichtung des Mädchenabiturs in Bremen (S. 23–45). Pläne gab es seit 1896, aber künftige Studentinnen mußten als Externe das Abitur an Knabengymnasien ablegen, ab 1907 konnten sie unter Ausnahmebedingungen Knabengymnasien besuchen. Erst 1911 wurde die Einrichtung einer städtischen Studienanstalt in Bremen beschlossen, und 1916 wurde diese eröffnet. Eva Schöck-Quinteros porträtiert die erste Ärztin Bremens, Dr. med. Anna Stemmermann (1874–1928) (S. 47–80). Sie eröffnete 1908 ihre Praxis, in dem Jahr, in dem Preußen Mädchengymnasien einrichten ließ und die Universitäten endlich immatrikulierte Frauen öffnete. Erst 1920 ließ sich eine zweite Ärztin in Bremen

nieder (vgl. die Tabelle S. 67–69 über weibliche Ärzte in Bremen von 1908 bis 1942). Christine Holzner-Rabe schildert Leben und Werk der Verena Rodewald (1866–1937), die als eine der ersten in Bremen extern das Abitur bestand und 1908 mit 42 Jahren in Heidelberg promovierte. 1910 wurde sie die erste Vorsitzende des neuen Frauenstadtbundes Bremen, von 1919 bis 1933 war sie Abgeordnete für die DVP in der Bremischen Bürgerschaft. Sie setzte sich mehr als drei Jahrzehnte für verschiedenste Belange der Frauen in Bremen ein (S. 81–95). Christine Bartlitz stellt Emmalene Bulling (1900–1959), die 1929 als erste Rechtsanwältin in Bremen zugelassen wurde, vor (S. 97–123). Bulling verband ihre juristische Tätigkeit mit parteipolitischem Engagement in der DDP und mit der Frauenbewegung im Vorstand der DAF. In ihrer Biographie werden der Bruch 1933 und die ab 1945 – partiell erwünschte – Rückkehr der 1933 verjagten Frauen anschaulich. Friederike Kersting ist mit zwei Beiträgen in dem Band vertreten. Sie porträtiert Grete Henry-Hermann (1908–1984), eine Mathematikerin, die auch Philosophin und Pädagogin war (S. 125–135), und sie widmet sich den Pionierinnen an der Bremer Ingenieurschule von 1925/26 bis 1961 (S. 137–156). Grete Henry-Hermann gehörte zu der Generation Frauen, die eine Normalität des Frauenstudiums in der Weimarer Republik erlebten und als Assistentin (bei Leonard Nelson in Göttingen) eine Anstellung erhielten, aber vor den Nazis ins Exil flüchten mußten. Sie kehrte in die Bundesrepublik zurück und wurde Hochschullehrerin, Wissenschaftlerin und Gewerkschaftlerin – zu ihren Lebzeiten anerkannt, aber inzwischen „vergessen“. – Im zweiten Beitrag gibt Friederike Kersting eine erste Bestandsaufnahme ihres Projekts, die Lebens- und Arbeitsläufe der Absolventinnen der Bremer Hochschule für Technik zu rekonstruieren. Für den Zeitraum von 1925/26 bis 1961 erfaßte sie ca. 5000 Studenten, darunter nur 16 Studentinnen. Ein Aufruf in der Lokalpresse war erfolgreich, so daß sie Studentinnen der Jahre 1938 bis 1948 und der Jahre 1959 bis 1974 befragen konnte. Erste Ergebnisse dieser Befragungen über familiäre Herkunft, schulische und berufliche Vorbildung, Anregungen zum Studium und persönliche Erfahrungen in Lehre, Studium und Berufstätigkeit werden hier vorgestellt.

Mit diesem Band stellen Bremer Wissenschaftlerinnen wichtige Ergebnisse ihrer Forschungen zu einer Lokalgeschichte vor, die unsere Kenntnisse über die Anfänge des Frauenstudiums und die Berufstätigkeit, über die Möglichkeiten, Chancen und Behinderungen für arbeitende Frauen auf verschiedenen Gebieten erweitern.

Die Historikerin Hedwig Hintze, von 1928 bis Mai 1933 Privatdozentin für mittlere und neuere Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, verheiratet mit dem Historiker Otto Hintze (1861–1940), war lange Jahre eine der aus Deutschland vertriebenen und vergessenen Wissenschaftlerinnen. Seit einigen Jahren wenden sich ihr Historiker und Historikerinnen verschiedener Spezialrichtungen zu. Alle Interessierten werden deshalb die vorliegende Bibliographie, die im Arbeitskreis Historische Frauenforschung der Universität Bremen zusammengestellt wurde, zur Hand nehmen. Nach einem von Eva Schöck-Quinteros verfaßten kleinen biographischen Abriss werden in Teil I Hedwig Hintzes Schriften, d. h. Monographien, Aufsätze und Rezensionen, in chronologischer Reihenfolge von 1903 bis 1939 dokumentiert (S. 11–26). Teil II listet Arbeiten auf, in denen Hedwig Hintze explizit oder am Rand behandelt wird (S. 27–30). Abgesehen von einer Nennung 1974 und einer Publikation 1975 widmen sich alle anderen Autoren erst seit Mitte der achtziger Jahre dieser Frau, und erst seit Beginn

der neunziger Jahre werden ihr Leben und Werk systematisch erforscht. Teil III stellt Rezensionen von Schriften Hedwig Hintzes von 1925 bis 1934 zusammen (S. 31–34). Die Bearbeiterinnen stellen darüber hinaus in drei folgenden Abschnitten weiteres Material bereit: Sie ordnen die Schriften Hedwig Hintzes nach den darin behandelten Themen (S. 35–46), sie geben eine Liste der von Hedwig Hintze verfaßten Rezensionen von 1920 bis 1933 (S. 47–51), und sie veröffentlichen eine Liste der vorkommenden Zeitschriften (S. 52–54). Ein Personenregister beschließt diesen kleinen Band.

Nachdem in den letzten Jahren einige Historikerinnen und Historiker sich des Lebens und Werks von Hedwig Hintze angenommen haben, ist hier noch nachzutragen, daß nun (endlich) auch der Verband der Historiker Deutschlands bereit ist, Hedwig Hintze-Guggenheimers zu gedenken. Auf seinem (42.) Historikertag im September 1998 in Frankfurt am Main wurde beschlossen, einen neuen Förderpreis nach der Berliner Historikerin zu benennen (vgl. „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 14. 9. 1998, S. 49, und „Der Tagesspiegel“ vom 20. 9. 1998, S. 1).

Arbeitersport in Deutschland bis 1933

Zu einigen neueren regional- und lokalhistorischen Darstellungen*

Von Eike Stiller

Dem Forschungsgebiet der Arbeiterbewegung ist nach dem Scheitern der sozialistischen Gesellschaften mancherorts ein schnelles Absterben prophezeit worden. Und in der Tat erleben derartige Forschungsprojekte derzeit an den Universitäten keine Hochkonjunktur. Aber ein genauerer Blick in die „Szene“ belegt: Die Arbeiterkultur regt weiter zum kritischen Nachdenken an! In den neunziger Jahren ist, sicherlich auch im Zuge der Feierlichkeiten zum 100. Jubiläum des Arbeitersports in Deutschland,¹ eine Vielzahl von Arbeiten erschienen, von denen einige umfangreichere Studien an dieser Stelle vorgestellt werden sollen.

Im Jahre 1994 hat der geisteswissenschaftliche Fachbereich der Universität Gießen die Promotion von Horst Giesler angenommen. Diese Arbeit wurde 1995 in leicht überarbeiteter und gekürzter Fassung unter dem Titel: „**Arbeitersportler schlägt Hitler! Das Ende der Arbeitersportbewegung im Volksstaat Hessen**“ der Öffentlichkeit vorgelegt. Die regionalgeschichtliche Untersuchung Gieslers rückt die Endphase der hessischen Arbeitersportbewegung, d. h. die Jahre von 1929 bis 1933, in das Zentrum der Betrachtung. Formal gliedert sich die Arbeit in zwei Teile: in einen Darstellungsteil von ca. 150 Seiten und einen 75 Seiten umfassenden Dokumentenanhang, bestehend aus Archivmaterialien zur Geschichte der hessischen Arbeitersportbewegung.

Untersuchungsgegenstand ist der größte Verband der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege (ZK): der Arbeiter-Turn- und Sportbund (ATSB). Auch wenn der Autor den Spaltungsprozeß des ATSB und die Gründungsgeschichte der Rotsportbewegung in den Jahren 1929–1931 in Hessen mitreflektiert (S. 51–60 und S. 97–104), so bleiben die zentralen Ergebnisse seiner Studie dennoch vorwiegend auf den ATSB und seine Reaktionsweisen auf den Prozeß der nationalsozialistischen Machtergreifung bezogen. Geographisch beschränkt sich der Autor vorwiegend auf die Analyse des 9. Kreises des ATSB und dabei insbesondere auf dessen 3. Bezirk (Gießen/Wetzlar).

* Sammelrezension von:

GIESLER, HORST: „**Arbeitersportler schlägt Hitler!**“ **Das Ende der Arbeitersportbewegung im Volksstaat Hessen. Ein Beitrag zur Sozial- und Sportgeschichte Hessens** (= Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 31). – Münster und Hamburg: Lit Verlag 1995. 270 S.

FRICKE, Reiner: **Spaltung, Zerschlagung, Widerstand. Die Arbeitersportbewegung Württembergs in den 20er und 30er Jahren** (= Wissenschaftliche Schriftenreihe des Instituts für Sportgeschichte Baden-Württemberg, Bd. 1). – Schorndorf: Hofmann Verlag 1995. 238 S.

SCHÖNBERGER, Klaus: **Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt. Zur Arbeiterbewegungskultur im Oberamt Marbach 1900–1933** (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 83). – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1995. 421 S.

DWERTMANN, Hubert: **Zwischen deutscher Kulturtradition und zivilgesellschaftlichem Aufbruch. Eine entwicklungssoziologische Studie zur Arbeiter-Turn- und Sportbewegung in Hannover** (= Uni Press Hochschulschriften, Bd. 89), 138 S.

1 Vgl. u. a.: Die roten Turnbrüder. 100 Jahre Arbeitersport. Hrsg. von Franz Nitsch und Lorenz Pfeiffer, Marburg 1995.

Der Verf. beansprucht, die sportgeschichtlichen Quellen der verschiedensten Provenienzen auszuwerten und auf dieser Grundlage zu einer differenzierten Analyse der Endphase der hessischen Arbeitersportbewegung zu gelangen (S. 159). Dabei sollen nicht nur die Auseinandersetzungen zwischen dem ATSB und den diversen staatlichen Institutionen, sondern auch die konkreten Konfliktlagen und Auflösungserscheinungen in den ATSB-Vereinen „vor Ort“ untersucht werden. Sinnvollerweise bezieht der Autor dazu auch die Reaktionen der bürgerlichen Sportverbände in Hessen auf den Auflösungsprozeß des ATSB mit in seine Untersuchung ein (S. 24). Die sich daraus ergebenden lokalen Fallbeispiele der staatlichen Verbotspraktiken und die unterschiedlichen Reaktionen verschiedener ATSB-Vereine (S. 134–144) zählen sicherlich zu den aussagekräftigsten Passagen dieser Arbeit. In diesem Zusammenhang ist besonders erwähnenswert, daß es dem Autor gelungen ist, über dreißig Zeitzeugen zu befragen, die ihm wichtige zusätzliche Einblicke in den Alltag diverser hessischer ATSB-Vereine gestatten und dadurch zu sinnvollen Ergänzungen der vorhandenen schriftlichen Quellen werden konnten.

Im einzelnen liefert das Kapitel 2 eine knappe Organisationsgeschichte des 3. Bezirks des 9. Kreises von seiner Gründung im Jahre 1895 bis zum Ende der zwanziger Jahre. Daran schließt sich eine kurze Darstellung der politischen Rahmenbedingungen in Hessen in der Endphase der Republik an (Kapitel 3). In Kapitel 4 geht der Autor vor allem auf die innerverbandlichen Auseinandersetzungen zwischen dem ATSB und der Rotsportbewegung und auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ein. Im wesentlichen bestätigt Giesler in seinen Ausführungen die engen Verbindungen zwischen ATSB und der „Eisernen Front“ (S. 67–79), die in der Literatur bereits für andere Regionen nachgewiesen worden sind. Das 5. Kapitel (S. 84–134) beleuchtet vorwiegend die Verbots- und Auflösungsphase des ATSB in der Zeit von Januar bis Sommer 1933. In den beiden letzten Kapiteln geht der Autor in knapper Form noch auf die Fragen der Verwertung des beschlagnahmten ATSB-Vermögens durch den NS-Staat sowie auf die unterschiedlichen Formen von Anpassung und Widerstand ehemaliger Arbeitersportler und Arbeitersportlerinnen ein (S. 144–159).

Problematisch erscheint, daß Giesler in seiner Arbeit vorwiegend den sportgeschichtlichen Erkenntnisstand der achtziger Jahre reflektiert. Der von ihm konstatierte Mangel an aussagekräftigen Regionalstudien zur Auflösungs- und Verbotsphase des Arbeitersports (S. 18) wirkt angesichts der seit Beginn der neunziger Jahre vorliegenden oder sich zu diesem Zeitpunkt kurz vor dem Abschluß befindlichen Studien wenig überzeugend.² Im wesentlichen bestätigen die Ergebnisse Gieslers die Untersuchungen von Hajo Bernett (1983) oder Hans Joachim Teichler (1985).³

2 Dazu könnten z. T. die hier vorgestellten Arbeiten gezählt werden, aber auch die folgenden: Gerhard Hauk, Ralf Klein, Jean-Luc Malvache, Eike Stiller und Horst Ueberhorst, *Arbeitersport- und Arbeiterkulturbewegung*, Opladen 1989; Viola Denecke, *Die Arbeitersportgemeinschaft. Eine kulturhistorische Studie über die Braunschweiger Arbeitersportbewegung in den 20er Jahren*, Duderstadt 1990; „Frisch heran! Brüder, hört ihr das Klingen.“ *Zur Alltagsgeschichte des Berliner Arbeitersportvereins Fichte. Erinnerungen des ehemaligen Fichtesportlers Walter Giese*. Hrsg. von Herbert Dierker, Gertrud Pfister und Gerd Steins, Duderstadt 1991.

3 Hajo Bernett, *Die Zerschlagung des deutschen Arbeitersports durch die nationalsozialistische Revolution*, in: *Sportwissenschaft*, Schorndorf, Jg. 13 (1983), S. 349–373; Hans Joachim Teichler, *Das Ende des*

Manche Wertungen Gieslers (das dörfliche Milieu wirke sich positiv auf die Integration von Arbeitersportlern in bürgerliche Sportvereine aus [S. 138] oder: von einem eigenständigen Widerstand der hessischen Arbeitersportbewegung könne keineswegs gesprochen werden [S. 159]) erwecken angesichts *seiner* vorgelegten Ergebnisse den Anschein, voreilig getroffen worden zu sein. Sie bedürfen noch detaillierterer Studien, in denen sowohl die verschiedenen Formen offizieller und informeller Beziehungen zwischen ATSB-Mitgliedern und Mitgliedern bürgerlicher Sportvereine in den zwanziger Jahren untersucht als auch die Strategien des Kampfes der hessischen Rotsportbewegung gegen den Nationalsozialismus einer kritischen und umfassenden Würdigung unterzogen werden.

Daß ein stärker politikwissenschaftlich orientierter Ansatz auch zu weiterführenden Ergebnissen in der Erforschung der regionalen Geschichte der Arbeitersportbewegung führen kann, belegt die im Jahre 1994 von Reiner Fricke der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaft der Eberhard-Karls-Universität vorgelegte Dissertation mit dem Titel: „Spaltung – Zerschlagung – Widerstand. Die Arbeitersportbewegung Württembergs in den zwanziger und dreißiger Jahren“. Fricke stellt in seiner Untersuchung die Rückwirkungen der politischen Fraktionierungen und Spaltungen in der Arbeiterbewegung auf den organisierten Arbeitersport dar, ferner die politische Motivlage der Nationalsozialisten, die dem Zerschlagungsprozeß der Arbeitersportbewegung in Württemberg zugrunde lag, sowie die unterschiedlichen Widerstandshandlungen ehemaliger Arbeitersportlerinnen und Arbeitersportler. Als Gegenstand seiner Untersuchung wählt der Autor alle der ZK angeschlossenen Arbeitersportverbände aus. Er beschränkt sich räumlich auf die Betrachtung des 8. Kreises des ATSB (Württemberg/Hohenzollern) (S. 45).

Die Arbeit Fricke stützt sich vor allem auf die Auswertung lokaler Zeitungen des Arbeitersports und der Quellen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart sowie diverser überregionaler und lokaler Archive (S. 217–220). Beeindruckend ist, daß Fricke zusätzlich noch über 800 Personalakten sowie die beiliegenden Gerichtsurteile ausgewertet hat, um Hinweise auf eine etwaige Zugehörigkeit der verurteilten Personen insbesondere zur „Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit“ und der ZK erhalten zu können. Diese Analyse brachte u. a. zutage, daß in den Akten oftmals *nicht* die erhoffte Zugehörigkeit zu den Sport- oder Kulturorganisationen ausgewiesen war, ein Umstand, der sicherlich nicht nur die württembergischen Akten kennzeichnet (S. 22–23). Um so wichtiger bleiben zur Vervollständigung der Forschungsergebnisse die Befragungen von Zeitzeugen, von denen Fricke noch 28 ermitteln und deren Berichte in seine Untersuchung mit einbeziehen konnte (S. 221). Es überrascht dagegen, daß auch Fricke die neueren sportgeschichtlichen Forschungsansätze und regionalgeschichtlichen Arbeiten aus den frühen neunziger Jahren in seiner Untersuchung weitgehend unberücksichtigt läßt.⁴

[Forts. von Anm. 3]

Arbeitersports?, in: Arbeiterkultur und Arbeitersport. 9. Fachtagung der DVS-Sektion Sportgeschichte. Hrsg. von Hans Joachim Teichler, Clausthal-Zellerfeld 1985, S. 196–234.

- 4 Es geht dabei vor allem um die diversen lokal- und regionalgeschichtlichen Projekte zur Geschichte der Arbeitersportbewegung, die in der Fachzeitschrift *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports*. Hrsg. von Lorenz Peiffer und Giselher Spitzer, seit 1987 vorgestellt werden. Vgl. dazu auch die Ausführungen in Anmerkung 2.

Im einzelnen findet sich in Kapitel 2 der Arbeit (S. 33–66) eine informative organisationsgeschichtliche Darstellung der facettenreichen Arbeitersportbewegung in Württemberg, die interessante Einblicke in die regionale Entwicklungsgeschichte der verschiedenen Arbeitersportverbände gestattet. Gleichwohl wird in diesem Kapitel deutlich, daß insbesondere die kleineren Verbände wie der Arbeiter-Flugsportverband, der Arbeiter-Schützenbund oder der Arbeiter-Schachbund noch weiterer Erforschung bedürfen. Besonders erwähnenswert ist die Tatsache, daß der Autor die sonst in der Literatur vielfach vernachlässigten Quellen zu den Regional- und Landeskartellen der ZK mit in seine Untersuchung einbezogen hat.

Das 3. Kapitel wendet sich insbesondere Fragen der parteipolitischen Fraktionierung und der verschiedenen Spaltungsprozesse innerhalb der Arbeitersportbewegung zu (S. 67–138) und bettet die Betrachtungen in den Kontext der Polarisierungen innerhalb der Arbeiterbewegung ein. Hervorstechend sind hier die Ausführungen zur KPO, deren Bedeutung für die Entwicklungen im Arbeitersport bisher in der Literatur nahezu vollständig ausgeblendet blieb (S. 109–118).⁵

Sowohl der methodische Ansatz als auch die primär ausgewerteten Quellen (u. a. Partei- und Verbandspresse, Partei- und Verbandssitzungsprotokolle, polizeiliche Überwachungsberichte) tragen z. T. mit dazu bei, daß manche Schlußfolgerungen des Autors zu verkürzt erscheinen. Fricke läuft Gefahr, die Tragweite der Einflußmöglichkeiten der Arbeitersportverbände auf die politischen Denk- und Handlungsweisen ihrer Mitglieder zu überschätzen. Der konstatierten Sozialisations- und ideologischen Formierungsrelevanz der Arbeitersportbewegung fehlt eine entsprechend breite Verifizierung an der Vereinsbasis. Darüber hinaus belegen neuere Forschungen gerade den Umstand, das bestimmte politisch-ideologische oder kulturelle Profile eines Verbandes (oder einer Partei) sich nicht zwangsläufig bis in den Vereinsalltag reproduzieren mußten.⁶

Im 4. Kapitel geht der Autor dem Zerschlagungsprozeß der Arbeitersports in Württemberg nach (S. 139–179). Seine Ergebnisse belegen im wesentlichen den Forschungsstand aus anderen Regionen. Auf eine landesspezifische Besonderheit macht Fricke im Zusammenhang der Klärung der Rolle des württembergischen Staatskommissars für Leibesübungen, Eugen Klett, aufmerksam. Klett interpretierte offensichtlich die NS-Übertrittsbedingungen für ehemalige Arbeitersportler in bürgerliche Vereine vergleichsweise moderat und ermöglichte so vielen sportwilligen Arbeitersportlern eine Vereinsmitgliedschaft in den diesen Verbänden, z. T. sogar in den NS-Kulturorganisationen.

Das Kapitel 5 „lebt“ vor allem von der akribischen Analyse der sog. Hochverratsvergehen gegen den NS-Staat anhand der im Staatsarchiv Ludwigsburg vorzufindenden Prozeßakten (S. 181–210). In überzeugender Weise gelingt es dem Autor, die mannigfaltige Einbindung von Arbeitersportlerinnen und Arbeitersportlern in die Arbeit der verschiedenen Widerstandsgruppen in Württemberg nachzuweisen. Gleichzeitig wird damit auch die Begrenztheit der NS-Zerschlagungs- und Gleichschaltungsansprüche

5 Vgl. Claus Tiedemann, *Das Sportprogramm der KPD(O). Ein dokumentarischer Hinweis, 89 Jahre Arbeitersport*. Hrsg. von Franz Nitsch, Münster 1985.

6 Vgl. dazu die besprochenen Arbeiten von Dwertmann, Schönberger, Stiller, dazu zusätzlich: Klaus-Michael Mallmann, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996.

„vor Ort“ deutlich. In den tradierten Grundeinstellungen, den gewachsenen Solidarstrukturen sowie den eingeübten Sozialverhaltensweisen innerhalb der Arbeiter(sport)bewegung erkennt Fricke wesentliche Faktoren, aus denen heraus sich die diversen „illegalen“, gegen den NS-Staat gerichteten Aktivitäten entwickeln konnten (S. 208 und S. 214).

Die Arbeit von Klaus Schönberger, die unter dem Titel: „Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt. Zur Arbeiterbewegungskultur im Oberamt Marbach 1900–1933“, im April 1994 von der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen als Dissertation angenommen wurde, ist Ergebnis eines langjährigen Forschungsprojektes des Autors, dessen Entstehungsgeschichte bis in die frühen achtziger Jahre zurückreicht.⁷ Die nun vorliegende, an diversen Stellen gekürzte⁸ Veröffentlichung ist unter verschiedenen Gesichtspunkten beachtenswert:

1. Der Autor wendet sich mit seiner Studie über die Arbeitersportbewegung in der proletarischen Provinz einem Themengebiet zu, das bisher in der Literatur nur am Rande Erwähnung fand. Es handelt es sich dabei um die Arbeitersportbewegung in dem dörflich-kleinstädtischen Milieu Alt-Württembergs (Oberamt Marbach). Mit Hilfe einer systematisch-regionalgeschichtlichen Untersuchung soll vor allem das vielschichtige und komplizierte Beziehungsgeflecht zwischen bürgerlich-hegemonialem Kulturhorizont und den Handlungsfeldern von Arbeiter(bewegungs)kultur (S. 11–27) ergründet werden. Mit Hilfe einer analytischen Trennung von informeller Arbeiterkultur (Vereinsbasis), die in weitaus größerem Umfang dem Einfluß der bürgerlich-hegemonialen Kultur unterworfen war, und Arbeiterbewegungskultur (Verbandsebene, Funktionäre), die ihrem Selbstverständnis nach eine stärker gegenkulturelle, auf Abgrenzung zielende Orientierung aufwies, versucht der Autor das Spannungsfeld von Vereinspraxis und Verbandsprogrammatik auszuleuchten, um Aufschlüsse über Bedingungen und Möglichkeiten gegenkulturellen Handelns an historischen Beispielen explizieren zu können (S. 9–14). Gleichzeitig beabsichtigt er, seine Teilergebnisse zu Ansätzen einer Theorie der dörflichen und kleinstädtischen Arbeiterbewegungskultur zusammenzufügen (S. 14).

2. Schönberger wählt eine Forschungsperspektive, die sich im wesentlichen auf Vorarbeiten der sozialwissenschaftlich orientierten empirischen Kulturwissenschaft bezieht und diskutiert seine Ergebnisse im Lichte verschiedener Theorien (u. a. Bourdieu, Elias und Gramsci). Mit dieser Vorgehensweise verfolgt der Autor das Ziel, die vielfältigen Verknüpfungen von makrostrukturellen und mikrostrukturellen Ebenen sinnvoll miteinander in Beziehung zu setzen, und liefert damit der sportgeschichtlichen Forschung nicht

7 Das Dissertationsprojekt erwuchs aus einer unveröffentlichten Masterarbeit aus dem Jahre 1986. Vgl. hierzu: Klaus Schönberger u. a., „Die Halle war meine Heimat“. Zur Geschichte der Steinheimer Spielplatzhalle bis 1933, in: *Beiträge zur Heimatkunde*, Nr. 23. *Beilage der Steinheimer Nachrichten* vom 20. November 1981; Klaus Schönberger, „Arbeiter, heraus aus den bürgerlichen Sportvereinen!“ Entstehung, Äußerungsformen und Bedeutung von Arbeitersportvereinen in württembergischen Landgemeinden 1905–1933, in: *Sportwissenschaft*, Jg. 16 (1986), H. 1, S. 76–90.

8 Die Ausführungen zur Geschichte der Industrialisierung und der sozioökonomischen Entwicklungen Württembergs, über Kinder- und Jugendarbeit, Arbeitersportbewegung sowie über die Zerschlagung und Auflösung der Arbeitersportbewegung durch die Nationalsozialisten beabsichtigt der Autor, zusätzliche Studien zu veröffentlichen (S. 15 f.). Auf eine Analyse der ATSB-Festkultur verzichtete der Autor mit Hinweisen auf die bereits vorliegende unveröffentlichte Masterarbeit von Ulrike Murrmann, Tübingen 1993.

nur interessante neue Ergebnisse, sondern auch Anregungen zu weitergehenden Fragestellungen.

Der zeitliche Rahmen der Studie umfaßt zwar die Jahre des Bestehens der Arbeitersportbewegung in Württemberg 1900–1933, der Untersuchungsschwerpunkt liegt jedoch eindeutig in der Weimarer Zeit. Schönberger lokalisiert den kulturellen Entwicklungshöhepunkt der Arbeiterbewegungskultur in Württemberg in den zwanziger Jahren, da ihm zufolge die Arbeiterbewegungskultur erst in dieser Zeit einen Massenbewegungscharakter entwickeln konnte (S. 15). Die Arbeit gliedert sich in fünf thematische Blöcke: Ländliche Region und Arbeiterbewegung (S. 29–41), Kleinstädtisches und dörfliches Vereinswesen (S. 43–174), Arbeitervereinspraxis (alternative Programmatik und konkrete Praxis, Geschlechtsspezifika, S. 175–298); Spielplatzhallen – Horizonte der Gegenöffentlichkeit (S. 299–382). Aufgrund dieser systematischen Herangehensweise weist die Arbeit insgesamt keine chronologische Struktur auf, obgleich in den einzelnen Kapiteln selbstverständlich zeitliche Entwicklungen deutlich werden.

Bei der Operationalisierung seiner Fragestellung kann Schönberger auf seine profunde Kenntnis der Sekundärliteratur zurückgreifen, die auch diverse Examens- und Magisterarbeiten umfaßt. Dazu treten archivalische Materialien (aus Kommunal- und Staatsarchiven) und mündliche Quellen (zwölf Interviewpartner). Als besonders lohnend für eine Analyse der Verbandsidentität und Vereinspraxis erweisen sich die regionalen Arbeiterzeitungen, die über diverse Konflikte zwischen ATSB und einzelnen Vereinen oder Vereinsmitgliedern berichteten. Ebenso greift Schönberger auf die Pfarrberichte der evangelischen Kirche zurück (bezogen auf das Oberamt Marbach), um daraus das Verhältnis zwischen Kirche und ländlicher Arbeiterbewegung zu rekonstruieren (S. 24). Gleichwohl bestätigt auch Schönbergers Studie, daß die einfachen Vereinsmitglieder kaum schriftliche Zeugnisse „ihrer“ Geschichte hinterlassen haben und die geführten Interviews diesen Mangel nur teilweise kompensieren konnten.

Schönberger expliziert seine Hauptthese, wonach „die Hauptbedeutung und -funktion der ländlichen Arbeiterbewegungskultur weniger in ihrer gegenkulturellen Dimension als vielmehr im wesentlichen in ihrer sozialen und politischen Dimension zu suchen ist“ (S. 383), in einer detaillierten Analyse der Vereinspraxis. Dabei erkennt er in der Errichtung vereinseigener Turn- und Spielplatzhallen den eigentlichen Höhepunkt kulturpolitischen Handelns der Arbeiterbewegungskultur. Diese Turn- und Spielplatzhallen stellen für Schönberger regelrechte Kultur- und Kommunikationszentren dar (S. 388), in denen sich die verschiedenen Ausformungen der proletarischen Kultur und Lebensweisen präsentieren konnten. Gleichzeitig seien sie die „unmittelbare Konkretisierung der alternativen Ideen der Arbeiterbewegung“ gewesen (S. 388). Der alternative Charakter der Arbeitersportbewegung bestehe dagegen „nur zum geringsten Teil aus Anstrengungen für eine andere Sportpraxis oder zur Überwindung patriarchaler Generations- und Geschlechterbeziehungen“ (S. 387). Der These von der Erosion der Arbeiterbewegungskultur angesichts der aufkommenden Massenmedien oder der These einer zunehmenden Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft erteilt Schönberger bezüglich der proletarischen Provinz eine klare Absage (S. 385).

Im Jahre 1997 veröffentlichte Hubert Dwertmann eine entwicklungssoziologische Studie zur Arbeiterturn- und -sportbewegung in Hannover unter dem Titel: „Zwischen

deutscher Kulturtradition und zivilgesellschaftlichem Aufbruch“. Es handelt sich hierbei um keine Dissertation, sondern vielmehr um eine regionalgeschichtlich orientierte Vorstudie im Rahmen des Habilitationsprojektes Dwertmanns. Die Untersuchung weist, ebenso wie die Arbeit von Schönberger, einen theoriegeleiteten Ansatz auf, der sich in diesem Fall vor allem am Figurationsbegriff von Elias orientiert. Dwertmann diskutiert die Entwicklungsgeschichte der Arbeiterturn- und -sportbewegung in Hannover im Kontext der Genese der bürgerlichen Gesellschaft, inklusive der Entstehung ihrer bewegungskulturellen Ausformungen und Wandlungsprozesse. Im wesentlichen folgt die Arbeit einer chronologischen Struktur, obgleich die einzelnen Kapitelphasen- bzw. themenspezifische Schwerpunkte aufweisen (S. 7). Aufgrund seiner fundierten Quellen- und Literaturkenntnisse gelingt es dem Autor in überzeugender Weise, die Geschichte der Arbeitersportbewegung in Hannover nachzuzeichnen. Gleichzeitig versucht er vielfach, die erzielten (Teil-)Ergebnisse auf einer theoretischen Ebene zu verallgemeinern, um damit den schwierigen und konfliktbeladenen Integrationsprozeß der Arbeitersportbewegung in die moderne bürgerliche Gesellschaft zu verdeutlichen. Dwertmann versucht nachzuweisen, daß auch die Arbeitersportbewegung, ebenso wie die bürgerliche Turnbewegung, dem industriegesellschaftlichen Aufbruch mit einer ideologisierten Zivilisations- und Sportkritik begegnete, die sich am deutschen bzw. turnerischen Kulturverständnis orientierte (S. 120 und S. 127).

In der Gründung des Arbeiter-Turner-Bundes (ATB) im Jahre 1893 kommt nach Dwertmann nicht nur eine gesellschaftspolitische Orientierung (in Richtung Sozialdemokratie) zum Ausdruck, sondern auch eine bewegungskulturelle Haltung (Ausrichtung auf das deutsche Turnen und Turnsystem). Diese bewegungskulturelle Haltung unterlag zur Jahrhundertwende einem grundlegenden gesellschaftlichen Wandel, indem die Vormachtstellung des Turnens sukzessive vom Sport verdrängt worden sei. Diesem Entwicklungsprozeß habe sich, so der Autor, auch die Arbeiterturnbewegung nicht entziehen können. Er verlief im ATB konfliktreich – Dwertmann entwickelt dies an den Beispielen des innerverbandlichen Streites um die Wett-Turn- sowie um die Zentralisationsfrage (S. 27–42). In Hannover führt dieser Prozeß bereits im Jahre 1912 mit der Gründung des „Kartells für Sport und Körperpflege“ zu Veränderungen im organisatorischen Aufbau des ATB.

Der Autor kommt ferner zu dem Ergebnis, daß die Arbeiterturn- und -sportbewegung nie eine eigenständige gegenkulturelle Bewegung gewesen sei. Vielmehr vollziehen sich in ihrer Entwicklungsgeschichte die typischen Gestaltungs- und Organisationsformen der Figuration „Sport“. Dwertmann spitzt seine Ergebnisse auf die Feststellung des „bewegungskulturellen Hinterher“ der Arbeiterturn- und -sportbewegung zu (S. 120 und S. 125). Die Leistungen des ATSB erkennt Dwertmann darin, den unterprivilegierten Schichten einen Zugang zur bewegungskulturellen Ausübung verschafft zu haben (S. 125). – Dwertmanns Anspruch, die Entwicklungsprozesse der regionalen Alltagsgeschichte des Arbeiterturnens sowie des Arbeitersports in ein komplexes theoretisches Modell einzugliedern und damit einer differenzierteren Analyse zu unterziehen, konnte angesichts der z. T. noch zu schmalen empirischen Grundlage nicht immer eingelöst werden. Man darf jedoch auf die Ergebnisse der Habilitation Dwertmanns gespannt sein.

Das gefährdete Asyl: die Beneluxländer als Ziele der Emigration

Bericht über die Jahrestagung 1998 der Gesellschaft für Exilforschung e. V. in Amsterdam

Von Jörg Räuber

Das Exil in den Niederlanden und in Belgien war Gegenstand der diesjährigen Tagung der Gesellschaft für Exilforschung e. V., die vom 13. bis 15. März 1998 stattfand. Mitveranstalter der Tagung waren das „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis“ (IISG) und das Amsterdamer „Goethe-Institut“. Diese beiden Institute boten den Teilnehmern der Tagung beziehungsvolle Orte für ihr Treffen. An den beiden ersten Tagen war man im neuen, modernen Gebäude des IISG, faktisch inmitten der historischen Dokumente und Materialien des Exils, zu Gast. Am letzten Tag hinterließen die prachtvollen Räume des Goethe-Institutes an der Heerengracht einen nachhaltigen Eindruck. Die Direktoren beider Institute, Jaap KLOSTERMAN vom IISG und Hans-Martin KLEMME vom Goethe-Institut, begrüßten die Tagungsteilnehmer und zeigten sich nicht nur aus der Höflichkeit des Gastgebers sehr erfreut über die Wahl des Tagungsortes. An der Eröffnung der Tagung nahm in Vertretung des deutschen Botschafters der Generalkonsul der BRD, Werner Schmitz, teil, der sich auch die Zeit nahm, den ersten Berichten und Referaten zuzuhören.

Einem Aspekt dieses Themas – der Literatur und den Autoren im Exil – widmete sich die Gesellschaft für Exilforschung übrigens fast fünf Jahre zuvor schon einmal. Vom 30. September bis 2. Oktober 1993 veranstaltete sie in Frankfurt am Main in Zusammenarbeit mit den Universitäten Frankfurt am Main, Leiden und Antwerpen, der Deutschen Bibliothek sowie der „Stichting Frankfurter Buchmesse“ ein internationales Symposium zum Thema „Deutsche Literatur im Exil in den Niederlanden 1933–1940“.¹

Der gewählte Titel der Tagung setzt das eigentlich gegensätzliche Begriffspaar *Exil* und *Asyl* in eine spannungsvolle Beziehung. Zahlreiche Verfolgte flohen aus Deutschland in benachbarte Staaten: in die Tschechoslowakei, nach Frankreich, nach Österreich, in die Schweiz oder in die Niederlande. Besonders hier, in den Niederlanden und in Belgien, wurden sie nicht nur geduldet. Hier fanden sie auch tatsächlich ein Asyl, das heißt Hilfe, Unterstützung, Arbeitsmöglichkeiten und ganz selbstverständliche Mitmenschlichkeit. Das Leben von Anne Frank ist nur ein – sicher das bekannteste – Beispiel dafür.

Das alles spielte sich vor einem schwierigen außenpolitischen Hintergrund ab. Die offene Asylgewährung für deutsche Emigranten war nicht gerade geeignet, den ohnehin starken Druck Deutschlands auf die kleinen Nachbarstaaten zu mindern. Obwohl man deutsche Repressalien nicht provozieren durfte, wollte man doch soviel wie möglich Toleranz und Liberalität im Inneren bewahren.

1 Vgl. dazu u. a.: Deutsche Literatur im Exil in den Niederlanden. Eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933–1945. Die Deutsche Bibliothek Frankfurt am Main, Leipzig, Frankfurt a. M. und Berlin 1993.

Anne Franks Schicksal, um bei diesem viel zu oft bemühten Beispiel zu bleiben, zeigt aber auch exemplarisch die Bedrohung. 1940 wurden die Beneluxstaaten von Deutschland überfallen und besetzt. Nun waren nicht nur die Emigranten, sondern auch ihre Helfer gefährdet. Der deutschen Okkupation stellte sich ein massiver offener wie auch verdeckter Widerstand der Bevölkerung entgegen. Gleichzeitig erfuhr die auch zuvor bereits unterstützte deutsche Widerstandsbewegung breiter politischer und konfessioneller Schattierungen weitere große Hilfe. Aber auch Kollaboration mit den Besatzern war zu verzeichnen. – Vor diesem historischen Hintergrund stehen die differenzierten Tagungsbeiträge.

Nach der Begrüßung und den einleitenden Worten eröffnete Bart DE CORT (Amsterdam) das dichte Vortragsprogramm mit einer Darstellung der Exilsituation in den Beneluxländern, konkret bezogen auf Lebensläufe von einigen Mitgliedern der deutschen Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) im niederländischen Exil. Der Referent beschäftigt sich intensiv mit der holländischen Schwesterpartei der SAP, der Onafhankelijke Socialistische Partij (OSP), und recherchierte in diesem Zusammenhang auch diese Biographien.

Ein wenig skurril mutete ein Beitrag unter der Überschrift „Ironie und Schicksal“ an, in dem „Das Fahrrad als Klischee und Symbol der Fremdheit in der deutschen Exilliteratur“ untersucht wurde. Günter BAUMANN (Gerlingen) ging in seinem Beitrag von der These aus, daß trotz einer gewissen Banalität das Fahrrad eine auffallende Rolle bei Exilanten (von Konrad Merz über Max Beckmann bis hin zu Albert Vigoleis Thelen) spiele, wenn diese über die Niederlande schreiben. Es entlade sich darin einerseits ein Bedürfnis nach Komik in bedrohlicher Zeit, andererseits zeige gerade dieses Alltägliche die Fremdheit des Exils. Da der Beitrag wegen Krankheit des Autors leider nur verlesen wurde, konnte er nicht diskutiert werden. Das war in diesem Falle um so bedauerlicher, als dieses Thema, eine Balance zwischen Banalität, Komik und Bedrohung, eine doch recht zwiespältige Resonanz bei den Zuhörern hervorrief.

Über die bedeutende Rolle der Seeleute und Binnenschiffer, die als eine der wenigen Berufsgruppen Deutschland regelmäßig verlassen und wieder zurückkehren konnten, für den illegalen Kampf gegen den Nationalsozialismus ist vieles bereits bekannt. Insbesondere für den Transport und die Verbreitung von Tarnschriften war die Rheinschiffahrt von zentraler Bedeutung, konnte auf diesem Wege doch relativ viel Material ziemlich unauffällig nach Deutschland eingeschleust werden. Aber auch Menschen und Nachrichten ließen sich auf diesen Wegen ins Ausland transportieren. In den Häfen von Antwerpen und Rotterdam bildeten vor allem kommunistische Seeleute sog. „Aktivgruppen“, die den Widerstand organisierten. Ende 1935 trennte sich die Antwerpener Gruppe von der KPD und schloß sich der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) unter der Leitung von Edo Fimmen an. 1939 gehörten der ITF-Gruppe in Antwerpen ca. 300 Vertrauensleute auf deutschen Handelsschiffen sowie zwei illegale Gruppen im Hamburger Hafen an. Der Beitrag von Dieter NELLES (Wuppertal), der sich seit langem mit dem Widerstand vor allem im Rheinland beschäftigt, stellte bisher weitgehend unbekannte Aktivitäten der Aktivgruppen in Antwerpen und Rotterdam vor. Interessant dabei war die Erörterung der Zusammenarbeit von ITF-Gruppen mit den westalliierten Geheimdiensten sowie der Auslandsaktivitäten von Gestapo und Abwehrstellen der

Wehrmacht in diesem Zusammenhang. Die in diesem Referat auch vorgenommene differenzierte Würdigung des Einflusses von Edo Fimmen lieferte gleichzeitig wichtige Argumente in der umstrittenen Frage, wie das Verhältnis der schon vor 1933 bestehenden internationalen Organisationen der Arbeiterbewegung zum Exil zu bewerten sei. Es wurde deutlich, wie sie als Nahtstelle zwischen Exil und Widerstand fungierten. In der anschließenden Diskussion wurde mit einigem Erstaunen der Hinweis zur Kenntnis genommen, daß sich Quellen zur illegalen kommunistischen Tätigkeit auch in einem in diesem Zusammenhang kaum erwarteten Bestand finden lassen: bei den Hinterlassenschaften des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit befinden sich „Sondervorgänge“, die bei „begleitenden Recherchen“ dieser Behörde zu Publikationsvorhaben von DDR-Historikern angelegt wurden – unter anderem Dossiers über die untersuchten Persönlichkeiten. Auch der Hinweis auf den Bestand „Noel Field“ im ehemaligen Institut für Marxismus-Leninismus der SED (jetzt in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv) mit Material zum Widerstand in den von Deutschland besetzten Ländern fand großes Interesse.

Winfried WEINKE (Hamburg) wählte als Titel für sein Referat über Prozeß und Inhaftierung Heinz Liepmanns im Frühjahr 1934 in Holland durchaus pragmatisch ein Zitat Ernst Tollers: „Ich erinnere an den Fall des Schriftstellers Liepmann in Holland.“ Dem Referat zugrunde lagen bislang unbekannte Prozeßunterlagen, nicht berücksichtigte Korrespondenzen niederländischer Autoren, niederländische Publikationen (vor allem „Kleinschriften“) sowie internationale Reaktionen. Der Referent nutzte seinen Beitrag zu dem leidenschaftlich begründeten Vorschlag, Ruth Liepmann die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für Exilforschung anzutragen.²

Mit einem eindrucksvollen, durch Projektionen illustrierten Überblick über „Bildende Künstler auf der Flucht in Holland und Belgien“ von Beate SCHMEICHEL-FALKENBERG (Mössingen) endete das freitägige Tagungsprogramm. Die Referentin fächerte ein breites Spektrum von Persönlichkeiten auf, aus dem hier nur die Namen Max Beckmann und Felix Nussbaum hervorgehoben seien. Die Werke Nussbaums, der wie nur wenige andere Judenverfolgung und Exil bedrückend in Bildern ausgedrückt hat (was sich unter anderem darin zeigt, daß zu vielen Publikationen zu diesen Themen Nussbaums Bilder als Umschlagillustrationen verwendet werden), waren in diesem Frühjahr noch einmal in einer nahezu vollständigen Ausstellung im Frankfurter Jüdischen Museum zu sehen.³ Inzwischen sind sämtliche Bilder im Nussbaum-Museum in seinem Geburtsort Osnabrück vereinigt.

2 Eine außerordentliche Mitgliederversammlung stimmte noch während der Tagung dem Antrag von W. Winke zu.

3 Nahezu zeitgleich zur sehenswerten Nussbaum-Ausstellung im Jüdischen Museum, Frankfurt a. M., begann nur wenige Straßen entfernt die große Exposition „1848 – Aufbruch zur Freiheit“ zum 150jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49 und zur Nationalversammlung in der Paulskirche in der Frankfurter Kunsthalle Schirn. Darin befindet sich Nussbaums im belgischen Versteck gemaltes Bild „Jude am Fenster“ aus dem Jahre 1943, das mit seiner Darstellung von „Einsamkeit und Verlassenheit des im Banne rassistischer Wahnvorstellungen völlig entrechteten Menschen“ (Katalog zur Ausstellung, Berlin 1998, S. 22) als ein Beleg für die extreme Mißachtung der 1848er Idee von elementaren Grund- und Bürgerrechten durch die nationalsozialistische Diktatur steht.

Am Samstagvormittag stellte die Züricher Geschichtsstudentin Esther THALMANN (zur Zeit in Brüssel) ihre Lizentiatsarbeit zum Thema „Deutsche Widerstandskämpfer in Belgien zur Zeit des Zweiten Weltkrieges“ vor. Dieses bisher sowohl von belgischer als auch von deutscher Seite kaum untersuchte Thema zeigte einige interessante Perspektiven auf, die das auch sonst wenig erforschte Exilland Belgien näher beleuchten können. Dieser Vortrag ist darüber hinaus ein ideales Beispiel für das Anliegen der Gesellschaft für Exilforschung, das diese mit ihren Tagungen verfolgt: Neben der Diskussion der Ergebnisse „etablierter“ Forscher soll der wissenschaftliche Nachwuchs sowohl Gelegenheit zur Vorstellung der eigenen Arbeiten als auch zur Diskussion und zum Knüpfen von Kontakten erhalten. Die Tagungen verstehen sich ausdrücklich immer auch als Kontaktbörse. Der vom Programm anschließend vorgesehene Beitrag von Frank CAESTECKER (Brugge) beleuchtete die Situation der aus Deutschland Geflüchteten in Belgien: „October 1938, a short-lived experiment in repatriation of Jewish refugees“.

Klaus VOIGT (Berlin) charakterisierte den im September 1945 geschriebenen Lebensbericht des jungen jüdischen Rechtsanwaltes Karl Elsberg aus dem westfälischen Münster als „eine der eindringlichsten und dramatischsten Schilderungen des Exils in Belgien, Frankreich und Italien“. Einige der Stationen Elsbergs waren die Internierungslager Brüssel und Gurs, ein Sprung vom Deportations-LKW an der Verladerampe auf dem Bahnhof Guéret und schließlich das norditalienische Aostatal. Hier kam es zur Begegnung mit Karl-Heinz Berg, einem dort in einer amerikanischen Einheit stationierten Emigranten aus Berlin, der Elsberg zur Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Erinnerungen bewegte. Voigt stellte in Amsterdam das Editionsprojekt in der Reihe des Instituts für die Geschichte des Widerstandes im Aostatal vor. Katja B. ZAICH (Amsterdam) stellte in ihrem Beitrag über „Theaterexil in den Niederlanden von 1933 bis 1945“ vor allem die bisher wenig untersuchte Zeit zwischen 1940 und 1944 in den Mittelpunkt, in der ihr die zahlreichen Theatergruppen im Untergrund besonders interessant erscheinen.

Der Tagungsort – das „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis“ ist allein durch seine Geschichte ein untrennbarer Teil des Exils selbst. Somit ist es heute sowohl Gegenstand der Exilforschung als auch aktiv in dieser Disziplin agierendes Institut. Gegründet in den dreißiger Jahren als „Asyl“ für bedrohte Archive und Bibliotheken aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, dessen Bestände während der deutschen Besetzung der Niederlande verschleppt und glücklicherweise gerettet wurden, fungiert es noch heute als Rettungs- und Sammelstelle für einschlägige Materialien. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an das nach Umwegen über die UdSSR im damaligen Zentralen Staatsarchiv der DDR wiederaufgefundene Archiv des Verlages Allert de Lange, das als unersetzliche Fundgrube für die Geschichte der Exilliteratur von den Besitzern des Verlages im IISG deponiert und somit der Forschung zur Verfügung gestellt wurde.

Auf die wechselvolle Geschichte des IISG ging Peter M. MANASSE unter anderem in seinem Referat „Gerettet? – Archive, Bibliotheken und andere Einrichtungen von Exilanten in den Niederlanden und der Einsatzstab Rosenberg im Zweiten Weltkrieg“ ausführlicher ein. Der Konservator am IISG berichtete über das Schicksal institutioneller und privater Archiv- und Bibliotheksbestände in Deutschland, die ab 1933 dem zu diesem Zweck gegründeten IISG übergeben wurden, und über dessen bewegende Geschichte in

den Niederlanden während der deutschen Besetzung und nach Kriegsende. So quartierte sich in dessen Gebäude der „Einsatzstab Rosenberg“ ein, der von hier aus den organisierten Raub von Kunst-, Bibliotheks- und Archivgut in den besetzten Gebieten steuerte. Die Bestände des IISG selbst fanden sich nach Kriegsende – bis auf wenige Verluste komplett – in Deutschland auf einem Lastkahn auf dem Rhein wieder.⁴

Der Direktor des Algemeen Rijksarchief in Den Haag, Sierk PLANTINGA, rekonstruierte den Lebensweg eines „Retters, der sich selbst nicht retten konnte“. Der niederländische Konsul im Vichy-Frankreich Joseph Willem Kolkman rettete eine große Zahl niederländischer Flüchtlinge, indem er sie kraft seines diplomatischen Mandats mit falschen Dokumenten für die Flucht nach England ausstattete. Ihm selbst gelang diese nicht mehr. Bei der deutschen Besetzung Frankreichs fiel Kolkman in die Hände der Gestapo. Sein Schicksal führte ihn wie das vieler niederländischer Bürger über Westerbork nach Auschwitz.

Marianne Kröger (Frankfurt a. M.) stellte „Verfolgung, Exil und NS-Regime im Spiegel der niederländischen Zeitschrift *Het Fundament* (1934–1940)“ dar. Diese von Chris Blom, Wolfgang Cordan und David de Jong jr. herausgegebene „unabhängige Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur und Literatur“ (im Original „Onafhankelijk tijdschrift voor politiek, economie en literatuur“) erschien von 1934 bis 1940 und war wegen ihrer ausgesprochen antifaschistischen Haltung von Bedeutung. Mitarbeiter waren zum Beispiel Nico Rost, Henriette Roland-Holst, Theun de Vries, Gerhart den Brabander und nicht zuletzt Frans Masareel. *Het Fundament* veröffentlichte – unter redaktioneller Betreuung von Wolfgang Cordan – Beiträge verschiedener deutscher Exilautoren (u. a. Konrad Merz, Klaus Mann, Willy Brandt) und widmete einige Sondernummern Themen wie Abrüstung, Spanischer Bürgerkrieg, Zionismus und Araber, Moderne Kunst, Deutscher Faschismus.

Kurzfristig – und wie sich zeigte, zu Recht – wurde der Bericht über einen anderen Retter vieler Juden in den Niederlanden, Cal Meier, von Laureen NUSSBAUM (Portland, Oregon) in das Programm aufgenommen. Beeindruckend war vor allem die ganz individuelle, persönliche Sicht, die die nüchterne historische Forschung um einen emotionalen Aspekt ergänzte. Was durch Laureen Nussbaums Erinnerungen „live“ zu erleben war, daran konnten nach einer langen Reihe von Vorträgen und Berichten am späten Samstagnachmittag zwei Filme anknüpfen: Der Dokumentarfilm von Bart DE CORT „Denk, ich fiel als Kämpfer irgendwo draußen“ vermittelte Bilder aus dem Leben und Schicksal von Alfred und Margaretha Zingler. Der „SemiDokumentarfilm“ von Barbara METER „Abstand zur Nähe“ ist der sehr subjektiv gestaltete Versuch einer Tochter, sich der Biographie der Mutter und damit wiederum den daraus resultierenden Einflüssen auf das eigene Leben zu nähern. Dieser sehr assoziative Film stand im Kontext zu einem bisher unveröffentlichten Manuskript „Arbeitseinsatz nach Deutschland“ der Mutter, Elisabeth Meter, aus dem Ursula LANGKAU-ALEX zuvor einige Passagen gelesen hatte.

Am Sonntagmorgen bestand die Möglichkeit zu einem Besuch des Anne-Frank-Hauses vor dem täglichen Besucheransturm, die zahlreiche Mitglieder der Gesellschaft

4 Vgl. dazu: Peter M. Manasse, *Verdwenen archieven en bibliotheken*, Den Haag 1995. – Eine leider nur oberflächlich übersetzte deutsche Ausgabe erschien 1997 im Röhrig Verlag, St. Ingbert.

nutzten. Im Mittelpunkt dieses Vormittags standen jedoch die Lesungen und das Gespräch mit Zeitzeugen im Amsterdamer Goethe-Institut an der Heerengracht. Claus Victor BOCK las aus seinem Bericht „Untergetaucht unter Freunden“ (Amsterdam 1942 bis 1945), Siegfried VAN DEN BERGH las Auszüge aus seinem Buch „Der Kronprinz von Mandelstein. Überleben in Westerbork, Theresienstadt und Auschwitz“.⁵ Diese authentischen Berichte und besonders deren authentischer Vortrag durch die Autoren haben wohl keinen der zahlreichen Zuhörer unberührt gelassen. Dieser Vormittag reihte sich – neben der Einbindung in das Programm der Tagung – nahtlos in die vielfachen Aktivitäten des Amsterdamer Goethe-Instituts ein, das sich seit langem der Themen Exil, Remigration und auch der heutigen Exilproblematik annimmt.

Ergänzend zum Programm und über die Dauer der Tagung hinaus zeigte eine von Ursula Langkau-Alex – der vor und während der Tagung unermüdlichen Organisatorin – besorgte Ausstellung „Das gefährdete Asyl in den Beneluxländern – Impressionen“ in zehn Vitrinen und ebenso vielen Tafeln im Foyer des IISG Dokumente, die zum Teil eng auf die Beiträge und Filme bezogen waren. In vielen Fällen ergänzten sie das in den Beiträgen Gesagte durch authentisches Material oder führten Gedankengänge weiter. Doch auch ohne den direkten Bezug zur Tagung vermittelte diese kleine Ausstellung einen nachhaltigen Eindruck über den behandelten Gegenstand. Leihgaben dafür stellten neben dem IISG Privatpersonen sowie Castrum Peregrini, das Gemeentearchief Amsterdam, *Het Rotterdams Dagblad* sowie das Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie zur Verfügung.

Die Tagung fand auch erfreuliches Interesse deutscher und niederländischer Medien. Schließlich soll die finanzielle Unterstützung durch die Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen und durch Siemens Nederland BV nicht unerwähnt bleiben, die den erfolgreichen Verlauf von Jahrestagung und Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Exilforschung in einer sehr angenehmen Atmosphäre ermöglichten.

Als Fazit ist festzustellen, daß auf der Tagung nicht der Versuch unternommen wurde, ein umfassendes Bild des Exils in den Beneluxstaaten zu zeichnen. Das wäre auch sicher nicht zu leisten gewesen. Vielmehr erfüllte ein Mosaik einzelner Lebens- und anderer Geschichten sehr plastisch die Erwartungen, die das Thema geweckt und assoziiert hatte.

Die Gesellschaft für Exilforschung e. V. rief in diesem Jahr ihre Mitglieder wieder einmal an einen historischen Ort der Exilforschung, um Berichte, Informationen und Meinungen auszutauschen. Diese Spurensuche außerhalb Deutschlands ist für die Gesellschaft nichts Neues, wenn man an die den übereinstimmenden Berichten zufolge eindrucksvolle Prager Tagung 1994 oder die Treffen in Luxemburg (1992) und Metz (1991) erinnert. Im kommenden Jahr soll mit einer Tagung in London daran angeknüpft werden, die in Verbindung mit dem Research Centre for German and Austrian Exile Studies des Institute of Germanic Studies an der University of London unter dem Titel „Die sichere Insel?“ stattfinden wird.⁶ – So interessant diese „Ausflüge“ der Gesellschaft

5 Siegfried van den Bergh, *Der Kronprinz von Mandelstein. Überleben in Westerbork, Theresienstadt und Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1996. – Claus Victor Bock, *Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht Amsterdam 1942–1945*, 3., durchges. Aufl., Amsterdam 1989.

6 „Die sichere Insel – Soziale und kulturelle Integration der Emigranten aus Mitteleuropa in Großbritannien“, Jahrestagung der Gesellschaft für Exilforschung e. V. vom 19. bis 21. März 1999 in der University of

mit ihren Jahrestagungen ins Ausland jedoch immer sind, so sollte doch der geographische Schwerpunkt innerhalb Deutschlands beibehalten werden, um auch Studierenden und jungen Wissenschaftlern mit ihren naturgemäß begrenzten finanziellen Mitteln die Möglichkeit zur Teilnahme zu geben.

[Forts. von Anm. 6]

London. Gleichzeitig präsentiert das Austrian Cultural Institute eine Ausstellung unter dem Titel „Fluchtpunkt England“ über die österreichische Emigration nach Großbritannien.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (114)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete“ werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften“ weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

o Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. (*Leiter[in] kursiv*)
- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
- 10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 13 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
- 14 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.

- 15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof“ ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 15. 10. 1998

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

- 0 98-016
- 2 WENNEMANN, Jürgen; Viktoriastr. 82, D-52066 Aachen
- 4 Laufend
- 6 Altlastenrecherche
- 9 Zur Industriegeschichte im Kreis Düren
- 11 Kreis Düren
- 12 Erfassung stillgelegter Betriebe im Kreis Düren aus Adreßbüchern, Gewerberegistern etc.
- 15 Auswertung von Archivalien und gedruckten Quellen
- 16 HStA Düsseldorf

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

- 0 98-017
- 1 Freie Univ. Berlin; Univ. Frankfurt/O.; c/o PD Dr. Hubertus Buchstein, Freie Univ. Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 22, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-6271
- 2 BUCHSTEIN, Hubertus, PD Dr.; KÜHN, Rainer, Dr.; SCHUMANN, Dirk Rüdiger
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/94, Abschluß: 9/99
- 6 Geförderte Forschung; Edition; Aufsatz
- 8 DFG
- 9 Edition der Gesammelten Schriften Ernst Fraenkels
- 10 1920-1975
- 13 Veröffentlichung geplant. – Buchstein, Hubertus: Fraenkel als Klassiker. Erscheint in: Leviathan, H. 4, 1998
- 16 Nachlaß Ernst Fraenkel, BA Koblenz; Nachlaß Marta Fraenkel, Leo-Baeck-Institute, New York

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

—

D. Biographische Beiträge

- 0 98-018
- 2 STILLER, Eike, Dr., Auf dem Stollen 8, D-32835 Blomberg, Tel. 0 52 35/2639; GOUNOT, André, Freie Univ. Berlin, Institut für Sportwissenschaft, Schwendenerstr. 8, D-14195 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 3/98, Abschluß: 12/99
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Monographie
- 8 Bearb.
- 9 Karl Bühren – vor Hitler geflohen, von Stalin ermordet. Stationen im Leben des Arbeitersportlers, Sportfunktionärs und Widerstandskämpfers
- 10 1918-1940
- 11 Leipzig, Prag, Moskau
- 12 Biographie zu Karl Bühren, Mitglied des ATSB-Vorstandes sowie der Sozialistischen Arbeitersportinternationale
- 13 Veröffentlichung in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 1999. – Veröffentlichung der Biographie in der Reihe „Biographien europäischer Antifaschisten“, hrsg. von Ulla Plener, im Trafo Verlag, Berlin
- 15 Sozialbiographische Untersuchung; Interviews
- 16 BA; FES; Sportmuseum Leipzig; Archive in Moskau
- 0 98-019
- 1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/41 40 97-0
- 2 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg; Tel. 040/47 93 62 und /4 80 76 05
- 4 Laufend

- 5 Abschluß: 12/98
 6 Eigenprojekt des Hamburger Instituts für Sozialforschung; Referat im *Berliner Gesprächskreis Arbeiterbewegung* an der WE 1 des Fachbereichs Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin am 10. 2. 1999
 8 Hamburger Institut für Sozialforschung
 9 **Georg Lukács in der Lubjanka. Neue Dokumente aus Moskauer Archiven**
 11 Moskau
 12 Analyse und Dokumentation des Untersuchungsverfahrens des NKWD, der Verhörprotokolle etc.; Konstruktion eines „Spions“
 13 Veröffentlichung als Buch geplant. – [S. a. Proj.-Nr. 93-001 (3/97)]
 14 **Müller, Reinhard: Anmerkungen und archivalische Fundstücke eines „Aktenritters“ (Seume)** [behandelt u. a. François Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München 1996, sowie ein Dokument (Brief von Georg Lukács an die Kaderabteilung der Komintern vom 4. 4. 1941)], in: „Mittelweg 36“, Jg. 5 (1996), H. 5, S. 66–72
 16 Verschiedene Moskauer Ae (Kaderakte und NKWD-Akte Georg Lukács')
- E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung**
- I. Allgemeine Darstellungen**
Darstellungen über größere Zeiträume
- 0 **98-020**
 1 Freie Univ. Berlin, FB Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-3328
 2 VOGT, Stefan, M. A.; Prinzessinnenstr. 16, D-10969 Berlin; Tel. 030/6144585
 3 Prof. Dr. Wolfgang Wippermann
 4 Laufend
 5 Beginn: 8/97, Abschluß: 2000
 6 Diss.
 8 Bearb.
 9 **Starker Staat und soziale Demokratie. Zur Ideengeschichte der sozialdemokratischen „Jungen Rechten“ zwischen Weimar und Bonn**
 10 1918–1959
 11 Deutschland
 12 Untersuchung der Diskurse der „Jungen Rechten“ und ihrer Funktion für die Modernisierung der deutschen Sozialdemokratie während der Weimarer Republik und der frühen Nachkriegszeit
 14 **Vogt, Stefan: Die sozialdemokratische „Junge Rechte“ in der Weimarer Republik. Ideologische Wurzeln und politische Wirkungen der Debatten in den „Neuen Blättern für den Sozialismus“.** M. A., Freie Univ. Berlin 1997 [s. a. Proj.-Nr. 97-004 (1/97) und 97-005 (1/97)]
- 15 Untersuchung zur politischen Ideengeschichte und Ideologieggeschichte
 16 Sozialdemokratische Zeitschriften; politisch-theoretische Literatur der Sozialdemokratie; programmatische Dokumente; Exilberichte; Nachlässe
- 0 **98-021**
 1 Technische Hochschule Aachen, LS für Neuere Geschichte, Kopernikusstr. 16, D-52074 Aachen, Tel. 0241/806-035 und -036; Technische Hochschule Aachen, Lehr- und Forschungsgebiet Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Templergraben 83, D-52062 Aachen, Tel. 0241/806-194
 2 FARIDI, Alexander, Dipl.-Ing.; Buchenstr. 11, D-42855 Remscheid; Tel. 02191/344440
 3 Prof. Dr. Klaus Schwabe; Prof. Dr. Paul Thomes
 4 Laufend
 5 Beginn: 3/98, Abschluß: 4/2000
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
 8 Bearb.
 9 **Die Interessenpolitik der deutschen Elektroindustrie in der Zwischenkriegszeit. Eine Untersuchung vor dem Hintergrund weltwirtschaftlicher Perspektiven und inländischer Absatzsituation**
 10 1919–1939
 11 Deutschland
 12 Welche Bedeutung hatte die Absatzsituation auf dem deutschen Binnenmarkt als Leitmotiv elektroindustrieller Interessen und Interessenpolitik seit Beginn der Weltwirtschaftskrise, und welches relative Gewicht erlangten diese gegenüber dem Export und den Weltmarktperspektiven der sogenannten Exportindustrien?
 14 **Faradi, Alexander: Kapazitätsauslastung und Kapitalinvestitionen in der öffentlichen Elektrizitätswirtschaft in Deutschland und ihre Auswirkungen auf die Beschäftigung in der Elektroindustrie bis 1939.** Zwischenbericht. Remscheid, Juli 1998
 15 Auswertung von Archivalien, Fach- und Verbandszeitschriften
 16 Bestände der Unternehmens- und Wirtschafts-Ae und der politischen Ae (A des Auswärtigen Amtes, BA Berlin); Fach- und Verbandszeitschriften; statistische Veröffentlichungen
- II. Darstellungen in zeitlicher Folge**
- a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes
- 0 **98-022**
 1 Freie Univ. Berlin, FB Geschichtswissenschaften, Friedrich-Meinecke-Institut, Koserstr. 20, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-4253, Fax: 030/838-3545
 2 PRÜFER, Sebastian; Grunewaldstr. 82, D-10823 Berlin; Tel. 030/7828896
 3 Prof. Dr. Jürgen Kocka
 4 Laufend
 5 Beginn: 9/94, Abschluß: 3/99

- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Stipendium: NaFög (1994–1996)
- 9 **Die frühe deutsche Sozialdemokratie vor der „religiösen Frage“ (1863–1890)**
- 10 1863–1890
- 11 Deutschland
- 12 Sozialdemokratischer Religionsdiskurs im Spannungsfeld von Säkularisierung, Modernisierung von Religion und „politischen Religionen“; sozialdemokratischer Religionsdiskurs und Religionsdiskurse in Konservatismus, Liberalismus und politischem Katholizismus
- 13 **Prüfer, Sebastian: Der Sozialismus – eine politische Religion?**, in: Geschichte, Erziehung, Politik, Jg. 1997, H. 8, S. 198–200. – **Prüfer, Sebastian: Sozialismus als „politische Religion“? Zur Problematik eines revitalisierten Konzepts.** Veröffentlichung im Tagungsband der ITH 1997. – **Prüfer, Sebastian: Ethischer Sozialismus vor 1890. Der Arzt und Sozialdemokrat Carl Boruttan (1837 bis 1873).** Aufsatz, Veröffentlichung geplant
- 14 Verschiedene Arbeitspapiere 1995–1997. – [S. a. Proj.-Nr. 94-015 (1/94)]
- 15 Diskursanalytischer Zugang
- 16 Überwiegend publiziertes Material (Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren)

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

—

e) 1933–1945

o 98-023

- 1 Univ. Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Bernd Weisbrod
- 2 WAGNER, Jens-Christian, M. A.; Albanikirchhof 4/5, D-37073 Göttingen; Tel. und Fax: 05 51 / 531 21 55
- 3 Prof. Dr. Bernd Weisbrod
- 4 Laufend
- 6 Geförderte Forschung; Diss.
- 8 Stiftung Volkswagenwerk; Stipendium
- 9 **Zwangsarbeit, industrieller Komplex und das Lagersystem des KZ Mittelbau-Dora 1943–1945**
- 10 1943–1945
- 11 Region um Nordhausen/Südharz
- 12 Untertageverlagerung der Luft- und Raketenerüstung und Häftlingszwangsarbeit; Spannungsverhältnis zwischen Arbeit und Vernichtung; Außenwirkung des KZ-Systems

- 13 **Wagner, Jens-Christian: Das Außenlagersystem des KL Mittelbau-Dora**, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur. Hrsg. von Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann. Göttingen: [o.V.] 1998
- 14 **Wagner, Jens-Christian: Zwangsarbeit im Konzentrationslager. Das Außenlagersystem des KZ Mittelbau-Dora 1943–1945.** M. A., Univ. Göttingen 1995
- 15 Auswertung von Archivalien; Interviews; Fragebogenprojekt
- 16 Diverse Ae

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

o 98-024

- 1 Univ. Bremen, FB 12, Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), Postfach 330440, D-28334 Bremen; Tel. 04 21 / 218-25 51 und / 361-1 07 34, Fax: 04 12 / 218-40 43, E-mail: hgh@zfn.uni-bremen.de
- 2 ALHEIT, Peter, Prof. Dr.; HAACK, Hanna, Prof. Dr.; HOFSCHEIN, Heinz-Gerd; MEYER-BRAUN, Renate, Prof. Dr.
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 4/94, Abschluß: 10/97
- 6 Geförderte Forschung
- 8 Stiftung Volkswagenwerk
- 9 **Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre. Vergleichende Fallstudien in den Regionen Bremen und Rostock**
- 10 1945–1960
- 11 Bremen; Rostock
- 12 Untersuchung der Entwicklung von Arbeitermilieus in den 1950er Jahren in West- und Ostdeutschland am Beispiel der Werftarbeiterschaft der Großwerften AG „Weser“ (Bremen) und „Neptun“ (Rostock) [s. a. Proj.-Nrn. 86-097 (3/86), 89-025 (1/89) und 98-029]
- 13 **Alheit, Peter, Hanna Haack und Heinz-Gerd Hofschien: Gebrochene Modernisierung. Der langsame Wandel proletarischen Milieus. Eine empiri-**

- sehe Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen. Bd. 2: Soziologische Deutungen. Bremen: Donat-Verlag 1998
- 14 Endbericht an die Stiftung Volkswagenwerk
- 15 Interdisziplinärer Ansatz: Verwendung historischer, empirischer und qualitativer sozialwissenschaftlicher Methoden; Archivstudien; Mas sendaten der Belegschaften; narrative lebensgeschichtliche Interviews
- 16 StA Bremen; IG-Metall-A Frankfurt a. M.; Krupp-A Essen; AdS/FES Bonn; Statistisches Landesamt Bremen; LAe Rostock und Greifswald; StadtA Rostock; „Neptun“-A
- 0 **98-025**
- 2 KOCH, Matthias; Oberer Giebelweg 15, D-63925 Laudenbach; Tel. 09372/20724
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 2002
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; private Forschungsarbeit
- 8 Bearb.
- 9 **Die Feldbahnen der Bongschen Mahlwerke**
- 10 1908–1976
- 11 Rheinland, Westfalen, Rhein-Main-Gebiet
- 12 Dokumentation der Werkseisenbahn der Firma Bongsche Mahlwerke (Hersteller feuerfester Massen) in ihren verschiedenen Betrieben
- 13 Veröffentlichung geplant
- 15 Quellenstudium in Archiven; Befragung von Mitarbeitern; Auswertung von Firmenunterlagen
- 16 Archivalien; Firmenakten; Interviews
- 0 **98-026**
- 2 HEINZ, Joachim, M. A.; Am Engelwirtsberg 45a, D-66125 Saarbrücken; Tel. 06897/75919
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 6/97, Abschluß: 10/98
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 7 ÖTV, Bezirk Saar, Brauerstr. 6–8, D-66123 Saarbrücken
- 8 ÖTV, Bezirk Saar, Brauerstr. 6–8, D-66123 Saarbrücken
- 9 **Zur Geschichte der Gewerkschaft ÖTV, Bezirk Saar, im 20. Jahrhundert. Von den Anfängen bis zur Neustrukturierung im Dienstleistungsbereich**
- 10 20. Jahrhundert
- 11 Saarland
- 12 Darstellung des Werdegangs der Gewerkschaft ÖTV und ihrer Vorläuferorganisationen unter den besonderen politischen Verhältnissen an der Saar im 20. Jahrhundert
- 13 **Heinz, Joachim: „Der Arbeiter ist beinahe vogelfrei“. Zur Geschichte der Gewerkschaft ÖTV, Bezirk Saar, im 20. Jahrhundert. Von den Anfängen bis zur Neustrukturierung im Dienstleistungsbereich.** Merzig: Merziger Druckerei und Verlag 1999 (erscheint Ende Januar)
- 16 Archivalien; Zeitungen; Zeitzeugenbefragung
- 0 **98-027**
- 2 LAUSCHKE, Karl, PD Dr.; Stadtrat-Cremer-Allee 25, D-44141 Dortmund; Tel. und Fax: 0231/420622
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 6/98, Abschluß: 8/98
- 6 Auftragsforschung
- 7 Gewerkschaft ÖTV, Bezirk Nordrhein-Westfalen II, Universitätsstr. 76, D-44789 Bochum
- 8 Gewerkschaft ÖTV, Bezirk Nordrhein-Westfalen II, Universitätsstr. 76, D-44789 Bochum
- 9 **Zur Geschichte des ÖTV-Bezirks Nordrhein-Westfalen II nach 1945**
- 10 1945–1998
- 11 Westfalen einschließlich Essen, Oberhausen, Mülheim
- 12 Rekonstruktion wesentlicher historischer Entwicklungslinien: Gründungsgeschichte, Entwicklung der Organisation, der Tarifpolitik und der Mitbestimmung sowie gesellschaftliches Engagement für Demokratie und Frieden
- 13 **Lauschke, Karl: „Dahinter steckt unendlich viel Kleinarbeit und große gewerkschaftliche Einsatzbereitschaft“. Zur Geschichte des Bezirkes NW II 1948–1998.** Bochum: Selbstverlag 1998. 60 S.
- 14 [S. a. Proj.-Nr. 86-098 (3/86) und 86-099 (3/86)]
- 15 Auswertung gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials (Geschäftsberichte, Protokolle, Korrespondenzen usw.)
- 16 Archivalien der ÖTV-Bezirksverwaltung Nordrhein-Westfalen II
- b) Lokal
- 0 **98-028**
- 1 Univ. Bremen, FB 8: Geschichte, Bibliotheksstraße, D-28359 Bremen
- 2 DEPPE, Barbara; Erich-Klabunde-Str. 10, D-28203 Bremen; Tel. 0421/701359, E-mail: deppe@uni-bremen.de
- 3 Prof. Dr. Manfred Hahn; Dr. Eva Schöck-Quinteros
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 5/98, Abschluß: 4/99
- 6 M. A.
- 8 Bearb.
- 9 **Die Geschichte der weiblichen Gewerbeinspektion in Bremen**
- 10 Ca. 1895–1925
- 11 Bremen
- 12 Darstellung der Diskussion über eine weibliche Gewerbeinspektion in Bremen in der Bremer Bürgerschaft, in der Bremer Arbeiterbewegung und in der bürgerlichen sowie der sozialdemokratischen Frauenbewegung; die Praxis der Gewerbeassistentin im Gewerbeinspektionsdienst; Biographisches zur Person der ersten Gewerbeassistentin Bremens (Bildungsweg, Beziehungen zur Bremer Frauenbewegung, Tätigkeiten neben der Erwerbsarbeit); Vergleich Bremen – Deutsches Reich

- 15 Auswertung von Jahresberichten der Gewerbeinspektion, Akten des Gewerbeaufsichtsamtes Bremen, Fabrikakten, Protokollen der Bremer Bürgerschaft, Senatsakten, Archivalien zur Bremer Frauenbewegung, Nachlässen sowie zeitgenössischen Monographien zum Thema „Weibliche Gewerbeinspektion in Deutschland“
- 16 Archivalien; Nachlässe; Sekundärliteratur
- 0 98-029**
- 1 Univ. Bremen, FB 12, Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), Postfach 330440, D-28334 Bremen; Tel. 04 21 / 218-25 51 und / 361-1 0734, Fax: 04 12 / 218-40 43, E-mail: hgh@zfn.uni-bremen.de
- 2 HOFSCHE, Heinz-Gerd; c/o Univ. Bremen
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/96, Abschluß: 6/98
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Univ. Bremen
- 9 **Die Entwicklung der Belegschaft der AG „Weser“ in den 1950er Jahren**
- 10 1945–1960
- 11 Bremen
- 12 Untersuchung der Entwicklung der Belegschaft und des betrieblichen Milieus der Bremer Großwerft AG „Weser“ in den 1950er Jahren: Arbeits- und Lebensbedingungen, politische und gewerkschaftliche Aktivitäten; Kontinuitäten proletarischen Lebens und die „Etatisierung“ eines betrieblichen Milieus [s. a. Proj.-Nr. 98-024]
- 13 **Hofsch, Heinz-Gerd: Zwischen Demontage und „Wirtschaftswunder“. Die Entwicklung der Belegschaft der AG „Weser“ in den 1950er Jahren (= IBL-Werkstattberichte). Bremen: Universität Bremen 1998**
- 15 Archivstudien; Massendaten der Belegschaft; statistisches Material; narrative lebensgeschichtliche Interviews
- 16 StA Bremen; IG-Metall-A Frankfurt a. M.; Krupp-A Essen; AdsD/FES Bonn; Statistisches Landesamt Bremen
- 0 98-030**
- 1 Univ. Bremen, FB 12, Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), Postfach 330440, D-28334 Bremen; Tel. 04 21 / 218-25 51 und / 361-1 0734, Fax: 04 12 / 218-40 43, E-mail: hgh@zfn.uni-bremen.de
- 2 HOFSCHE, Heinz-Gerd; c/o Univ. Bremen
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/97, Abschluß: 5/98
- 6 Auftragsforschung
- 7 Gewerkschaft HBV Bremen, Am Wall, D-28195 Bremen
- 8 Gewerkschaft HBV Bremen, Am Wall, D-28195 Bremen
- 9 **50 Jahre Gewerkschaft HBV in Bremen**
- 10 1945–1950
- 11 Bremen
- 12 Untersuchung der Gründung der Gewerkschaft HBV in Bremen 1948 und der Geschichte ihrer Vorläuferorganisationen
- 13 **Hofsch, Heinz-Gerd: Vor 50 Jahren: Die Gründung der Bremer HBV. Veröffentlichung geplant als Broschüre der Gewerkschaft HBV Bremen**
- 15 Archivstudien; Zeitungsauswertung
- 16 StA Bremen; AdsD/FES Bonn
- 0 98-031**
- 2 LAUSCHKE, Karl, PD Dr.; Stadtrat-Cremer-Allee 25, D-44141 Dortmund; Tel. und Fax: 02 31 / 42 06 22
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 3/98, Abschluß: 5/98
- 6 Aufsatz
- 9 **Der Einfluß der 68er-Bewegung auf die betriebliche und gewerkschaftliche Interessenvertretung am Beispiel der Dortmunder ÖTV**
- 10 1960er und 1970er Jahre
- 11 Dortmund
- 12 Herausbildung einer spezifischen Mentalität innerhalb der Gewerkschaftsjugend während der 60er Jahre und konflikthafter Zusammenprall mit den „alten Autoritäten“ in der Praxis der Interessenvertretung am Beispiel der Einführung der gleitenden Arbeitszeit in der Dortmunder Stadtverwaltung
- 13 **Lauschke, Karl: „Störenfriede“. Der Einfluß der 68er-Bewegung auf die betriebliche und gewerkschaftliche Interessenvertretung. Das Beispiel der Dortmunder ÖTV. Veröffentlichung demnächst in: Westfälische Forschungen**
- 15 Auswertung gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials
- 16 Archivalien der ÖTV-Kreisverwaltung Dortmund und des Personalrates der Stadtverwaltung Dortmund; StadtA Dortmund; Privatsammlungen; Lokalzeitungen
- F Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete**
-
- G Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder**
- 0 98-032**
- 1 Univ. Düsseldorf, Historisches Seminar, Abt. Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Gerd Krumeich; Tel. 02 11 / 81-1 29 26
- 2 SCHRÖDER, Joachim; Gurlittstr. 18/221; D-40223 Düsseldorf; Tel. 02 11 / 9 34 55 85, E-mail: schroejo@uni-duesseldorf.de
- 3 Prof. Dr. Gerd Krumeich
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/98, Abschluß: 1/99
- 6 M. A.

- 8 Bearb.
 9 **Internationalismus nach Versailles. Das Verhältnis französischer und deutscher Kommunisten in den 20er Jahren**
 10 1919 – ca. 1930
 11 Deutschland, Frankreich
 12 War der von der Komintern propagierte Internationalismus (nach dem Zusammenbruch der Zweiten Internationale im Ersten Weltkrieg) ein theoretisches Postulat oder reale Politik? Gab es eine Zusammenarbeit zwischen den beiden wichtigen KP-Sektionen? In welchem Umfang, mit welchen Wirkungen? Wie sah sie aus? Auf welchen Ebenen spielte sie sich ab?
 15 Verbindung von politik- und sozialgeschichtlichem Ansatz
 16 HStA Düsseldorf; BA-SAPMO (Partei-A der KPD); KP- und sonstige Zeitungen; Primär- und Sekundärliteratur

II. NACHTRÄGE

- 0 **95-065**
 2 SCHREIBER, Hans-Jürgen; Leipziger Str. 51, D-45145 Essen; Tel. 02 01 / 75 31 28
 4 Laufend
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
 8 Bearb.
 9 **Bergarbeiterbewegung in Altenessen. Von den Anfängen bis zur Gründung der Massengewerkschaften**
 10 1845–1893
 11 Essen-Altenessen
 12 Wie verhielten sich die Altenessener Bergleute bei den Streiks von 1872 und 1889? Welche Bestrebungen zur Gründung von Gewerkschaften unternahmen die Bergleute in Altenessen?
 13 **Schreiber, Hans-Jürgen: 150 Jahre Bergarbeiterbewegung in Altenessen. Von den Anfängen der Geschichte bis zur Gründung der großen Bergarbeitergewerkschaften**, in: Essener Beiträge. Hrsg. vom Historischen Verein für Stadt und Stift Essen, Jg. 1997, H. 109
 14 Mss.
 15 Auswertung von Archivalien, Zeitungen und Sekundärliteratur
 16 HStA Düsseldorf; StadtA Essen; Zeitungen (z. B. Essener Volkszeitung); Sekundärliteratur (2/98)

- 0 **97-002**
 2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/97, Abschluß: 7/97
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatzsammlung
 8 Bearb.
 9 **Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Sozialreform in Deutschland**

- 10 1848–1933
 11 Deutschland, Europa
 12 Erschließung des Zusammenhangs von sozialer Bewegung und ideengeschichtlicher Entwicklung
 13 **Ratz, Ursula: Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Sozialreform in Deutschland** (= Sozialpolitische Schriften, H. 73). Berlin: Duncker und Humblot 1997. 387 S.
 16 Archivalien; Zeitungen; Sekundärliteratur (2/98)
 0 **97-035**
 2 MATERNA, Ingo, Prof. Dr.; Springbornstr. 192, D-12487 Berlin; Tel. 030/6363597
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/97, Anschluß: 10/97
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
 8 Bearb.
 9 **Der Wilmersdorfer Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19**
 10 1918/19
 11 Berlin-Wilmersdorf
 12 Bildung und Tätigkeit des Wilmersdorfer Arbeiter- und Soldatenrates und seiner Mitglieder (z. B. Hermann Lüdemann, Rudolf Breitscheid)
 13 **Materna, Ingo: Mit papiernen roten Käppis. Der Wilmersdorfer Arbeiter- und Soldatenrat 1918/19**, in: Wilmersdorfer Bruchstücke. Hrsg. vom Arbeitskreis Geschichte Wilmersdorf (= Beiträge zur Geschichte des Bezirkes Wilmersdorf, H. 1). Berlin: [o. V.], S. 107–118
 15 An Literatur und Archivalien orientierter Aufsatz
 16 Ae; Zeitungen; Literatur (2/98)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

Vademekum DDR-Forschung. Ein Leitfaden zu Archiven, Forschungseinrichtungen, Bibliotheken, Einrichtungen der politischen Bildung, Vereinen, Museen und Gedenkstätten. Hrsg. von Ulrich MÄHLERT. – Opladen: Leske und Budrich 1997. XIV, 352 S.

Das anhaltend große Interesse an der Geschichte der SBZ/DDR und den Beziehungen beider deutscher Staaten sowie der längst nicht mehr überschaubaren Forschungs- und Archivlandschaft bewogen den bis vor kurzem am Arbeitsbereich IV des Mannheimer Zentrums für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim tätigen und durch eine Vielzahl von Veröffentlichungen zur Geschichte der SBZ/DDR ausgewiesenen Herausgeber zum vorliegenden Handbuch aller Forschungsstätten und Archive.

Das Vademekum ist in zehn Abschnitte gegliedert. In der Einführung gibt der Herausgeber eine präzise, mit weiterführenden bibliographischen Hinweisen untersetzte Darstellung der Ausgangssituation der DDR-Forschung im Kontext mit den durch die 1989 eingeleiteten politischen Entscheidungen, die bald darauf die gesamtdeutsche Wissenschaftslandschaft auf diesem Forschungsgebiet nachhaltig veränderten. In den folgenden Abschnitten wird ein höchst aktueller und zugleich komplexer Überblick über die Forschungsstätten, Archive, Bibliotheken, Museen, Sammlungen u. a. m. gegeben.

Die in den einzelnen Abschnitten enthaltenen Sachangaben sind einheitlich nach folgendem Schema aufgebaut: Name der Institution, Anschrift, Telefon/Telefax/E-mail/Homepage; Angaben zur Leitung, zu Ansprechpartnern und Mitarbeitern der Institution; Finanzierung, Schwerpunkte der Tätigkeit, Angebot der Forschungsförderung, die die Institution an Dritte vergibt; Publikationen der Institution, Infrastruktur, die den Benutzern bereitgestellt wird (z. B. Bibliothek, Videothek u. a.), Bestände (Beschreibung von Archiv-, Bibliotheks- und Sammlungsbeständen), Erschließungszustand der vorgenannten Bestände, Angaben zur Ausleihe (Orts- und Fernleihe, Direktbenutzung), Öffnungszeiten der Institution. Weitere Angaben zur Nutzung des Handbuches sind in den *Benutzungshinweisen* (S. XIII/XIV) enthalten.

Die Informationen im 2. Abschnitt des Handbuches werden unter 2.1 *Staatliche Archive* einge-

leitet mit Angaben zu den Archiven auf Bundesebene (u. a. Bundesarchiv mit seinen Abteilungen DDR, Filmarchiv, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Auswärtiges Amt, Politisches Archiv und Historisches Referat Bonn und Berlin), auf Länderebene (z. B. die fünf Landeshauptarchive in den neuen Bundesländern und dem Landesarchiv Berlin) sowie erfreulicherweise mit Angaben zu ost- und westeuropäischen sowie zu Archiven der USA, die einen Bezug zur deutsch-deutschen Geschichte und zur DDR-Geschichte aufweisen. Diesem Ansatzpunkt, auch ausländische Forschungseinrichtungen und Archive in ein Handbuch aufzunehmen, ist unbedingt zuzustimmen, da er den Kontext zwischen der deutsch-deutschen und DDR-Entwicklung zur internationalen Entwicklung seit 1945 sinnvoll herstellt. Sicher wird es bei Neuauflagen Ergänzungen geben, dennoch ist das Ergebnis im vorliegenden Handbuch der begrüßenswerte Schritt in die künftig einzuschlagende Richtung.

Im Abschnitt 2.2 *Kommunale Archive* erfolgt die Beschreibung der Kreisarchive und der Archive der kreisfreien Städte in den neuen Bundesländern. Eine derartige Zusammenfassung nach dem Stand von 1997 ist ein echtes Novum. Die Aufnahme von Kreis- und Stadtarchiven wird ohne Zweifel die oftmals leider gängige Orientierung der Forschung ausschließlich auf die Auswertung von Archivgut der zentralen Ebene und der Landesebene korrigieren und den Blick auf die lokale bzw. Kreisebene schärfen.

Ebenfalls ist die Aufnahme *kirchlicher Archive* (der evangelischen und der katholischen Kirche) im Abschnitt 2.3 *Kirchliche Archive* und von Universitätsarchiven im Abschnitt 2.4 *Universitätsarchive* ein begrüßenswertes Faktum. In dem Abschnitt 2.5 *Andere Archive* des In- und Auslands werden neben den Archiven der parteinahen Stiftungen (Archiv der Sozialen Demokratie, Bonn; Archiv Grünes Gedächtnis, Bornheim-Widdig; Archiv für Christlich-Demokratische Politik, St. Augustin; Sammlung Nonkonforme Künstlerbücher und autonome Zeitschriften der DDR bei der Sächsischen Landesbibliothek, Dresden), Akademiearchiven sowie Spezialarchiven (Verband der Konsumgenossenschaften – VdK e. G., Berlin u. a. m.) dankenswerterweise auch umfassend Informationen über Archive und Sammlungen der

Oppositionsbewegung in der DDR gegeben (u. a. Robert-Havemann-Archiv, Berlin; Umweltbibliothek, Berlin; Ernst-Bloch-Archiv, Ludwigshafen u. a. m.). Aufschlußreich sind die Hinweise auf Archive und Spezialsammlungen im Ausland (u. a. Stefan-Heym-Archiv, Cambridge; Hoover-Institutions Archives, Stanford, California).

Der 3. Abschnitt ist den Bibliotheken mit bedeutsamen Beständen zur DDR-Forschung gewidmet (u. a. Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung – Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung, Berlin; Bibliothek der Stiftung der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin; Bibliothek zur Geschichte der DDR in der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn; Bibliothek des Instituts für Zeitgeschichte, München). Auch hier sind Hinweise auf einzelne Bibliotheken des Auslands erfolgt (u. a. auf die Bibliothek und wissenschaftliche Informationsstelle des Außenministeriums der Republik Polen, Warschau; der Stanford University Libraries, Stanford, California).

Außerordentlich umfangreich sind die Daten im Abschnitt 4: *Forschungseinrichtungen*. Das Spektrum reicht von universitären Instituten bis zu von freien Trägern finanzierten Einrichtungen. Außerdem sind Forschungseinrichtungen des Bundes und des Landes, die sich mit Forschungen zur Geschichte der DDR befassen, aufgeführt. Hervorzuheben ist hier der gleichfalls umfangreiche Nachweis von Forschungseinrichtungen in Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden, Polen, Ungarn und den USA – ohne Zweifel sehr wichtige Angaben, die für Kooperation aller auf dem Gebiet der Deutschland- bzw. DDR-Forschung Tätigen von Bedeutung sind.

Im Abschnitt 5 werden die *Einrichtungen der politischen Bildung* behandelt, von denen eine Reihe eine Vielzahl wissenschaftlich gehaltvoller Publikationsreihen herausbringt. Unabhängig von deren politischer Orientierung ist hier eine beachtenswerte Zusammenstellung entstanden. Die gleiche Feststellung kann für den im Abschnitt 6: *Zeitgeschichtliche Vereinigungen, Aufarbeitungsinitiativen und Opferverbände* erfolgten Nachweis getroffen werden.

Im Abschnitt 7: *Museen und Gedenkstätten* wird – wie in den vorgenannten – ebenfalls erstmals ein Gesamtüberblick der in der Bundesrepublik Deutschland bestehenden Einrichtungen gegeben, die über wesentliche Bestände zur DDR-Geschichte verfügen oder sich mit bestimmten Aspekten der DDR-Entwicklung bzw. der deutsch-

deutschen Beziehungen befassen. Im Abschnitt 8: *Zeitschriften* wird das inhaltliche Profil der wichtigsten Periodika auf dem Gebiet der DDR- bzw. Deutschlandforschung beschrieben.

Unter Abschnitt 9: *Sonstige Einrichtungen* werden u. a. die folgenden Einrichtungen behandelt: Enquetekommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“ des Deutschen Bundestages, Bonn; Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat, Bonn; Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Dresden; Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Oranienburg.

Unter Abschnitt 10: *Selbstdarstellungen* werden in Auswahl von staatlichen Archiven (z. B. Bundesarchiv, Abteilungen DDR, Militärarchiv, Filmarchiv, Bundesrepublik Deutschland; Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv; Archiv des Auswärtigen Amtes; sämtliche Landeshauptarchive in den neuen Bundesländern und Berlin), von Archiven der im Bundestag vertretenen Parteien (neben den sehr bekannten von CDU, CSU, SPD, FDP auch die Archive der Grünen und der PDS), von Bibliotheken (z. B. der Bibliothek zur Geschichte der DDR im Haus der Geschichte der BRD in Bonn), Forschungseinrichtungen (z. B. Institut für Zeitgeschichte München, Außenstelle Berlin; Militärgeschichtliches Forschungsamt, Potsdam) und von Einrichtungen der Forschungsförderung (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Volkswagenstiftung) nähere Detailinformationen geboten, die über die Kurzangaben in den anderen Abschnitten hinausgehen. Ein Sach- und ein Namenregister beschließen das Vademekum.

Ohne Zweifel ist ein Kompendium entstanden, dem zu Recht das Prädikat eines Standardwerkes zugesprochen werden kann. Gewünscht hätte sich der Rezensent die Aufnahme der Wirtschaftsarchive in den neuen Bundesländern¹ und die Aufnahme der in der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin² vereinigten Archivbestände in das vorliegende Vademekum. Dem Herausgeber, seinem Team und nicht zuletzt auch dem Verlag Leske und Budrich, Opladen, ist Dank für die wissenschaftlich hervorragende Leistung zu sagen.

¹ *Deutsche Wirtschaftsarchive: Nachweis historischer Quellen in Unternehmen, Körperschaften des öffentlichen Rechts (Kammern) und Verbänden der Bundesrepublik Deutschland*, Hrsg. im Auftrage der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e. V. Bearb. von Renate Schwärzel. 3., völlig neubearb. Aufl., Stuttgart 1994, X, 357 S., Bd. 1. 3 f.

2 *Nachlässe und Sammlungen zur deutschen Kunst und Literatur des 20. Jahrhunderts. Die Bestände der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin. Hrsg. von der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, München 1995, 234 S.*

Kurt Metschies

Quellen zu Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur in hessischen Archiven. Übersicht über die Bestände in Archiven und Dokumentationsstellen. Bearb. von Herbert BAUCH, Volker EICHLER, Ulrich EISENBACH, Rolf ENGELKE und Wolfgang FORM (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd. 57). – Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1995. XXVIII, 232 S.

Die Erforschung von Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur birgt nach wie vor viele Probleme in sich. Obgleich in den letzten beiden Jahrzehnten erhebliche Fortschritte zu konstatieren sind, ist es für den einzelnen Forscher vor Ort nicht leicht zu ermitteln, in welchen Archiven und Dokumentationsstellen das von ihm gesuchte Quellenmaterial zu finden ist.

Thematisch orientierte Quellenübersichten wie das vorliegende Inventar sollen dazu dienen, das in den verschiedenen Archiven und Informationsstellen vorhandene und bearbeitete relevante Quellenmaterial in einer zusammenfassenden Übersicht vorzustellen.

Das hier anzuzeigende Spezialinventar ist von seinem methodischen Ansatz und seiner inhaltlichen Ausgestaltung eine sehr beachtenswerte Ergänzung des im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Heinz Boberach u. a. bearbeiteten „Inventars archivalischer Quellen des NS-Staates“¹ für eine Region, in vorliegendem Fall dem heutigen Bundesland Hessen.

Die Publikation versteht sich als Führer durch die hessischen Archive und Dokumentationsstellen zum Thema: Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur. Insgesamt sind 129 Archive und Dokumentationsstellen erfaßt. In mehreren Abschnitten wird die Überlieferung folgender Archive und Dokumentationsstellen beschrieben: Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden (S. 1 bis 58); Staatsarchiv Darmstadt (S. 59–81); Staatsarchiv Marburg (S. 82–109); Stadtarchive A–Z (S. 110–185); Kirchliche Archive (S. 186–191); Universitätsarchive (S. 192–193); Sonstige Archive und Dokumentationsstellen (S. 194–206). Durch-

gängig werden nach einem einheitlichen Schema die Angaben gegliedert: Name des Archivs, Anschrift, Telefonnummer (keine Faxnummer), Hinweise zur Überlieferungslage, Inhaltsbeschreibung mit Angaben zum zeitlichen und quantitativen Umfang (Jahres- und Bandangaben), Art der Findmittel (Kartei bzw. Findbuch). Berücksichtigt werden Akten, Nachlässe, Materialsammlungen, Dokumentationen, Fotografien, Karten, Tondokumente u. a. m. Territorial erstreckt sich der Nachweis auf Ereignisse im Gebiet des heutigen Landes Hessen sowie auf die 1945 vom Regierungsbezirk Wiesbaden abgetrennten – jetzt zum Land Rheinland-Pfalz gehörenden – damaligen Landkreise Ober- und Unterwesterwald, Unterlahn und St. Goarshausen.

Zum überwiegenden Teil stammt das beschriebene Archivgut aus den Jahren 1933 bis 1945. Angesichts großer Überlieferungsverluste von Schriftgut der NS-Zeit werden jedoch Unterlagen auch aus späteren Zeiten (also nach 1945) berücksichtigt, sofern sie einen Bezug zum Thema aufweisen. In erster Linie handelt es sich im wesentlichen um Schriftgut zum Gesamtkomplex der Wiedergutmachung sowie um Ermittlungs- und Strafverfahren zu NS-Verbrechen, außerdem um Nachlässe, Materialsammlungen und Dokumentationen. Damit wird dem interessierten Nutzer ein breites Spektrum unterschiedlichster Quellengruppen zur Verfügung gestellt. Aus inhaltlicher Sicht ist ganz besonders zu begrüßen, daß im vorliegenden Inventar allein die archivalische Überlieferung von 111 Stadtarchiven, fünf zentralen Archiven der Diözesen bzw. Landeskirchen und acht sonstigen Archiven und Dokumentationsstellen (darunter Internationaler Suchdienst Arolsen, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen mit einer umfangreichen Überlieferung von Landes-, Heil- und Pflegeanstalten, Dokumentationsarchiv des deutschen Widerstandes 1933–1945 in Frankfurt a. M.) Aufnahme gefunden hat, die aus überzeugenden Gründen in dem eingangs erwähnten Inventar von Heinz Boberach u. a. keine Berücksichtigung finden konnten. Aus welchen Gründen z. B. Verbands-, Firmen- und Werksarchive,² Presse- und Rundfunkarchive,³ Adels-, Haus- und Familienarchive sowie Archive von Museen, Bibliotheken und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen keine Berücksichtigung im vorliegenden Inventar fanden, lassen die Bearbeiter und Herausgeber leider in der an sich vorzüglichen Einleitung (S. XXV) offen.

Wie es bei einem Inventar nicht anders sein kann, versteht sich dieses immer als Wegweiser zu

den Quellen und vermag in den seltensten Fällen Einzelnachweise zu geben.

Diese Detailangaben sind stets im Rahmen einer Direktbenutzung „vor Ort“ den Findmitteln (Karteien, Findbuch) zu entnehmen. Im vorliegenden Fall wird der Nutzer des Inventars in vorzüglicher Art und Weise durch die ausführliche Beschreibung der Dokumentation „Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus in Hessen“ (S. 57–58) inhaltlich und methodisch für die Benutzung der in der vorliegenden Veröffentlichung vorgestellten Quellen eingestimmt.

Eine sorgfältig zusammengestellte und kommentierte Auswahlbibliographie (S. 207–218) sowie ein Index der Personen und Orte (S. 219–232) beschließen die Publikation.

Es bleibt zu hoffen, daß auch für andere Bundesländer vergleichbare Quellenübersichten veröffentlicht werden. Durch derartige Inventare werden der Forschung zur Geschichte der NS-Diktatur neue Impulse gegeben werden.

- 1 *Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reiches, der Länder und der NSDAP. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte bearb. von Heinz Boberach unter Mitwirkung von Dietrich Gessner, Kurt Metschies und Gustav-Hermann Seebold (= Texte und Materialien zur Zeitgeschichte, Bd. 3). Teil 1, München, London, New York und Paris 1991.*
- 2 *Deutsche Wirtschaftsarchive. Nachweis historischer Quellen in Unternehmen, Körperschaften des öffentlichen Rechts (Kammern) und Verbänden der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. im Auftrage der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e. V. Bearb. von Renate Schwärzel. 3., völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart 1994, Bd. 1.3 f. sowie Bd. 2: Kreditwirtschaft. Bearb. von Monika Pohle und Dagmar Golly-Junk. Stuttgart 1988, und Bd. 3: Bestände von Unternehmen, Unternehmen, Kammern und Verbänden der Wirtschaft in öffentlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Bearb. von Ulrike Duda, Stuttgart 1991.*
- 3 Zu Pressearchiven vgl. *Handbuch der Pressearchive. Hrsg. von Hans Bohrmann und Marianne Englert, 2. Aufl., München, London, New York und Paris 1992.*

Kurt Metschies

Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Mit einem Geleitwort von Jutta Limbach. Hrsg. von Ute Gerhard. – München: Verlag C. H. Beck 1997. 960 S.

Die Zweiteilung der Welt, insbesondere der Welt der Wissenschaften, in das Allgemeine und das Weibliche scheint noch lange nicht überwunden, denn noch muß daran gearbeitet werden, diese Zweiteilung überhaupt erst sichtbar zu machen. So ist es denn ein Erfolg, daß zeitgleich mit einer offenbar noch immer für gültig gehaltenen universalen und allgemeinen, weil geschlechterlosen „Geschichte des Rechts“ das hier anzuzeigende Sammelwerk über „Frauen in der Geschichte des Rechts“ erscheinen konnte. Dessen Herausgeberin Ute Gerhard gehörte bereits vor vielen Jahren mit ihrer Studie über „Verhältnisse und Verhinderungen“, der Erkundung von Frauenrechten auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie des 19. Jahrhunderts, zu den Wissenschaftlerinnen, die das Zeichen zum Aufbruch der Frauen- und Geschlechtergeschichte gaben. Knapp 20 Jahre später setzt Gerhard nun wieder ein wichtiges Zeichen, indem sie den eingeschlagenen Weg fortsetzt und gemeinsam mit vierzig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der Geschichts- und aus der Rechtswissenschaft ein Handbuch erstellt, das „die Bedeutung und die Auswirkung der Geschlechterdifferenz auch in der Geschichte des Rechts sichtbar“ macht (S. 11).

Das Handbuch stellt in seinem „Serviceteil“ eine umfassende Auswahlbibliographie (S. 908 bis S. 940) zur Verfügung und ist durch das Sachregister gut zu erschließen. Es ist in drei chronologische Abschnitte gegliedert, die sich mit der Frühen Neuzeit, der sog. Sattelzeit (1780–1850) und dem 19. und 20. Jahrhundert beschäftigen. Die drei Abschnitte enthalten jeweils Beiträge, die, von den relevanten Lebenssituationen von Frauen ausgehend, die soziale Wirklichkeit des Rechts erkunden: die Ausstattung von Frauen mit politischen und sozialen Rechten wird ebenso erörtert wie ihre Platzierung im Privatrecht, Familienrecht und Strafrecht.

Diese stringente Gliederung ermöglicht es, im Handbuch einen Problemzusammenhang über die Epochen hinweg zu verfolgen. Hierdurch und durch die Betonung der Sattelzeit als eigener Epoche wird deutlich, daß „erst seit der Auflösung der ständischen Gesellschaft, mit der Etablierung einer bürgerlichen Rechtsordnung, die Freiheit und Gleichheit und die Garantie des Eigentums versprach, [...] die Kategorie ‚Geschlecht‘ über alle anderen

sozialen Ungleichheiten hinweg in Rechtstheorie und Rechtspraxis eine die Frauen als Gruppe bezeichnende und vereinheitlichende Rolle [spielt]“ (S. 13).

Mit deutlichen Worten bezeichnet die Herausgeberin die gegenwärtige, politisch stark aufgeladene Frage nach „Gleichheit oder Differenz“ als „ein altes, nachgerade systematisches Mißverständnis“, da einmal der Gegenbegriff zu Gleichheit nicht Differenz, sondern Ungleichheit laute und zum andern Gleichheit als Rechtsforderung immer von der Verschiedenheit der Menschen und nicht von ihrer Identität ausgehe (S. 14). Die komplizierten Konkretionen dieser Aussage, denen im Handbuch viele Artikel gewidmet sind, sollen hier an zwei Beispielen aus dem Bereich der Frauenerwerbsarbeit in der gebotenen Kürze vorgestellt werden.

Renate Duerr zeichnet die Entwicklung der Gesindeordnungen vom 17. bis zu ihrer Aufhebung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, allerdings mit Schwerpunkt auf der Frühen Neuzeit, nach (S. 115 bis S. 139). Gesindeordnungen waren Bestandteil von Hausordnungen, und Hausherrschaft war auf das engste mit obrigkeitlichen Belangen, mit Landesherrschaft verzahnt. Gesindeordnungen enthielten daher seit dem 16. Jahrhundert privat- und strafrechtliche Aspekte, verwaltungsrechtliche und polizeiliche Regelungen. Je nach den Erfordernissen und Diskussionen der Zeit und des Ortes wurden diese Ordnungen flexibel fortgeschrieben. Duerr weist an eindrücklichen Beispielen nach, daß sich diese Ordnungen, obwohl sie grundsätzlich für beide Geschlechter galten, sowohl im Hinblick auf die generellen Regeln und erst recht in den detaillierten Bestimmungen für weibliches und männliches Gesinde sehr unterschiedlich auswirkten. Denn einmal verrichteten Knechte und Mägde unterschiedliche Arbeiten, zum anderen waren sie unterschiedlicher Herkunft und der Gesindedienst nahm eine je verschiedene Stellung in ihrem Lebenslauf ein. Schließlich gewannen Entwicklungen wie die Feminisierung des häuslichen Gesindes in den Städten an Bedeutung. Gesindeordnungen als ständische Haus- und Wirtschaftsordnungen trugen diesen Differenzen und gesellschaftlichen Entwicklungen bis zu ihrer Aufhebung 1918 Rechnung und stellen somit eine vorzügliche Quelle für die Rechtsgeschichte von Frauen (wie hier übrigens auch von Unterschichtsmännern) dar.

Im Verlauf der letzten 150 Jahre scheinen gesellschaftliche Ordnungspolitiken ihre Geschlechtsspezifität eher verschärft denn abgemildert zu haben. Dies gilt auf jeden Fall für die Sozialpolitik

seit ihren Anfängen im Kaiserreich, wie Karin Hausen sehr überzeugend darstellt (S. 713–743). Denn wie sich die Gesindeordnungen auf die ständischen Haus- und Wirtschaftsordnungen bezogen und deren normative Setzungen für die beiden Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander übernahmen und verstärkten, so beziehen sich auch die sozialpolitischen Regelungen auf ein gesellschaftliches Ordnungsmodell, das klare Vorstellungen über die gesellschaftliche Position, die Rechte und die Pflichten der Geschlechter beinhaltet.

Wie also die Vorstellungen über die Geschlechterordnung die Sozialpolitik prägten und sie ihrerseits wiederum die gesellschaftlichen Verhältnisse formt, zeigt Hausen an drei Beispielen auf, den arbeitsrechtlichen Sonderbestimmungen für Frauen, dem Wöchnerinnen- und Schwangerenschutz sowie den gesetzlichen Krankenversicherungen. Sie arbeitet an den Beispielen einerseits die Ausschlußmechanismen heraus, die als „Privilegien“ für die angeblich schutzbedürftigen Frauen erfolgreich installiert wurden und bis heute wirken. Sie führt andererseits vor, wie allgemein formulierte Rechtsansprüche (Versicherungsschutz ist an Einkommen geknüpft) für Menschen unterschiedlichen Geschlechts und somit unterschiedlicher Lebens- wie Arbeitsbedingungen unterschiedlich wirken.

Selbstverständlich hing (und hängt) die Ausstattung mit sozialpolitischen Rechten und die jeweilige Gestaltung dieser Rechte nicht zuletzt von der politischen Kraft der „Klientel“ ab. Ohne als selbständige Rechtsperson anerkannt zu sein, ohne staatsbürgerliche Rechte zu besitzen, konnten Frauen nicht am Prozeß der Gesetzgebung teilnehmen. Der (für Deutschland) erst 1908 bzw. 1918 aufgehobene Ausschluß von Frauen aus den politischen Parteien und der parlamentarischen Arbeit zeitigte langfristige Folgen. Wie die Teilhabe von Frauen am öffentlichen Handeln in der ständischen Gesellschaft geregelt war, wie diese Teilhabe entgegen aller Gleichheitspostulate der Aufklärung beendet und schließlich sehr mühsam seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Gleichberechtigung wieder erkämpft werden mußte, wird kenntnisreich dargestellt – auch mit Blick auf die österreichischen und schweizerischen Verhältnisse. Deutlich wird dabei vor allem, daß die Wirkung eines Rechtes als Rechtswohltat oder als Diskriminierung, daß die Forderung nach Gleichbehandlung oder Privilegierung sinnvoll nur im Kontext zu beurteilen ist.

Das Handbuch „Frauen in der Geschichte des Rechts“ setzt eine Zäsur, indem es erstmals alles

historische Wissen über die Geschlechtsspezifität des Rechts gebündelt darbietet. Es öffnet damit zugleich den Raum für künftige Forschungen, deren Fluchtpunkt Gerhard in ihrer Einleitung nennt: eine Rechtsgeschichte der Geschlechterverhältnisse in europäischer Perspektive.

Christiane Eifert

Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918.

Hrsg. von Uwe PUSCHNER, Walter SCHMITZ und Justus H. ULBRICHT. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1996. 978 S.

„Völkisch“ heißt der Ideologiekomplex nach seinem zentralen Bestandteil, der für das Ganze integrierende Funktion hatte und insbesondere die Einbringung des Antisemitismus und des Rassismus ermöglichte“ (Günter Hartung, S. 22). Trotz der Bedeutung der „völkischen Bewegung“ für die Vorgeschichte des Nationalsozialismus ist sie bislang nicht als eigenständiger, umfassender Gegenstand der Forschung hervorgetreten, es sei denn im Kontext der Arbeiten zur „Konservativen Revolution“ und in einer Reihe von einzelnen Untersuchungen. Die „völkische Bewegung“ ist in diesem Zeitraum im Kaiserreich einerseits Sammelbewegung mit einer spezifischen Aktionsstrategie, zu deren wichtigsten Gruppen und Parteien der Alldeutsche Verband, der Deutschbund, der Deutsche Wehrverein und der Reichshammerbund zählten. Gleichwohl sind personeller Umfang und Sozialstruktur bis heute weitgehend ungeklärt. Die heterogene, nach ihrem Selbstverständnis außerparlamentarische Kraft agierte als „Opposition von rechts“ im Kaiserreich, auch wenn ihr mit der Deutschvölkischen Partei 1914 eine parteipolitische Schützenhilfe erwuchs. Die explizite Gegenbewegung (mit ihren Ingredienzien Antisemitismus, Antislawismus, Antiurbanismus, Antiromanismus und der Ablehnung des Internationalismus) orientierte sich andererseits an bestimmten, angeblich germanischen Grundwerten und Eigenschaften oder an „arteigenen“ Religions- und Volkstumsvorstellungen, die zur Erneuerung des deutschen Volkes grundlegend beitragen sollten.

Der Heterogenität der „Bewegung“, der Gruppen und Institutionen, entspricht die überzeugende Anlage des Handbuchs, das hier durch Vertreter unterschiedlicher Disziplinen der Wissenschaft von der Geschichte, Politikologie, Soziologie, Religionswissenschaft bis zur Kultur-, Wissenschafts-

Literatur- und Medienwissenschaft reicht. Das Handbuch bietet sowohl tiefgehende Grundlagenforschung als auch sehr sachkundige und informative Einzelstudien zu bestimmten Verbänden, Institutionen, Personen und Themen. Bewußt wurden angesichts der Struktur des Problemfeldes einzelne Gebiete personalistisch-biographisch erschlossen. Den einzelnen Abschnitten und Untersuchungen sind Übersichten über archivalische und andere Quellen und die wichtigste Literatur beigegeben. Ein Anhang enthält überdies weitere wichtige Kurzbiographien, ein Personenregister und ein Register der Organisationen und Institutionen.

Aus der Fülle der wichtigen Beiträge können hier nur beispielhaft einige herausgegriffen und genannt werden. Die „völkische Ideologie“ im „Wilhelminismus“ wird als Teil der sich wandelnden politischen Kultur des Kaiserreichs charakterisiert (Rüdiger vom Bruch, Günter Hartung). Unter den Protagonisten der Bewegung, die als Vordenker und Agitatoren wirkten, sind etwa Lagarde, Langbehn und Lanz von Liebenfels hervorzuheben (Ina Ulrike Paul, Bernd Behrendt, Ekkehard Hieronimus). Bei Hieronimus, mehr noch aber bei Helmut Zanders grundlegendem Beitrag über Sozialdarwinismus, Okkultismus und Theosophie im Kaiserreich (S. 224 ff.) werden die nicht nur peripheren Verbindungen von Theosophie, Anthroposophie und Okkultismus zur völkischen bis hin zur NS-Ideologie deutlich. Im dritten Abschnitt werden unter der Überschrift „Sinnkrise“ bestimmte Gegenbewegungen und Institutionen aus den Bereichen Religion (Stefanie von Schnurbein), Vorgesichtsforschung (Ingo Wiwjorra), Erwachsenenbildung, Verlagswesen (Justus H. Ulbricht) und der Verbände und Parteien (Alldeutscher Verband, Werdandi-Bund, Hammerbewegung, Deutschbund, Deutscher Wehrverein) sehr eingehend behandelt. Völkische Traditionslinien in der Lebensreformbewegung zeichnet Ulrich Linse an konkreten Beispielen nach und verweist auf die Zusammenhänge mit der völkischen Jugendbewegung, deren Erschließung – trotz einer Reihe von Einzelstudien – insgesamt noch ein Desiderat darstellt. Die Breite und Tiefe der Bewegung wird sichtbar an der Themenfülle, die von der Nacktkultur (Uwe Schneider) bis zum Heimatschutz und zur Tierschutzbewegung reicht. Die völkische Kapitalismuskritik von Ökonomen (Heiko Hoffmann) hatte ihre Entsprechung übrigens unter Juristen, wie sie im Kaiserreich im Deutschen Rechtsbund und in der Weimarer Zeit unter völkischen und nationalsozialistischen „Rechtswahrern“ hervortrat. Wenn

in einem weiteren Abschnitt die kulturelle „Moderne“ ins Blickfeld tritt, dann spannt sich der Bogen vom Wagnerismus im Kaiserreich (Hildegard Chätelier) über Felix Dahn, Fidus, Karl May u. a. bis hin zur völkischen Literatur und der Semantik im Georgekreis und bei den Münchener „Kosmikern“ (Walter Schmitz, Uwe Schneider). Die Wirkungen sind auch zu registrieren beim Theater als völkischer Kultstätte (Brigitte Ruhwinkel, Uwe Puschner), in der Geschichtswissenschaft und Germanistik (Wolfgang Weber, Andreas Schumann), bei Adolf Bartels (Thomas Rösner) und sogar in der Kinoreformbewegung und im frühen deutschen Film (Sabine Lenk, Karin Bruns).

Auch wenn man angesichts des dort bibliographisch erfaßten gedruckten Materials nach wie vor auf das – aus einer bestimmten, der „konservativen Revolution“ und manchen ihrer Nachfahren sehr nahestehenden Perspektive geschriebenen – Grundlagenwerk Armin Mohlers¹, das allerdings anders als das Handbuch keine archivalische Hilfestellung bietet, nicht verzichten kann, so ist doch mit dem Handbuch ein erster und durchaus anders konzipierter, großer Wurf vorgelegt worden, auf dessen Grundlage auch weitere Bereiche (z. B. Jugendbewegung, Rechtsgeschichte, Deutschsozialismus) erschlossen werden können. Es liegt auf der Hand, daß hier ein besonders schwieriges Forschungsfeld angegangen worden ist, weil, worauf Justus H. Ulbricht zu Recht hingewiesen hat, „im völkischen Feld zwischen 1871 und 1918 die Umstellung von direkt politischer Aktion und Agitation auf subkulturelle Aktivitäten festzustellen“ ist (S. 280). Welche weiteren Zusammenhänge, Kontinuitäten und Diskontinuitäten sich aufzeigen können, wird man in diesem Kontext etwa auch der Arbeit von Harald Strohm² entnehmen können, der den Wurzeln und Wirkungen manichäistischer Mythen seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis hin zu den Mythen der Völkischen und der Nationalsozialisten mit beachtlichem Material nachgeht.

1 Armin Mohler, *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*, 3. Aufl. mit Ergänzungsband, Darmstadt 1989. Mohler bezieht, gerade auch zur völkischen Bewegung, zum Teil auch Literatur des Kaiserreichs mit ein.

2 Harald Strohm, *Die Gnosis und der Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1997.

Albrecht Götz von Olenhusen

Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Im Auftrage des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam und des Instituts für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover unter Mitarbeit von Götz LANGKAU und Jürgen SEIFERT hrsg. von Michael BUCKMILLER. **Band 3: Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920–1923.** Hrsg. und eingeleitet von Michael BUCKMILLER. – Amsterdam: Stichting beheer IISG 1993. 502 S.

Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Im Auftrage des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam und des Instituts für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover unter Mitarbeit von Götz LANGKAU und Jürgen SEIFERT hrsg. von Michael BUCKMILLER. **Band 5: Krise des Marxismus. Schriften 1928–1935.** Hrsg. und eingeleitet von Michael BUCKMILLER. – Amsterdam: Stichting beheer IISG 1996. 960 S.

Man kann sich mit dem Werk von Karl Korsch unter dem Blickwinkel einer doppelten Rezeption auseinandersetzen: der Rezeption der Marxschen Theorie durch Korsch selbst und der der Wirkungen, die diese Rezeption auf andere hat oder haben kann, nicht zuletzt auf uns heute. Nichts wäre Korsch's Denken unangemessener, als ihn als „Klassiker“ zu goutieren, ihn als linkssozialistisches Bildungsgut ohne weitere Konsequenzen zu integrieren. Die zentrale Kategorie bei Korsch ist die Praxis. Theorie ist der in Gedanken gefaßte Ausdruck der Klassenbewegung des Proletariats. Dadurch gewann Korsch einen doppelten kritischen Zugang zur Realität: Die Praxis der Arbeiterbewegung kann der theoretischen Erkenntnis gegenüber unangemessen sein, aber auch die Theorie kann zur Fessel der Klassenbewegung werden. Diesen Gedanken entfaltete er in seiner Schrift „Marxismus und Philosophie“, mit der er sich, obwohl aktives KPD-Mitglied und bekennender Leninist, sofort Ärger mit den „Leninisten“ einhandelte, denn er wies das Leninsche, von Kautsky übernommene Dogma zurück, wonach der Sozialismus von bürgerlichen Intellektuellen von außen in die Arbeiterklasse, die von sich aus nur zu gewerkschaftlichem Bewußtsein fähig sei, hineingetragen werden müsse. In der Leninschen Version hat die Partei als Träger des Bewußtseins natürlich immer recht. Sie immunisiert sich gegen die praktische Kritik der Bewegung selbst. Korsch wies in einem 1929 in der Pfemfertschen „Aktion“ erschienenen Artikel über die Pariser Kommune sehr überzeugend nach, wie Marx angesichts des

historischen Vorgangs eigene politische Vorstellungen revidieren mußte. Korsch zeigte aber auch, daß das Ereignis selbst nicht fetischisiert werden darf, sondern selbst wiederum der theoretischen Kritik bedarf. Dieser kritisch-dialektische Ansatz, der vom Beginn seiner Auseinandersetzung mit Marx spürbar ist, ist der Schlüssel zum Verständnis seiner nacheinander eingenommenen politischen Positionen. Korsch war das durchaus seltene Exemplar eines unkorrumptiblen Intellektuellen, der niemals das *sacrificium intellectus* irgendwelcher politischer Einflußmöglichkeiten wegen gebracht hat. Diese intellektuelle Redlichkeit führte ihn allerdings zunehmend in die Isolation, bis er in den dreißiger Jahren den Kontakt zur organisierten Arbeiterbewegung völlig verlor. Man ist versucht, diese Entwicklung eines Sozialisten, der Theorie als Ausdruck der Bewegung zu denken versuchte, tragisch zu nennen, wenn man nicht annehmen mußte, daß Korsch gegen diesen „idealistischen“ Ausdruck protestiert hätte.

Vor dem Ersten Weltkrieg Sympathisant der reformistischen, nichtmarxistischen Fabian Society, rezipierte Korsch den Marxismus als Klassenkampftheorie und sah in dem energischen, voluntaristischen Lenin den adäquaten Theoretiker der revolutionären Bewegung. Seine Verweildauer bei den Sozialdemokraten war daher kurz. Er wurde Mitglied der KPD und verfaßte Schulungsbroschüren wie die „Quintessenz des Marxismus“ oder „Kernpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung“ (beide 1922). Korsch war überzeugt, daß man „den Marxismus auf den Marxismus selbst“ anwenden müsse, also die Entwicklung seit Marx mit Hilfe der Marxschen Theorie zu analysieren habe. Auf diese Weise gelang es ihm, die Wandlung des Marxismus der Zweiten Internationale von einer revolutionären Theorie zu einer konterrevolutionären Ideologie nachzuzeichnen. Von den revolutionsfeindlichen Implikationen der „Marx-Orthodoxie“ eines Kautsky konnte er sich in der Revolution 1918/19 selbst ein anschauliches Bild machen. Er mußte allerdings erfahren, daß Lenins Theorie das gleiche Schicksal beschieden war. Nach Lenins Tod hat bekanntlich Stalin den „Leninismus“ erfunden und ihn zur Staatsdoktrin erhoben. Diese Doktrin diente nur noch in Worten der Weltrevolution, in Wirklichkeit hingegen der Unterdrückung der Arbeiterklasse durch die bolschewistische Partei im Innern und den nationalen Interessen Rußlands nach außen. Korsch erkannte sehr früh die totalitären Implikationen der Stalinschen Herrschaft. Um so überraschender ist es, daß er kein Gespür für die Gefah-

ren des heraufziehenden Faschismus in Deutschland entwickelte.

Der Herausgeber, dessen Vorworte wie schon in den Bänden zuvor umfassend und kenntnisreich sind, weist gleichsam entschuldigend darauf hin, daß man Korsch „aus dem heutigen moralisch geprägten antifaschistischen Konsens den historischen Irrtum nicht zum Vorwurf machen“ könne: niemand habe vor oder unmittelbar nach 1933 das Ausmaß des sich steigernden Vernichtungswahns des NS-Staats realistisch prognostiziert (S. 63). Michael Buckmiller mogelt sich mit dieser apologetischen Formulierung um das eigentliche Problem herum: ob nämlich die sträfliche Unterschätzung des deutschen Faschismus nicht in Korsch's theoretischem Verständnis selbst begründet liegt. Gerade wenn man zu Recht die analytische Schärfe Korsch's gegenüber anderen Theoretikern der sozialdemokratischen und kommunistischen Bewegung betont, kann man nicht bei einer so zentralen Frage wie der Einschätzung des Faschismus sich damit beruhigen, die anderen hätten es auch nicht besser gewußt, zumal die Unterschätzung der Nazis Korsch ganz praktisch den Kopf hätte kosten können, wenn ihn nicht der realitätstüchtigere Brecht zur Emigration gedrängt hätte. Ein Blick in das linksradikale und rätekommunistische Schrifttum der damaligen Zeit belehrt uns darüber, daß die politische Blindheit nicht der „trotzigen Protesthaltung“ des Individuums Korsch geschuldet ist, sondern ihre Gründe in der linksradikalen Theorie selber findet.

Fortschreiten des Geistes im Bewußtsein der Freiheit bedeutet, materialistisch gewendet, daß die Dialektik des historischen Prozesses nur zu höheren Formen gesellschaftlichen Lebens führen kann. Die im Klassenkampf sich äußernden Widersprüche retardierender und vorwärtstreibender Elemente können diesen Prozeß verlangsamen, zum zeitweisen Stillstand bringen oder, im Falle einer siegreichen Konterrevolution, sogar auf eine historisch schon überwundene Epoche zurückwerfen. Alle diese Rückschläge können jedoch nur als transitorisch begriffen werden. Auf lange Sicht muß am Ende des Prozesses das siegreiche Proletariat und die Schaffung einer im Gegensatz zur bürgerlichen Scheinfreiheit wirklich freien Gesellschaft stehen. In diesem geschichtsphilosophischen Entwurf ist kein Platz für ein einerseits neues, andererseits barbarisches System, das mit der Zerschlagung der Arbeiterbewegung die bürgerliche Gesellschaft samt ihrer in Revolution und Aufklärung entwickelten politischen Kultur gleich mit negiert und somit eine Gesellschaftsform schuf, für

die es kein Vorbild gab. Verschärft wurde die Unfähigkeit, das Wesen des deutschen Faschismus zu erkennen, durch eine eigentümliche Abstraktheit der Theorie, in der die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution als *quantité négligeable* erschienen. In den Worten des Herausgebers Michael Buckmiller: „Bürgerlicher Staat und demokratische Freiheit waren für Korsch unvereinbar und im Prinzip ohne grundsätzlichen Bruch mit dem System nicht entwicklungsfähig“ („Krise des Marxismus“, S. 61). So richtig die Kritik der Begrenztheit bürgerlicher Freiheit war, so fatal wirkte sich die Gleichgültigkeit gegenüber ihrer Abschaffung aus.

Kritik *ex post* hat es immer leicht, und die kritischen Bemerkungen würden mißverstanden, wollte man aus ihnen den Schluß ziehen, man könne Korsch „als toten Hund behandeln“. Die eingangs gestellte Frage, wie denn Korsch heute zu behandeln sei, kann dahin beantwortet werden, daß man Korsch lesen soll wie dieser Marx: als Methode, die Gegenwart theoretisch auf den Begriff zu bringen. Korsch's Verständnis von historischem Materialismus ist jedoch nicht nur Methode, sondern zugleich Inhalt. Es ist eine Theorie der Emanzipation. Ziel der geschichtlichen Entwicklung ist die freie, selbstbestimmte Gesellschaft, Marxens „Reich der Freiheit“. Diese Zielbestimmung begleitete Korsch von Anfang an, als Sympathisanten der Fabian Society, linken Sozialdemokraten, Leninisten, Rätekommunisten. Indem er an der unverkürzten Konzeption der selbsttätigen Emanzipation der arbeitenden Massen festhielt, konnte er die sozialdemokratische Bescheidenheit ebenso treffend kritisieren wie den Stalinschen Zynismus entlarven. Die Zielvorstellung einer befreiten Gesellschaft war für Korsch nicht ein ethisch vorgegebener Wert, sondern Ergebnis einer gesellschaftlichen Entwicklung, die es wissenschaftlich zu analysieren galt, und soweit der Marxismus selbst Teil dieses gesellschaftlichen Prozesses war, mußte er in diese wissenschaftliche Kritik einbezogen werden. Diese kritische Selbstreflexion bewahrte Korsch vor der dümmlichen Parteilichkeit vieler Autoren „marxistisch-leninistischer“ Schriften der zwanziger und dreißiger Jahre und ermöglichte es ihm, sich auch konkurrierenden wissenschaftlichen Ansätzen zu öffnen, mit einem Wort: er bewahrte den Marxismus vor der Theologisierung.

„Ihr könnt die Philosophie nicht aufheben, ohne sie zu verwirklichen“, ruft Korsch, Marx paraphrasierend, am Ende von „Marxismus und Philosophie“ (S. 367) aus. In der noch nicht verwirklichten Philosophie liegt die Aktualität von Karl Korsch, die durch den Zusammenbruch des lenini-

stisch-stalinistischen Systems nicht verloren, sondern gewonnen hat.

Ein Ärgernis ist, dies muß zum Schluß leider angemerkt werden, die mangelnde Sorgfalt bei der Redaktion des fünften Bandes. Es gibt eine ungewöhnliche Häufung von Druckfehlern, die dann zum Problem werden, wenn durch ein fehlendes Aufzählungskomma aus den Herren Adorno und Rosenstock-Hussey eine neue Person „E. Rosenstock-Hussey T. Wiesengrund“ wird. Die Gesamtausgabe der Werke von Karl Korsch ist fast eine Lebensaufgabe. Da sollte man auf die heiße Nadel verzichten und lieber einen Monat länger mit dem Erscheinen eines Bandes warten.

Frank Dingel

Der Wandel des FDGB zur kommunistischen Massenorganisation. Das Protokoll der Bitterfelder Konferenz des FDGB am 25./26. November 1948. Hrsg. und eingel. von Detlev BRUNNER (= Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftenreihe B: Quellen und Dokumente, Bd. 4). – Essen: Klartext Verlag 1996. 223 S.

Bereits einen Monat nach Kriegsende ließ die sowjetische Besatzungsmacht 1945 in ihrer Zone wieder gewerkschaftliche Betätigung zu. Es entstand der FDGB – zunächst eine Einheitsgewerkschaft durchaus in dem Sinne, daß *alle* früheren Gewerkschaftsrichtungen darin vertreten waren (selbst wenn der Einfluß der Kommunisten ihre Bedeutung aus der Zeit vor 1933 überstieg). Als angesichts des heraufziehenden Kalten Krieges die Illusion zerstob, den FDGB als Initiator einer gesamtdeutschen Gewerkschaftsbewegung aufzubauen, und die Übertragung des politischen Systems der UdSSR auf die SBZ auf der Tagesordnung stand, hatte dieser FDGB einen dramatischen Wandel zu vollziehen. Hierfür steht insbesondere seine Bitterfelder Funktionärskonferenz, deren Protokoll jetzt einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich ist.

Damals, im Herbst 1948, unternahm der FDGB den maßgeblichen Vorstoß gegen die von ihm unabhängigen, nur den Belegschaften verantwortlichen Betriebsräte. Dieser „Hemmschuh“, so Franz Jahn (KPD/SED) von der IG Bau, habe „jetzt zu verschwinden“ (S. 92). Freilich waren nicht alle dieser Meinung. Trotzdem war festzustellen, daß „sich noch keiner gefunden hat, der sich dafür einsetzt, daß den Betriebsräten ihre bisherigen

Funktionen erhalten bleiben“ (S. 104) – ein Umstand, der der längst begonnenen Verfolgung sog. „Nurgewerkschafter“ zuzuschreiben war. Paul Nowack (CDU) wagte es dennoch: er sprach den Betriebsräten sogar „wachsende Bedeutung“ zu und forderte, „daß im Interesse der Einheit Deutschlands, im Interesse der Einheit der Gewerkschaftsbewegung eine auseinanderstrebende Entwicklung vermieden werden muß“ (S. 149). Höchst eindrucksvoll nachzulesen ist, wie daraufhin ihm und dem der SPD entstammenden Theodor Kotzur die Hauptattacken weiterer Redebeiträge galten. Die Konferenz war eben doch handverlesen ...

Zur „argumentativen“ Unterstützung der Betriebsräteaullösung war jedes Mittel recht – von der Verfälschung bis zur Lüge: daß die „Hennecke“- (Aktivisten-) Bewegung auf „keine großen Widerstände“ (S. 170) stieß, stimmt ebensowenig wie die Behauptung, „aus einer Unzahl von Betrieben“ (S. 62) seien Forderungen nach Beseitigung der Betriebsräte gekommen. Auch für die Aussage, FDGB-Mitbegründer (!) Jakob Kaiser (CDU), ein Mann des Widerstandes, verführe „genauso, wie es die Hitlerbewegung getan hat“ (S. 156), bedurfte es einiger Unverfrorenheit.

Der Leser wird über die Hintergründe der Konferenz und ihres Verlaufs nicht im unklaren gelassen. So ist weit mehr als die Herausgabe eines zeitgeschichtlichen Dokumentes gelungen: eine 26seitige, vorzügliche Einleitung, sorgsam recherchierte biographische Angaben zu den Rednern sowie ausgiebige Erläuterungen und Interpretationen einzelner Redepassagen ergeben ein Werk, das anhand eines Protokolls nahezu die gesamte gewerkschaftliche Nachkriegsentwicklung in der SBZ/DDR aufrollt. Eine – „kaderpolitisch“ aufschlußreiche – Liste der Konferenzteilnehmer samt Funktionen und Parteizugehörigkeit, ein Rednerregister sowie ein Literatur- und Abkürzungsverzeichnis runden den positiven Eindruck ab.

Die Bitterfelder Konferenz beschloß (warum wohl?), „die im Jahr 1949 fällig werdenden Gewerkschaftswahlen bis auf weiteres [sic!] zu verschieben“ (S. 211). Das Lesen sollte man nicht verschieben.

Ulrich Gill

NA'AMAN, Shlomo: **Marxismus und Zionismus** (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd. 17). – Gerlingen: Bleicher Verlag 1997. 295 S.

Shlomo Na'aman (1912–1993), in Deutschland geboren und aufgewachsen, seit 1932 im damaligen Palästina lebend, war Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Tel Aviv. Neben mehreren Büchern zur Entstehung des frühmittelalterlichen Europa arbeitete er intensiv zur Geschichte der frühen deutschen Arbeiterbewegung. International bekannt wurde er 1970 mit einer Lassalle-Biographie.

In seinen Schriften zur Geschichte der Arbeiterbewegung stellte Na'aman den Prozeß der *Emanzipation* als konstitutiv für die Genese der proletarischen Klasse und der proletarischen Bewegung in den Mittelpunkt methodischer Überlegungen. Dieser doppelte Emanzipationsprozeß wurde zwar durch die Entwicklung des Industriekapitalismus spontan in Gang gesetzt, bedurfte aber zu seiner Entfaltung der Herausbildung eines Klassen- und Organisationsbewußtseins in verschiedenen Stadien. Ein solches Bewußtsein sei insbesondere im Entwicklungsgang der jüdischen Arbeiterbewegung zu beobachten gewesen, einer Bewegung, deren soziale Träger als Juden und als (Halb-)Proletarier einer doppelten Ausgrenzung aus der Gesellschaft unterworfen waren und insbesondere unter dem Mangel eines geschlossenen nationalen Territoriums litten. Diese Konstellation bedingte das spezifische Verhältnis von nationalen und sozialen Faktoren im Emanzipationsprozeß des jüdischen Proletariats in Osteuropa. Von diesem Ausgangspunkt her untersuchte Na'aman die wechselvollen Beziehungen zwischen Marxismus und Zionismus in seinem letzten Buch, das von Shulamith Volkov aus dem Nachlaß herausgegeben wurde.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden die theoretischen Überlegungen westeuropäischer Marxisten zur jüdischen Emanzipation bis 1914 behandelt, der zweite Teil hat die „praktische Dimension“ zum Inhalt: die Beziehungen zwischen den zionistischen und nichtzionistischen Teilen der jüdischen Arbeiterbewegung Osteuropas, sodann Palästinas (wo nur die kleine kommunistische Partei in Opposition zum Zionismus stand).

Zu Beginn wendet sich Na'aman gegen die Behauptung einer antisemitischen Traditionslinie im Marxismus, wie sie von seinem israelischen Kollegen Edmund Silberner jahrzehntelang verfochten

wurde. „Wohl kann der Marxismus Symptome von Judenhaß in seinen Reihen dulden, aber nie prinzipiell den Antisemitismus selbst“, schreibt Na'aman (S. 25).

Marx' Aufsatz „Zur Judenfrage“, dessen Titel sein Autor eher zufällig gewählt habe (S. 51), wäre nie zum Ausgangspunkt irgendwelcher theoretischer Erörterungen geworden, hätte sich im Gefolge der Marxrezeption nicht eine Marxorthodoxie herausgebildet. „Karl Marx hat sich nie und nirgends als Kenner des Judentums ausgegeben, und es gibt kein Anzeichen dafür, daß er seinen Aufsatz als Grundlage für dessen Erforschung ansah“ (ebd.). Daß Marx in seinen Ansichten gegenüber Juden aber emotional ein Leben lang gehemmt blieb, stellt Na'aman ebensowenig in Abrede wie alle anderen Marxforscher (außerhalb des einstigen Sowjetblocks und seiner Adepten). Marx negierte auch die Anfänge der jüdischen Emanzipationsbewegung im Zarenreich, mit dessen Sozialgeschichte er sich in seinen letzten Lebensjahren intensiv befaßte – und dies, obwohl er unter jüdischen Aktivisten seine ersten Anhänger in Osteuropa fand.

Wichtiger sind für Na'aman die Debatten in der Zweiten Internationale und die der österreichischen Marxisten, die um die Jahrhundertwende das Konzept der nationalkulturellen Autonomie für die verschiedenen Völker des Habsburgerreiches entwickelten. Da sie aber die Juden nicht als Nation anerkannten, sondern ihre Assimilation an die Völker ihrer Umwelt forderten, unterbreiteten sie der entstehenden jüdischen Arbeiterbewegung auch kein gangbares Integrationsangebot. Im zaristischen Rußland ging der Jüdische Arbeiterbund, die bedeutendste proletarisch-jüdische Organisation, sehr wohl von einer jüdischen Nationalität aus. Doch die Weigerung der Bundisten, den Konstituierungs- und Emanzipationsprozeß als Nation durch Forderung nach einem Nationalstaat zu vollenden, machte, so Na'aman, das Dilemma des Bundes aus. Dies aber, so argumentiert er weiter, sei jedoch gerade die Stärke des proletarischen Zionismus, namentlich seines wichtigsten Vordenkers Ber Borochov, gewesen. Die Jahrzehnte zwischen der russischen Revolution und dem Aufstieg des Nazismus in Deutschland waren, so Na'aman, von einer „Rivalität zweier Heilserwartungen für die Juden“ geprägt; dies waren „der marxistische und der zionistische Zukunftsglaube“ (S. 245). Der Marxismus habe – mit erheblichen Vorbehalten – in seiner vorstalinistischen Epoche nationale Bestrebungen unter den Ostjuden noch akzeptieren können, da diese eine Reaktion auf

den endemischen Antisemitismus gewesen seien. In Westeuropa aber habe der Marxismus nur *eine* Zukunftsvision für die Juden parat gehalten: das Aufgehen in anderen Völkern, letztlich das Verschwinden des Judentums als soziokulturelle Größe.

Es sei, betont Na'aman, nicht das geringste Verdienst des Zionismus gewesen, dieser Entwicklung erfolgreich entgegengewirkt zu haben. Zunehmende Industrialisierung und Urbanisierung hatten in Palästina zu einem sozialen Transformationsprozeß der jüdischen Massen geführt, in dessen Verlauf das moderne, klassenkämpferische Industrieproletariat gemäß der Vision Borochovs entstanden sei. Na'aman erwähnt allerdings auch, daß das hierfür unerläßliche finanzielle Kapital zum größeren Teil von US-amerikanischen Hilfsorganisationen wie dem Joint oder der Jewish Colonial Association zur Verfügung gestellt wurde (S. 229). Die verschlungenen Wege der zionistischen Arbeiterbewegung in Palästina mitsamt ihren – bisweilen ad hoc gebildeten – Organisationen zeichnet er detailliert, wenngleich manchmal etwas sprunghaft nach. Doch sei nochmals daran erinnert, daß Na'aman das Manuskript nicht mehr einer letzten Prüfung unterziehen konnte und die Herausgeberin nur äußerst behutsam in den Text eingreifen wollte.

Unterdessen war Sowjetrußland, wie Na'aman schreibt, „eine Großmacht geworden unter Aufgabe seiner humanen und sozialen Ideale“ (S. 243). Ihre Kolonisationsprojekte für die Juden auf der Krim oder im Fernen Osten, im Gebiet Birobidshan, seien als bürokratische Verwaltungsakte ohne die Initiative der Massen zustande gekommen. Dieser Fehlschlag, das Scheitern einer sowjetischen Alternative zum jüdischen Siedlungsprojekt in Palästina, und noch mehr die Unterdrückung zionistischer Aktivitäten in der UdSSR hätten die Gegensätze zwischen Bolschewismus und sozialistischem Zionismus sehr viel grundsätzlicher werden lassen als zuvor. „1930 waren Bolschewismus und Zionismus nicht nur politische Gegner, sondern Feinde in ihrer Lebensauffassung“ (S. 244).

Der Rezensent möchte jedoch Na'amans Fazit nicht ohne weiteres beipflichten, wenn es heißt: „Die humanen und sozialen Ideale, die der Bolschewismus zugunsten von Produktionsziffern einfach brutal unterdrückte, sind im Zionismus zu Ehren gekommen“ (ebd.). Denn die grundsätzliche Kritik vieler Marxisten am Zionismus, einschließlich dessen sozialistischer Variante, bewegte sich nicht primär innerhalb des Rahmens der jüdischen Emanzipation und Selbstorganisation. Sie betraf vielmehr die grundsätzlich feindliche

Haltung auch der meisten Linkszionisten gegenüber den Interessen der arabischen Bauern und Fellachen. Borochof, der die jüdische Assimilation in Europa scharf ablehnte, meinte, die Araber sollten sich an die kulturell höherstehende jüdische Bevölkerung in Palästina assimilieren. Ähnlich, nur noch schärfer, äußerte sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg David Ben Gurion. Na'aman blendete diese Problematik fast ganz aus seinem Buch aus – sehr zum Nachteil einer insgesamt leistungswürdigen Arbeit. Obwohl Na'aman mit dem Jahr 1930, dem Jahr der Formierung der Israelischen Arbeitspartei (Mapai) sein Buch ausklingen läßt, findet auch der so folgenreiche arabisch-jüdische Konflikt vom August 1929 nur kurz Erwähnung (S. 226) – ein blutiger Zusammenstoß, durch den die Palästina-Problematik erstmals breite Aufmerksamkeit in der Komintern sowie in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale fand.

Mario Keßler

Das 20. Jahrhundert der Gaudigs. Chronik einer Arbeiterfamilie im Ruhrgebiet. Nach Erzählungen von Theo GAUDIG, Heinz LIPPE, Irene SCHISCHKE und Ernst SCHMIDT zusammengestellt von Ludger FITTKAU. – Essen: Klartext Verlag 1997. 160 S.

Die Konjunktur für Darstellungen zur Lokalgeschichte der Arbeiterbewegung ist in den letzten Jahren merklich zurückgegangen. Das gilt noch mehr für lebensgeschichtliche Beiträge. Biographien von Arbeiterinnen und Arbeitern, die nicht in Führungsfunktionen aufstiegen, standen noch nie besonders hoch im Kurs. Selbst das Angebot an Memoiren und Lebensbeschreibungen von Vorsitzenden und Vorstandsmitgliedern der Gewerkschaften und Arbeiterparteien ist gering. Um so bemerkenswerter ist deshalb der von Ludger Fittkau bearbeitete Band. Der Titel *Das 20. Jahrhundert der Gaudigs* ist allerdings irreführend. Es handelt sich nämlich nicht um eine Familiengeschichte, sondern um die Darstellung von vier Lebenswegen, deren Schicksale durch familiäre und freundschaftliche Verbindungen eng miteinander verknüpft sind.

Die Chronik beginnt mit Otto Gaudig (1878 bis 1945), der von der Saale ins Ruhrgebiet kam, um als Krupparbeiter seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gaudig war das, was man einen klassenbewußten Arbeiter nannte. In der Weimarer Zeit war er für die KPD Mitglied des Essener Stadt-

rates. Trotz Verfolgung durch die Nazis beteiligte sich Gaudig am Widerstand gegen Hitler. 1944 wurde er zu acht, seine Frau Johanna zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Zusammen mit 71 anderen Gefangenen wurde Otto Gaudig im April 1945 von der Gestapo erschossen. Seine Frau wurde 1945 aus dem Gefängnis befreit.

Otto Gaudigs Sohn Theo (geboren 1904) trat politisch in die Fußstapfen seines Vaters. 1928 wurde der Dreher arbeitslos. Die KPD schickte ihn nach Rumänien, um dort die illegale kommunistische Partei zu unterstützen. Er wurde jedoch entdeckt und zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Als er 1942 entlassen und nach Wien abgeschoben wurde, verhafteten ihn die Nazis und sperrten ihn ins KZ Buchenwald, wo er 1945 befreit wurde. Theo Gaudig blieb auch danach seinen Ansichten treu, wie er sagt, aber er sei für aktive politische Arbeit „ein bißchen müde“ gewesen (S. 117). Dafür engagierte er sich später bei der Realisierung der Ausstellung über Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, in der er auch noch im hohen Alter Führungen anbot.

Ebenfalls aus einem „roten“ Elternhaus stammte Theo Gaudigs Schwager Heinz Lippe. Dessen Stiefvater gehörte derselben Widerstandsgruppe an wie Otto Gaudig und teilte dessen Schicksal. Der junge Heinz Lippe, Jahrgang 1920, bewegte sich im Umfeld der Edelweißpiraten.

Die einzige Frau im Bunde der porträtierten ist Irene Schischke. Als junge Frau beteiligte sie sich an der Widerstandsgruppe, der auch Theo Gaudigs Vater angehörte. Seit Irene Schischke und Theo Gaudig verwitwet sind, leben die beiden, deren Leben durch viele Erlebnisse und Verbindungen verbunden sind, als „platonisches Liebespaar“ zusammen (S. 126).

Ludger Fittkau hat die Lebensläufe der Vier anhand ihrer Erzählungen aufgeschrieben. Berücksichtigt wurden außerdem Aufzeichnungen Theo Gaudigs, vor allem in den Kapiteln über seinen Vater. Breit zitiert wird aus einer Chronik Theo Gaudigs, die Daten zur politischen Geschichte seit der Geburt seines Vaters enthält. Leider wirken diese Exkurse störend bei der Lektüre der sonst lebendig erzählten Geschichte der Gaudigs, ihrer Freunde und Weggefährten.

Josef Kaiser

BRENTZEL, Marianne: **Die Machtfrau. Hilde Benjamin 1902–1989.** – Berlin: Ch. Links Verlag 1997. 398 S.

FETH, Andrea: **Hilde Benjamin – Eine Biographie** (= Schriftenreihe Justizforschung und Rechtssoziologie, Bd. 1). – Berlin: Berlin Verlag Arno Spitz 1997. 278 S.

Hilde Benjamin war „die erste und lange Zeit einzige weibliche ChefIn eines Justizministeriums in der Welt“ (Brentzel, S. 246). „Die“ Benjamin galt in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung in Anspielung auf den Vorsitzenden des Volksgerichtshofes Roland Freisler als die „rote Hilde“, als „blutige Hilde“. Den Ruf, eine besonders hartnäckige Stalinistin und diffamierende Richterin, Parteifunktionärin und Ministerin zu sein – ihr Vorbild war natürlich kein geringerer als der berüchtigte Andrej Wyschinski –, verlor sie niemals, auch nicht, als sie 1989 verstarb und schon über zwei Jahrzehnte nicht mehr im Amt gewesen war. Hilde Benjamin gehörte in den fünfziger Jahren zweifelsohne zu den meistgehaßten Personen in der DDR. Ihre Terrorurteile sind bekannt; auch die Geschichte des Justizwesens in der DDR ist durch die Studien von Karl Wilhelm Fricke, Wolfgang Schuller oder Falco Werkentin, um nur drei wichtige Autoren zu nennen, weitgehend offengelegt. Die Richter und Staatsanwälte, die Kulissenschieber, Bühnenarbeiter und Regisseure aber, die „Täterbiographien“, sind zumeist weniger bekannt.

Hilde Benjamin, geb. Lange, ist 1902 in Bernburg in die Familie eines kaufmännischen Angestellten hineingeboren worden. Nach dem Abitur studierte sie Rechtswissenschaften, 1924 legte sie das Referendar- und 1927 das Assessorexamen ab. 1926 heiratete sie den kommunistischen Arzt Georg Benjamin, einen Bruder von Walter Benjamin. Ihr Mann starb nach vielen Haftjahren 1942 in einem Konzentrationslager. In die KPD trat Hilde Benjamin 1927 ein und profilierte sich ab 1928 zu einer der wichtigsten Anwältinnen für verfolgte Mitglieder der KPD und ihr nahestehende Arbeiter in Berlin. Den Nazis wurde sie verhaßt, als sie sich als Verteidigerin eines Beschuldigten im Mordfall Horst Wessel äußerst geschickt und klug hervortat. 1933 erhielt sie Berufsverbot. Die nächsten Jahre bis 1939 arbeitete sie bei der sowjetischen Handelsgesellschaft in Berlin, anschließend u. a. als Angestellte in der Konfektionsindustrie.

Ihre eigentliche Karriere begann nach 1945: Oberstaatsanwältin in Berlin-Steglitz, 1946 bis 1949 Kaderleiterin bei der Deutschen Zentralver-

waltung für Justiz, 1949 bis 1953 Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR und Vorsitzende in einer Reihe von Schauprozessen, 1949 bis 1967 Mitglied der Volkskammer, 1953 bis 1967 Ministerin der Justiz, 1954 bis 1989 Mitglied des ZK der SED, 1967 bis 1989 Lehrstuhlinhaberin „Geschichte der Rechtspflege“ an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften Potsdam-Babelsberg – allerdings Professorin ohne Studentenbetreuung. 1952 erhielt sie von der Humboldt-Universität zu Berlin den Titel eines Dr. h. c., der ihr aber „selbstverständlich“ ebensowenig wie der Dr. h. c. des Kurt Hager bis zum heutigen Tage aberkannt worden ist. Soweit die Fakten.

Was aber war Hilde Benjamin für ein Mensch jenseits des offiziellen Protokolls? Diese Frage steht im Mittelpunkt der beiden vorzustellenden Bücher, wobei Marianne Brentzel diese Frage zu ihrer erkenntnisleitenden aus einer feministischen Perspektive erhebt. Beide Bücher richten sich auf dieselbe Person, unterscheiden sich aber in Stil und Argumentation voneinander. Brentzel schreibt eher essayistisch, psychologisiert und vermittelt über weite Strecken den Eindruck einer Zeitzeugenschaft. Feth dagegen bleibt nüchtern, verzichtet weitgehend auf eigene Urteile und Bewertungen und erhebt stilistisch an keiner Stelle den Anspruch, die Leserschaft fesseln zu wollen.

Beide Autorinnen haben sich für eine strikt chronologische Darstellung entschieden: Jugend und Ausbildung bis 1929, Rechtsanwältin bis 1933, Jahre der Verfolgung 1933 bis 1945, dann unterschiedlich gewichtet die Jahre ihres „Erfolgs“ und ihrer Machtausübung bis 1967 und schließlich ihr Dasein als „Gelehrte“ bis zum Tod. Anzumerken ist, daß sowohl Feth als auch Brentzel zugängliche Archivunterlagen auswerteten, wobei kritisch hinzuzufügen wäre, daß es beiden Arbeiten nicht geschadet hätte, wenn auch Archivalien berücksichtigt worden wären, die in den Findbüchern nicht als eindeutig die Benjamin betreffend aufgeführt werden. Am Buch von Marianne Brentzel fällt zudem auf, daß sie Zugang zu Teilen des gesperrten Nachlasses von Hilde Benjamin und zur Kaderakte hatte. Den Zugang dazu verwaltet der Sohn von Hilde Benjamin, das Mitglied der Kommunistischen Plattform in der PDS Michael Benjamin.

Beiden Büchern ist schließlich gemeinsam, daß die Autorinnen zu Aspekten der DDR-Justizgeschichte kaum Neues zu bieten vermögen. Teilweise ist sogar ein Rückschritt zu konstatieren. Sowohl Feth als auch Brentzel charakterisieren die Schauprozesse in der DDR zwar zutreffend als politische Inszenierungen, aber beiden Autorinnen

ist zuweilen der zeitgeschichtliche Hintergrund entgangen. So weisen sie nicht auf die Alibifunktionen der Schauprozesse hin und vermeiden es daher, die hinter den Verfahren stehenden eigentlichen Ziele – die freilich längst bekannt sind – zu benennen. Vor allem an der Dissertation Feths fällt auf, daß die Autorin sich weitgehend einer systemimmanenten Betrachtung verpflichtet fühlt. Dieses Verfahren ist nicht von vornherein abzulehnen, wenn der zeitgeschichtliche Hintergrund beachtet würde, was Feth aber leider zu oft versäumt. Zu kritisieren ist an beiden Arbeiten, daß die Autorinnen die offiziellen Positionen der Benjamin, etwa als Richterin, im Gegensatz zu ihren parteiinternen Funktionen überbewerten, was darauf zurückzuführen ist, daß die Autorinnen zumindest partiell das tatsächliche Verhältnis in der DDR-Rechtsprechung unterschätzen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, ohne dies hier kleinlich aufzulisten, daß sich vor allem in die Arbeit von Brentzel viele Detailfehler eingeschlichen haben, so daß sie als nicht immer zuverlässig bezeichnet werden muß. Aber gerade Marianne Brentzel ging es offensichtlich weniger um ein wissenschaftliches Sachbuch zur Person als vielmehr um eine aufklärende und um Verständnis bemühte Studie über eine Frau auf Abwegen.

Den Autorinnen ist hoch anzurechnen, daß sie die „rote Hilde“ nicht nur als Machtmensch, sondern auch als Privatperson darzustellen gewillt sind. Dies ist ein wichtiger Aspekt auf dem dringend einzuschlagenden Weg hin zu Täter- und Täterinnenbiographien. Gerade bei einer Biographie wie der von Hilde Benjamin ist die Berücksichtigung der NS-Erfahrungen enorm wichtig. Beide Autorinnen tragen dieser Einsicht gebührend Rechnung. Ohne die Erfahrungen dieser Zeit, ohne den Verlust des Mannes 1942 im KZ Mauthausen, ist wahrscheinlich vieles am „harten Wesen der Benjamin“ nicht erklärbar. Tatsächlich: für Hilde Benjamin bedeutete das Jahr 1945 unmittelbare Befreiung und die Chance, sich endlich selbstverwirklichen zu können. Doch die Opfer, die in den folgenden Jahren den Weg Hilde Benjamins kennzeichneten, können damit allein auch nicht hinreichend erklärt werden. Gerade das von Marianne Brentzel angewandte Verfahren ist dabei äußerst kritikwürdig. Aus einer konsequent feministischen Sicht suggeriert die Autorin ihrer Leserschaft, die psychologisierende, wenn auch in einiger Distanz stehende Freundin und unmittelbar beteiligte Beobachterin der Benjamin gewesen zu sein. Der aufmerksamen Leserschaft wird nicht entgehen, daß viele Vermutungen Brentzels Indizienschlüsse oder

gar einfach nur geschönte Behauptungen darstellen. Dieses Verfahren hat gerade bei Brentzel offensichtlich einen klaren Grund: Die erste Justizministerin der Welt muß einfach eine Kämpferin für Frauenrechte gewesen sein ...

Nun kann man kaum in Abrede stellen, daß Hilde Benjamin sich tatsächlich für eine verbesserte Frauengesetzgebung in der DDR eingesetzt hat. Aber ob sie „ohne Zweifel eine Vorkämpferin für die Rechte der Frauen“ war (S. 357), wie Brentzel behauptet, kann wenigstens „bezweifelt“ werden. 1954 schrieb Benjamin in einem Fragebogen: „Jetzt steht die Partei in meinem Leben an erster Stelle. Es gibt keine Bindung, keine Beziehung, die dem vorgeht“ (S. 276). Und als sie 1988 zum letzten Mal das Oberste Gericht der DDR besuchte, zischelte sie hochbetagt angesichts der Tatsache, daß immer mehr Strafen ohne Freiheitsentzug verhängt wurden: „Warum so milde?“ (S. 355).

Hilde Benjamin war zuerst ein stalinistischer Machtpolitiker, in zweiter Linie war sie eine stalinistische Machtpolitikerin, und in dritter Linie war sie eine Politikerin, die sich auch für eine veränderte Gesetzgebung für Frauen einsetzte.

Die Umstände des „Rücktritts“ von Hilde Benjamin haben immer wieder zu Vermutungen veranlaßt. Auch die vorliegenden Biographien vermitteln darüber keine neuen Aufschlüsse.¹ Insofern bleibt weiterhin offen, ob Hilde Benjamin wegen eventueller intimer „Affären“ oder aber wegen höherer machtpolitischer Erwägungen stürzte. Immerhin nutzte sie die folgenden zwei Jahrzehnte, um Bücher zu schreiben, in denen sie darstellte, wie die DDR-Rechtsprechung historisch sein sollte. Das waren Werke, die alle typischen Kennzeichen einer fälschenden, lügenden und auslassenden Geschichtsschreibung trugen.

Diesen Vorwurf kann man den beiden Büchern über sie nicht machen. Aber es bleibt zu vermuten, daß mit diesen Biographien noch lange nicht das letzte Wort über Hilde Benjamin gesprochen worden ist. Kein Mensch ist nur Bestie, keiner nur ein Schaf. Aber eine Hilde Benjamin muß sich – so schwer die Vorstellung auch so mancher Frauenrechtlerin fallen mag – zuerst an ihren Opfern messen lassen.

1 Vgl. aber: Reinhard Borgmann und Jochen Staadt, *Deckname Markus. Zwei Top-Agentinnen im Herzen der Macht*, Berlin 1998, S. 117–121. Auf S. 121 kommt auch Marianne Brentzel zu Wort.

TRIEBEL, Wolfgang: **Gelobt und geschmäht. Wer war Otto Grotewohl? Aufsätze und Interviews mit Zeitzeugen** (= Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 3). – Berlin: Trafo-Verlag 1998. 345 S.

Kurz nach Markus Jodls Grotewohl-Biographie liegt nun eine weitere Darstellung zu dem bekanntesten früheren Sozialdemokraten in der SED vor. Wolfgang Triebel, der von 1968 bis 1990 Hochschullehrer an der Humboldt-Universität war, verfolgt mit seinem Buch die Absicht, „vorgefaßte Meinungen und einseitige Urteile über Otto Grotewohl abbauen zu helfen und ihm historisch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen“ (S. 14). Triebel propagiert einen historiographischen dritten Weg. Sein eigener Standort wird deutlich in seiner Gleichsetzung von DDR- und BRD-Geschichtsschreibung: „Wurde den einen die Parteibrille aufgesetzt, durch die sie die Geschichte zu sehen hatten, so wurde den anderen der Blick auf die Historie mittels Feindbild vom Kommunismus und Sowjetbolschewismus getrübt“ (S. 13).

Was die Einleitung befürchten läßt, bewahrheitet sich über die gesamte Länge des Buches. Grotewohl ist für Triebel der „Held“, der für das demokratische Potential in der DDR steht, das aber in den fünfziger Jahren durch Ulbricht und andere Stalinisten an der Entfaltung gehindert wurde. Auf S. 181 f. versteigt er sich gar zu der Einschätzung, daß die SPD in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei „überragende Politiker“ hervorgebracht habe: Willy Brandt und – Otto Grotewohl.

Das zentrale Problem an Triebels Argumentation besteht in seinem Demokratiebegriff. Als einer von Triebels Gesprächspartnern behauptete, Grotewohl sei „durch und durch Demokrat“ gewesen (S. 280), nahm er es nicht zum Anlaß, den dahintersteckenden Demokratiebegriff zu thematisieren. Für jeden, der sich mit der Biographie Grotewohls befaßt, ist aber die entscheidende, bis heute nicht beantwortete Frage, welche Motive den Sozialdemokraten Otto Grotewohl dazu brachten, bis zu seinem Tode an der Spitze der Regierung eines diktatorischen Staates zu stehen. Entsprechend gilt diese Frage natürlich auch für die übrigen (wenigen) Sozialdemokraten, die auf Dauer in der SED Spitzenfunktionen innehatten, wie Erich Mückenberger oder Friedrich Ebert jr. Warum ging Grotewohl nicht den Weg seines engsten Freundes Erich Gniffke, der 1948 die SBZ verließ? Warum trug er die Verurteilung Jugoslawiens 1948 mit?

Triebel berührt diese Fragen nur oberflächlich. An dem demokratischen Charakter der DDR

zweifelt er zumindest für die frühen Jahre nicht. Grotewohl hält er als „besondere Leistung“ das „Ring[en] [...] um eine demokratische Verfassung, die für alle politischen Kräfte annehmbar sein sollte und es auch war“, zugute (S. 121). Wer dies so sieht, dem stellt sich die Frage nach den Gründen für Grotewohls Mitarbeit in der DDR-Diktatur nicht. Für Triebel reicht die Bemerkung: „Als er [Grotewohl] die Macht seiner Widersacher in der Führungsspitze der SED erkannte, erlahmte sein Kampfgeist, und das schon zu einer Zeit, als er eigentlich auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn gestanden hat und im Volk der Ostzone, in der SED [...] und auch jenseits der DDR-Grenzen großes Ansehen genoß“ (S. 122). Wie diese Resignation im entscheidenden Moment mit der oben erwähnten Einschätzung Grotewohls als überragender Politiker vereinbar ist, bleibt Triebels Geheimnis.

Auch die Interviews mit Mitarbeitern und Zeitgenossen Grotewohls, die die Hälfte des Buches einnehmen, bringen nur geringe Aufklärung, weil Triebel gerade an den interessanten Stellen nicht nachhakte. So stellte er Hans und Madeleine Grotewohl, Ottos Sohn und Schwiegertochter, die Frage, wie sie heute (1994) das Interview, das Heinz Voßke für die DDR-offizielle Grotewohl-Biographie mit ihnen geführt hatte, bewerteten. Während Hans Grotewohl weiter zu den dortigen Aussagen stand, erklärte seine Frau: „Ich finde sie bescheuert“ (S. 149). Was machte Triebel angesichts dieser Diskrepanz? Er stellte die nächste Frage aus seinem vorbereiteten Katalog.

Bei einigen Interviews fragt man sich, warum Triebel sie ins Buch aufgenommen hat. So ist die erste Antwort von Stefan Doernberg, der bis 1949 bei der SMAD tätig war: „Persönlich bin ich mit Otto Grotewohl eigentlich kaum zusammengekommen“ (S. 169). Und dennoch fragt Triebel weiter nach Einschätzungen der Persönlichkeit Grotewohls.

Einige erhellende Mitteilungen sind den Interviews dennoch zu entnehmen. Wilhelm Meißner, 1946 bis 1950 persönlicher Mitarbeiter Grotewohls, hält „für das Schlimmste, [...] daß wir, die wir von der sozialdemokratischen Partei kamen, völlig unzulänglich informiert waren über den Stalinismus, seinen Einfluß völlig unterschätzt haben und die Taktiken, Manöver und Verbrechen, die erfolgten, nicht sahen“.

Da Grotewohl aber, wie mehrere von Triebels Gesprächspartnern berichten, mit niemandem offen über politische Angelegenheiten sprach, können auch engste Mitarbeiter nur Mutmaßungen

über Grotewohls Empfindungen angesichts der Umwandlung der SED in eine kommunistische Partei und der Verhaftung von früheren Sozialdemokraten Ende der vierziger Jahre äußern. Meißner meint, Grotewohl habe 1948/49 die Beteiligung an der SED-Gründung „aufs tiefste bereut“ (S. 192). Wie problematisch die Erinnerungen sein können, zeigt der Widerspruch zwischen Karl Schirdewan, der Hermann Matern für einen „Feind“ Grotewohls hält (S. 250), und Fred Stempel, 1951 bis 1960 Grotewohls persönlicher Referent, der Hermann Matern zu den Kommunisten zählt, mit denen Grotewohl „guten Kontakt“ hatte, „der wohltuend wirkte“ (S. 269). Triebel geht auf solche Widersprüche nicht ein.

Stempel bringt die von verschiedenen Interviewten empfundene Inkonsistenz in Grotewohls politischem Handeln so auf den Punkt: „Was nützen beispielsweise seine richtigen Erkenntnisse und Schlüsse aus dem 17. Juni 1953, wenn er die Kraft zu ihrer konsequenten Durchsetzung nicht aufbrachte. Oder was nützte seine rigorose Ablehnung jeglichen Personenkultes und daß es ihm peinlich war, wenn Straßen und Einrichtungen nach ihm benannt wurden, wenn er es dennoch duldete“ (S. 271).

Auch wenn es Triebel nicht wahrhaben mag, zeigt das von ihm vorgelegte Material, daß Otto Grotewohl wohl ein ebenso ehrgeiziger wie schwacher Politiker war, dessen einzige starke Stunde war, als er dem Druck aus der Westzonen-SPD und von Teilen der SBZ-Sozialdemokraten widerstand und die Vereinigung mit der KPD betrieb.

Bernd Rother

POHLMANN, Friedrich: **Die europäische Industriegesellschaft. Voraussetzungen und Grundstrukturen** (= Uni-Taschenbücher für Wissenschaft, Bd. 1669). – Opladen: Leske und Budrich 1997. 195 S.

This volume, essentially Weberian in inspiration, is based on the first of two sections of the author's lecture course devoted to 'The Social Structure of Germany from Early Capitalism to the Present', here transformed in the title at least to a 'European' level. The approach claims to be 'social scientific' (i.e. 'historical sociology') rather than based on 'history' – in that the questions posed and the themes pursued in respect of the 'historical material' (highly selective published works) are drawn from sociology and the analysis is 'structural-theoretical'

with the objective of creating (ideal) types. The basis of the latter is the concept 'industrial society', as contrasted with 'agricultural society'.

Although the term 'capitalism' is employed extensively in the text, the author prefers the construct 'industrial society' because the former (in the hands of the Left) has acquired polemical usage (although in this 'post Wall' era the 'media mogul' Rupert Murdoch has no problems in describing himself as a 'capitalist') and because 'capitalism' preceded the era of the construct 'industrial society' (the 19th and earlier 20th centuries). In effect, therefore, 'industrial society' is 'industrial capitalism' (a form of capitalism dominated by the expansion of the manufacturing sector) except that the noun of the former term does not lend itself to polemical usage.

The definition of 'capitalism' employed is somewhat idiosyncratic. The essential element is the existence of a labour market of a particular type; i.e. one incorporating certain 'freedoms' (of contract and movement). From that perspective plantation owners in the Americas with slaves, graziers employing convict workers in early European Australia and temporarily IG Farben at Auschwitz (with German firms generally between 1941 and 1945) were not capitalist enterprises. Although profit seeking is mentioned, the author eschews the private ownership of the means of production as a necessary element of capitalism and the function of profit as the source of investment funds and the dynamic of the system does not rate a mention.

The outcome is rather old-fashioned social history and perhaps (although this reviewer is not competent to judge) rather old-fashioned sociology. The history in the tome is of the Abraham begat Isaac; and Isaac begat Jacob etc. (Matthew, Ch. 1, Verses 2–16) variety, with the parentage of the construct 'industrial society' being subjectively determined. The preconditions for the construct apparently comprise the particular form and evolution of occidental religion, as contrasted with oriental (the Weber thesis restated); a 'rational' state hegemony that promoted the establishment of the necessary institutional framework for the emergence of 'industrial society'; the existence of pre-industrial forms of labour organisation and discipline that 'quasi-anticipated' those of 'industrial society'; and a 'mathematised science' (the 'Scientific Revolution') based on 'rational' causality and systematic experimentation.

The above mentioned developments appear *deus ex machina*, without causality or evolution over time, to interact eventually with each other

and create a technological revolution that fundamentally determined the direction of development of 'industrial society': spatially and demographically, in terms of family structure and relationships and 'lifestyle' etc. So the idealist perception seems to lose its causative role sometime in the 18th century and yields to the machine (automation?) powers of historical determinism.

The Weber religion and capitalism thesis is presented without discussion of the numerous differing interpretations of what Weber intended by it or of the numerous critiques. Particular issue may be taken with the argument that the Absolutist State established pre-conditions for 'industrial society' in the form of secure conditions for capitalist enterprise, by creating larger unified markets and through its bureaucracy and army inculcating 'rationality' and discipline. The first 'industrial society' emerged in Britain, a country where the 17th-century attempts of Stuart kings to establish an Absolutist State were defeated, with the arbitrary rule involved in the latter form of state being perceived as a threat to the security of private property and its regulatory/interventionist penchant viewed as an obstacle to private entrepreneurial initiative. It was then a country that lacked a standing army and a centralised bureaucracy. Moreover, whereas a national market existed in England by the 17th century, to which Scotland was added by the Act of Union of 1707, the markets of the Absolutist States of the Continent remained fragmented into numerous separate customs areas until the 19th century.

The book is not about the historical development of 'industrial society' in 'Europe'. The location is essentially Germany, with some reference to Britain based on limited and outdated general texts. It is written from a socially conservative perspective, which still pervades the CDU/CSU. Revolution is a definite 'no no'. Although ostensibly idealist in approach, human beings by thought and deed have no role in the making of this 'history'. A second volume on 'the second technological revolution', dealing with the past thirty or so years, is apparently to follow.

John Perkins

GEISEL, Beatrix: **Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933)** (= Schriften zur Gleichstellung der Frau, Bd. 16). – Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1997. 415 S.

Immer wieder wurde in den letzten Jahren an die Arbeiter- und Gewerkschaftsforschung die Aufforderung herangetragen, „gender“ als soziale und politische Kategorie ernst zu nehmen, und kaum weniger eindringlich sahen sich feministische Studien dazu aufgerufen, die zwischen Frauen bestehenden Klassendifferenzen nicht zu übersehen. Doch selten ist es bisher gelungen, beiden Ansprüchen in einer empirischen Untersuchung gleichermaßen gerecht zu werden.

An diesem Punkt setzt die von Ute Gerhard betreute Dissertation von Beatrix Geisel an. Sie stellt die gewerkschaftlichen Arbeitersekretariate und die Frauenrechtsschutzstellen in der Zeit von 1894 bis 1933 gegenüber und untersucht systematisch die Ziele und Instrumente der gewerkschaftlichen und der feministischen Rechtsberatung. Mit der Rechtspolitik wurde ein für beide Bewegungen zentrales Aktionsfeld herausgegriffen: die Frauenbewegung hielt den Rechtsschutz für ihr „ergiebigstes Gebiet“ (S. 112), und die Gewerkschaften sahen darin eines ihrer „zugkräftigsten Werbemittel“ (S. 273). Außerdem haben beide Bewegungen mit den Frauenrechtsschutzstellen und den Arbeitersekretariaten fast zeitgleich politische Institutionen geschaffen, die sich – zumindest zu einem Teil – an die gleiche Klientel wandten, an die „Frauen der Arbeiterbevölkerung“ (S. 30).

Doch damit scheinen die Gemeinsamkeiten auch schon fast erschöpft. Denn das große Verdienst der Studie von Beatrix Geisel besteht darin, die Unterschiede zwischen gewerkschaftlicher und feministischer Rechtsberatung auf der regionalen Ebene minutiös aufgezeigt zu haben. Wer hatte das konsequentere rechtspolitische Programm? Wer war effektiver bei der Vertretung weiblicher Interessen? Diesen Fragen geht Beatrix Geisel anhand bislang wenig beachteter gedruckter und archivalischer Quellen nach. Anschaulich wird das Buch, weil die Frauenrechtsschutzstelle in Dresden (S. 76 bis S. 111) sowie das Arbeitersekretariat in Nürnberg (S. 254–272) als idealtypische Modelle vorgestellt werden. Besonders gelungen ist ein abschließender Vergleich, in dem die divergenten institutionellen Ausgangsbedingungen von Arbeiter- und Frauenbewegung noch einmal reflektiert und die

Frage nach der Effektivität der jeweiligen Rechtsberatung zugespitzt wird (Kap. IV).

Zu den theoretischen Prämissen der Untersuchung gehört, Geschlecht ebenso wie Klasse als „soziale Strukturkategorie“ zu begreifen (S. 14 bis S. 21). So sucht die Autorin nach den oft verdeckten, mitunter aber auch offensiv vertretenen geschlechtstypischen Handlungsmustern der männlichen Arbeitersekretäre, die die weiblichen Lebenslagen der erwerbstätigen Arbeiterinnen ignorieren und die ratsuchenden Arbeiterfrauen gar als „Störfaktoren“ im gewerkschaftspolitischen Tagesgeschäft empfanden (S. 299–302). Ebenso deckt Beatrix Geisel aber auch die klassenspezifischen Ressentiments – insbesondere der gemäßigt orientierten – bürgerlichen Frauenrechtlerinnen auf, die ihre „proletarischen Schwestern“ in der Rechtsberatung häufig ungefragt mit ihrem bürgerlichen Moralkodex beglückten (S. 378). Angeregt durch neuere feministische Debatten, aber auch durch die anglo-amerikanische Sozialgeschichte, bemüht sich die Verfasserin, das historische Material mit einem Blick „von innen“ und „von unten“ zu betrachten (S. 27). So interessiert sie sich für die Motivationen und Deutungsmuster der Akteure, etwa für das Rechts- und Selbstverständnis der gewerkschaftlichen Arbeitersekretäre (bes. S. 297–299) sowie für die Vorstellungen und Handlungsoptionen, mit denen die Frauenrechtlerinnen an die Rechtsberatung herangingen. Als besonders wertvoll erweist sich dieses Vorgehen, wenn der Blick punktuell auch „ganz nach unten“ bis zu den Klientinnen durchdringt. Indirekt erfahren wir so auch Neues über den Lebensalltag von Frauen der Arbeiterschaft. Nicht umsonst werden Familienstreitigkeiten, Ehekonflikte bis hin zu körperlicher und sexueller Gewalt zu jenen Anlässen gehört haben, zu denen die Rechtsberatung besonders intensiv gesucht wurde (S. 147–149, S. 153–171, S. 302–312). Hier Mut zu machen und ideelle und materielle Unterstützung anzubieten, eventuell Scheidungsklagen vorzubereiten, das gehörte zu den wichtigsten Anliegen der Frauenrechtsschutzstellen. Demgegenüber machten arbeits- und sozialrechtliche Fragen nur knapp ein Drittel der Tätigkeit aus (S. 171). An dieser Stelle wird ein zentraler Unterschied zur gewerkschaftlichen Rechtspraxis deutlich. Während die gewerkschaftliche Interessenvertretung für Frauen bei berufsbezogenen Konflikten noch leidlich zu funktionieren schien (S. 302–316, S. 372), hielt sich die Unterstützung der Arbeitersekretäre selbst bei noch so existentiellen familiären Problemen dezent zurück: „Familienprobleme“ galten auch in der Arbeiter-

bewegung als Privatsache (S. 372). Daß die Arbeitersekretäre die Klassensolidarität immer höher gewichteten als den Geschlechteraspekt, damit erklärt Beatrix Geisel auch schlüssig die relativ geringe Attraktivität, die der gewerkschaftliche Rechtsschutz für Frauen besaß (S. 376). Obwohl die Beratungspraxis der Gewerkschaften bis zum Ende der Weimarer Republik stetig expandierte, blieb der Anteil der ratsuchenden Klientinnen mit kaum jemals mehr als 20 Prozent marginal (S. 268–272, S. 361–366, S. 370).

Aber wie kommt es, daß sich bei zunächst fast paralleler organisationspolitischer Entwicklung das Engagement der Frauenrechtsschutzstellen in der Weimarer Republik erschöpfte, während die gewerkschaftlichen Einrichtungen weiter expandierten? Um dies plausibel zu machen, greift Beatrix Geisel auf den amerikanischen „Ressourcen-Mobilisierungsansatz“ zurück. Offenbar war der innere Zusammenhalt der Frauennetzwerke, ihre „Bewegungskultur“, weitaus störanfälliger als die „Arbeiterbewegungskultur“. Während die Rechtsberatung der Gewerkschaften auch in den Krisenphasen der Weimarer Republik auf ein breites und stabiles Ressourcenspektrum zurückgreifen konnte (S. 21–24), verzettelten sich die Frauenrechtlerinnen schon früh in Flügelkämpfen und unterminierten so ihre an sich schon schwache institutionelle Basis. Daß in den Auseinandersetzungen schließlich die Gemäßigten und Konservativen die Oberhand behielten, spiegelt nicht nur die Entwicklung der Frauenbewegung insgesamt wider. Mit der nachlassenden Radikalität in den rechtspolitischen Auffassungen schwand offenkundig auch die Solidarität, die die zumeist bürgerlichen Beraterinnen gegenüber den Belangen der Proletarierinnen aufzubringen vermochten (S. 216–247). Die grundlegende Bedeutung dieser Entwicklung für die Diskussion um „Klasse und Geschlecht“ wird von Beatrix Geisel äußerst differenziert herausgearbeitet: „Versagte die Politik der Arbeitersekretariate an den Grenzen des Geschlechts, so verfehlte der Frauenrechtsschutz zunehmend sein Ziel, auf der Basis gleicher Geschlechtererfahrungen die Kluft zwischen den Klassen zu überwinden“ (S. 386).

Mit ihrer Dissertation ist es Beatrix Geisel insgesamt gelungen, einen entscheidenden Schnittpunkt zwischen Frauen- und Gewerkschaftsbewegung plastisch zu machen. Indem die aus einer überwältigenden Materialfülle erarbeiteten Ergebnisse in den zeitgenössischen Kontext eingeordnet werden, ist ein anregender Beitrag zur sozialhistorischen Gewerkschaftsforschung wie zur

Geschlechtergeschichte entstanden. Andererseits scheint gerade die Materialfülle die Verfasserin – wie etwa bei dem Kapitel über die Kellnerinnenbewegung (S. 175–179) – zu manchem Exkurs verführt zu haben. Wenn sich die Verfasserin an solchen Punkten mehr von den Quellen distanziert, weniger assoziativ argumentiert und die Sekundärliteratur stringenter herangezogen hätte, dann hätte ihre Studie möglicherweise nicht nur leserfreundlicher – und kürzer! – sondern auch analytisch stärker werden können. In ihrem Fazit würdigt Beatrix Geisel den von der Frauenbewegung geleisteten Rechtsschutz nicht nur als die attraktivere Variante, sie geht auch davon aus, daß die Frauenrechtsschutzstellen eine effektivere Interessenvertretung für Frauen auf die Beine stellten als die gewerkschaftlichen Arbeitersekretariate. Angesichts der präsentierten Belege ist dies mehr als überzeugend. Doch ob man tatsächlich sämtliche Aktivitäten, die die Verfasserin wiederholt als „Pionierleistungen“ (S. 169, S. 204–205, S. 377–380) der Frauenrechtsschutzstellen hervorhebt (etwa Forderungen nach der Streichung des § 218 RStGB, Bewährungshilfe, Kinder- und Jugendfürsorge, Jugendgerichte, Strafprozeßreform zum Jugendschutz, Amtsvormundschaft, Vorschuß für uneheliche Mütter, Zulassung von Rechtsanwältinnen, Einstellung von Polizeimatronen, Thematisierung der sexuellen Belästigung), als deren genuine, „einmalige“ und „einzigartige“ (S. 386) Leistungen auffassen sollte, das bleibt fraglich. Auch der Vorbildcharakter einiger dieser „Errungenschaften“ hätte, wie etwa im Falle der Amtsvormundschaft (S. 169–170), kritischer betrachtet werden können. Doch diese Abstriche gefährden nicht ernsthaft den Wert der Untersuchung von Beatrix Geisel. Denn diese hat die oft abgehobene Debatte über „Klasse und/oder Geschlecht“ auf ihre historisch-empirischen Grundlagen zurückgeführt und ihr durch den direkten Vergleich von Arbeiter- und Frauenbewegung einen neuen systematischen Zugang eröffnet.

Brigitte Kerchner

KLEIN, Gotthard: **Der Volksverein für das katholische Deutschland 1890–1933. Geschichte, Bedeutung, Untergang** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 75). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 1996. 597 S.

Das vorliegende Buch reiht sich in die wachsende Anzahl historischer Untersuchungen der katholischen Milieus während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik ein. Es ist aus einer Dissertation an der Katholischen Universität Eichstätt hervorgegangen. Im Anhang der Untersuchung sind bislang unpublizierte Quellen dokumentiert (S. 450–495). Das Buch enthält ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 497–575) und ist durch Personen-, Orts- und Sachregister erschließbar.

Der Verf. sieht in seiner Studie einen Beitrag zur Geschichte von Kirche und Katholizismus. Er konzentriert sich „unter Verzicht auf einheitsverbürgende Theoriegebäude“ (S. 21) auf den Volksverein für das katholische Deutschland und analysiert die Ursachen für den Untergang dieser größten Organisation des sozialen Katholizismus. Hierzu wertet er die Publizistik des Volksvereins aus, erschließt neue Quellen in kirchlichen und kommunalen Archiven, greift auf Nachlässe zurück und arbeitet sich schließlich auch durch das Archiv des Volksvereins, das nun im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam, zugänglich ist.

Die Untersuchung beginnt mit einer knappen Darstellung der Gründung und des Aufbaues des Volksvereins im Kaiserreich (S. 37–73). Ziel des Vereines war es, im Bereich der Sozialpolitik katholische Interessen zu artikulieren und neue Tätigkeitsfelder für Katholiken zu erschließen, um auf diese Weise die „christliche Ordnung in der Gesellschaft“ gegen den Sozialismus zu verteidigen. Zu diesem Zweck wurde eine umfangreiche Bildungs- und Schulungsarbeit, auch in enger Zusammenarbeit mit der Zentrumsparterie, aufgebaut. Sodann breitet Klein in strikt chronologischer Ordnung die einzelnen Entwicklungsschritte des Volksvereins in der Weimarer Republik aus. Die Integration des politischen Katholizismus in die neue Republik ließ die Aufgaben des Volksvereins zunächst einmal als erfüllt erscheinen (S. 75–79). Darüber hinaus konstatierte die Organisation eine parallel zum Mitgliederschwund einsetzende absolute und relative Zunahme von Frauen in der Mitgliedschaft (S. 85, S. 87). Anders als das Beispiel des Volksvereins nahelegt, erlebte das katholische Vereinswesen in den zwanziger Jahren keinen

Niedergang, sondern einen Aufschwung, wie der Verf. anhand mehrerer konkurrierender Verbände nachweist (S. 93–138). Der Volksverein versuchte seine Position innerhalb des Katholizismus nun mit Hilfe einer inhaltlichen Neuorientierung zu verbessern. „In deutlicher Analogie zur Sozialismus-Konzeption“ wurde das Leitbild einer Volksgemeinschaft entworfen, die den Weg aus allen gesellschaftlichen Krisen weisen sollte (S. 144). Mit Hilfe intensiver Schulungs- und Bildungsangebote sollte das neue Leitbild rasch in der katholischen Bevölkerung verbreitet werden. Der Ertrag dieser Neuorientierung konnte jedoch nicht ausprobiert werden. Denn der finanzielle Zusammenbruch des Volksverein-Verlages, der sich zwischenzeitlich zu einem Konzern ausgewachsen hatte, zerstörte 1928 alle diese Bemühungen. Ausführlich schildert der Verf. die bereits seit 1925 unternommenen Sanierungsversuche, die letztlich im Konkurs des Verlages, der Rheinischen Druckerei und der Gladbacher Gewerbebank endeten. Helles Licht fällt hierdurch auch auf die Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen innerhalb des Verbandes wie innerhalb der katholischen Kirche.

Nachdem sich der Niedergang des Volksvereins also auf mehreren Ebenen und über mehrere Jahre hinweg angekündigt hatte, bedurfte es keiner großen Anstrengungen seitens der Nationalsozialisten, zugleich mit anderen katholischen Verbänden im Sommer 1933 die Geschäftsstellen des Volksvereins zu schließen, vorhandenes Vermögen zu beschlagnahmen und leitende Mitglieder zu verhaften. Die Darstellung der Diskussion über einen Wiederaufbau des Verbandskatholizismus nach 1945 beschließt das Buch. In dieser Diskussion erwies sich nicht der innerkirchliche Widerstand gegen die erneute Etablierung einer Kirche neben der Kirche als ausschlaggebend, sondern der schlichte Tatbestand, daß die Schulden aus dem Konkurs des Volksverein-Verlages und der Rheinischen Druckerei noch immer offen standen und die Gläubiger bzw. deren Erben auf einer korrekten Abwicklung ihrer Ansprüche bestanden.

Die Terminologie der Untersuchung markiert, an wie vielen Stellen die Quellsprache bedauerlicherweise den Reflexionswillen des Verf. glatt überwand. Da ist ohne erkennbare Distanz von „in die Inferiorität abgedrängten deutschen Katholiken“ (S. 37) die Rede, von der „Schicksalskurve des Volksvereins“ (S. 84, S. 87 als entliehener Begriff, S. 412 ebenfalls), von der „in der pluralistischen Gesellschaft von Weimar unheimlich expandierende[n] Feuerbestattungs-, Freidenker- und Gottlosenpropaganda des Neuheidtums“ (S. 416),

während die „Bolschewismusgefahr“ (ebda.) in distanzierende Anführungszeichen gesetzt ist. Die Anführungszeichen fehlen ebenso bei der „nationalsozialistischen Revolution“ (S. 306, S. 314, S. 417), an einer Stelle wird das nationalsozialistische Regime vom Verf. sogar als „rechtmäßige Obrigkeit“ bezeichnet (S. 317). Der „Aderlaß im Ersten Weltkrieg“ (S. 71, S. 72, S. 411) ist zur Bezeichnung des Mitgliederrückganges geschmacklos und verfehlt. Den Antisemitismus der Katholiken, den Olaf Blaschke jüngst so überzeugend für das späte 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts¹ nachgewiesen hat, sieht Klein nicht und übernimmt statt dessen die bekannten apologetischen Schutzbehauptungen (S. 51, S. 181, S. 276 f.). Sehr irritierend ist, daß im Register unter dem Stichwort „Antisemitismus“ auf Textstellen verwiesen wird, in denen von Juden und ihren Einrichtungen die Rede ist, beispielsweise auf eine Anfrage des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens aus dem Jahr 1931 an die „Forschungs- und Auskunftsstelle über Bolschewismus und Freidenkertum“ in Mönchengladbach (S. 264). Insgesamt, und darum die Auflistung, weisen die genannten Begrifflichkeiten voller Nachdruck darauf hin, daß der Autor auf eine Reflexion der Quellsprache verzichtet hat und daß er eine große Nähe und keine kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand pflegt.

Das zweite Problem der sehr fleißig und gründlich recherchierten Untersuchung, die ein beachtliches Detailwissen zur Verfügung stellt, liegt meines Erachtens in ihrer Fragestellung. Daß die Erfolgsgeschichte des Volksvereins für das katholische Deutschland eben gerade in der staatlichen wie gesellschaftlichen Diskriminierung von Katholiken im Kaiserreich begründet lag und der Verein genau wie andere katholische Verbände in der Weimarer Republik an Bedeutung verlor, weil der politische Katholizismus zu einer die Republik tragenden Bewegung geworden war und mit der gesellschaftlichen Integration auch die Diversifikation des Verbandswesens einherschritt, sieht der Verf. so nicht. So resümiert Klein: „Wider Erwarten fand diese beachtliche Erfolgsgeschichte keine Fortsetzung im ‚deutschen Volksstaat‘ von Weimar, obwohl es zunächst den Anschein hatte, als könne der Volksverein von der Mobilisierung der katholischen Bevölkerungsminorität – insbesondere der erstmals mit Wahlrecht ausgestatteten Frauen – gegen die ‚kulturkämpferischen‘ Provokationen der Revolutionsregierungen profitieren“ (S. 411). Ein etwas vorschnell vorgenommener „Verzicht auf einheitsverbürgende Theoriegebäude“

macht sich nun wohl doch bemerkbar. Auf jeden Fall hätte ein Blick in die breite Forschungsliteratur beispielsweise zur sozialdemokratischen Vereinskultur vermutlich zu größerer Distanz gegenüber dem eigenen, katholischen Milieu, zu weiteren Fragen und letztlich auch überzeugenderen Erklärungsangeboten für die konstatierte Entwicklung des Niederganges geführt.

1 Olaf Blaschke, *Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich*, Göttingen 1997.

Christiane Eifert

Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995. Hrsg. von Detlef Hoffmann (= Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 4). – Frankfurt a. M.: Campus Verlag 1998. 350 S.

Was bedeutet „Gedächtnis der Dinge“? Der Titel des vorzustellenden Bandes sei, so der Herausgeber Detlef Hoffmann, nicht nur metaphorisch zu verstehen. Der Begriff meint die Spuren, die geschichtliche Ereignisse an den Dingen, auf einem Gelände, in einer Landschaft hinterlassen haben. Verwittert, überwachsen, von späteren Nutzungen überformt, sind diese Spuren „dem suchenden Blick, der tastenden Hand materiell präsent“.

Die Dinge, um die es geht, sind die Relikte, die Überreste der Konzentrations- und Vernichtungslager, die seit 1945 im Rahmen der Umwidmungen dieser Orte in neue Funktionskontexte integriert oder aber vergessen bzw. beseitigt wurden. Daß diese Überreste der Lager einmal denkmalwürdig werden könnten, hatte sich damals, zumindest in Deutschland, kaum jemand vorgestellt. So gesehen wird in dem Begriff von einem Gedächtnis der Dinge der Versuch deutlich, diesen geschundenen Überresten, diesen Denkmälern „aus der Zeit“ so etwas wie Autonomie zuzubilligen, einen eigenen Status, einen Eigensinn, der sich den Zuschreibungspraktiken verschiedener Gegenwartsinteressen zu widersetzen vermag.

Das Verhältnis der Relikte zu den sichtbaren Erinnerungsstrategien, den seit 1945 gesetzten Skulpturen und Texten, ist das den Beiträgen des Bandes gemeinsame Thema. In den ersten drei großen Kapiteln werden die Entstehung wie auch das ikonographische Programm der Gedenkstätten Dachau (D. Hoffmann), Buchenwald (V. Knigge) und Neuengamme (U. Wrocklage) diskutiert. Es

zeigt sich, daß der Umgang mit den ehemaligen Konzentrationslagern in Ost- und Westdeutschland trotz aller Differenzen auch Gemeinsamkeiten erkennen läßt wie beispielsweise das Konzept eines „säkularen Läuterungspfad“: Die für die Besucher vorgesehene Wegführung durch die Gedenkstättenanlagen vermittelt eine sinnstiftende Perspektive auf das Geschehen. Das Konzentrationslager erscheint als Stätte des Martyriums; das Opfer der Häftlinge gilt einer „erlösten Gesellschaft“. Während der Katholizismus diese im Jenseits verortet, präsentierte sich in Buchenwald die DDR als die Größe, die das „Vermächtnis“ der Toten im Hier und Jetzt erfüllt.

Neben diesen drei grundlegenden Beiträgen enthält das Buch eine Reihe von Einzelstudien, die die Symbolisierungsprozesse einzelner Relikte von Auschwitz zum Thema haben: Diskutiert werden u. a. Geschichte und Rezeptionsgeschichte der Rampe, der Gleise, der Zaunpfähle und nicht zuletzt des Lagertors mit seiner bekannt gewordenen Inschrift „Arbeit macht frei“ (I. Rensinghoff, K. Menzel, U. Wrocklage). Die Geschichte der südfranzösischen Lager sowie „Auschwitz“ in den bundesdeutschen Medien sind Gegenstand drei weiterer Studien von D. Hoffmann und V. Knigge sowie C. Brink und K. Neumann.

Gleichsam erkenntnistheoretisch eingerahmt sind diese Einzelstudien durch zwei Beiträge von Detlef Hoffmann und Jörn Rüsen. Zu denken gibt hier in erster Linie der Begriff des „authentischen Ortes“, der seine politische Relevanz nicht zuletzt in der Debatte um die Bedeutung der Gedenkstätten versus die zentralistischen Denkmalvorhaben und Museumsgründungen der Hauptstadt erwies. Hoffmann stellt nun diesen Begriff mit einem sehr plausiblen Argument in Frage: Die Rede, etwas sei „authentisch“, unterstelle, daß etwas unverändert, rein durch die Zeiten hindurch gelangt sei. Ein solcher Begriff von Echtheit sei aber weder auf Baudenkmale noch auf Orte übertragbar: „Allerdings kann sich unserer Phantasie die Vorstellung aufdrängen, wir näherten uns, indem wir [...] den Ort des Geschehens betreten, auch dem Geschehen selbst.“

Dagegen hält Rüsen am Begriff der Authentizität fest und definiert: „Authentizität als Qualität ästhetischer Erfahrung heißt, daß die Vergangenheit sich selbst zur Erinnerung präsentiert, sich selbst be-deutet“ und schlägt vor, die „prä-kognitive und meta-politische Bedeutung“ der Relikte als „Chance der historischen Sinnbildung“ zu nutzen. Jedoch stellt sich die Frage, inwiefern es möglich ist, einen solchen „prä-kognitiven“

Bedeutungsgehalt der Relikte zu erkennen, wenn diese nicht als solche ausgewiesen sind. Nur wenn man weiß, daß Barackenteile, Sanitäranlagen, Zaunpfähle usw. der Lager seit 1945 abgeräumt und neu verwendet wurden, ist man imstande, diese Materialien beispielsweise in den Nachkriegsbauten Weimars und Fürstenbergs als Relikte zu identifizieren. Die Bedingung, die „prä-kognitive Bedeutung“ von Relikten wahrzunehmen, liegt darin, daß man Dinge als Relikte überhaupt erst einmal – und zwar im Rahmen eines, wenn man so will, kognitiven Aktes – zur Kenntnis nimmt. Insofern ist zu vermuten, daß Authentizität letztlich doch Produkt einer Zuschreibung ist und es sich nicht um eine Qualität der Dinge „an sich“ handelt.

Die Frage bleibt, warum gerade jetzt, Ende der neunziger Jahre, die Relikte der Lager vermehrt ins Zentrum wissenschaftlicher Aufmerksamkeit rücken. Nach Rüsen, dies wurde bereits erwähnt, eröffnen sie eine bislang wenig genutzte Chance historischer Sinnbildung. Volkhard Knigge beschreibt die „Minimierung der Relikte“ in Buchenwald seit 1945 als Voraussetzung dafür, daß an diesem Ort ein einheitliches, widerspruchsfreies Erinnerungsprogramm baulich manifest werden konnte und folgend:

„Die Relikte des Lagers hätten auf eine Vielzahl unterschiedlicher Verfolgungsgeschichten und Häftlingererfahrungen verwiesen. An ihnen hätte deutlich werden können, daß das Lager unterschiedlichen Aussonderungs- und Verfolgungszwecken diene und daß es aus Baulichkeiten bestand und in Zonen gegliedert war, in denen sehr verschiedene Erhaltungs- und Überlebensbedingungen [...] gegeben waren. [...] Deutlich hätte werden können, daß die Häftlingsgesellschaft nicht homogen und egalitär, sondern hierarchisch gegliedert war.“

Das Interesse an den Relikten steht im Zusammenhang mit der Erosion der großen nationalen Geschichtsmythen, die gegenwärtig in West- und Osteuropa zu beobachten ist. Die vielen Geschichten, die in den Relikten zur Sprache kommen können, erheben Einspruch gegen die vereindeutigenden Geschichtsbilder. – Hinzu kommt eine Verschiebung der Forschungsperspektive: Konzentrationslager werden inzwischen nicht mehr als hermetisch abgeschlossene Gebilde untersucht, sondern als Systeme, die sich weit über die Häftlingslager hinaus in verschiedene gesellschaftliche Bereiche hinein verzweigten und dort auch befragbare Spuren hinterlassen haben. Seien es ehemalige Produktionsstätten, Gärtnereien, das Netz der

Reichsbahn usw. – die baulichen Relikte im Umkreis der Gedenkstättenareale bezeugen die Tatsache, daß das Funktionieren der Lager nur über die Kooperation weiter Bevölkerungskreise möglich war.

Der großformatige Band enthält umfangreiches und zum Teil bislang nicht publiziertes Bildmaterial. Der Veröffentlichung ging eine zehnjährige Forschungsarbeit voraus, die im Nachwort kurz skizziert wird; auf diese Weise ist dem Buch sein eigenes „Gedächtnis“ mitgegeben. Wer künftig zur Geschichte der Gedenkstätten und mehr noch, zu Fragen der Rezeption des Nationalsozialismus arbeitet, wird ohne dieses Buch nicht auskommen.

Insa Eschebach

BLASCHKE, Olaf: **Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 122). – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997. 443 S.

Trotz des scharfen Antisemitismus in katholischen Ländern wie Österreich, Polen oder Frankreich hat die deutsche geschichtswissenschaftliche Literatur lange Zeit den Eindruck erweckt, als seien es besonders Protestanten gewesen, die die moderne Judenfeindschaft begründet und getragen hätten. Wie wenig dieses Bild zutrifft und wie sehr auch der deutsche Katholizismus am antisemitischen Denken seiner Zeit teilhatte, macht die Dissertation von Olaf Blaschke deutlich.

Die katholische Minderheit in Deutschland, die sich seit den 1850er Jahren immer stärker zu einem eigenen, in sich geschlossenen Milieu formiert und im Kulturkampf ihre Bewährungsprobe bestanden hatte, hat sich in diesem Prozeß den modernen Antisemitismus zu eigen gemacht. Was die überlieferten Aversionen gegen Juden in diesem katholischen Milieu vor allem intensivierte, war die streng päpstliche Gesinnung, die sich mit dem Ultramontanismus durchsetzte. Die spezifisch katholische Subkultur zeichnete sich nicht nur durch ihren religiösen Fundamentalismus, sondern auch durch ihre ideologische Abwendung von der Moderne aus. Ultramontanismus und die Unvereinbarkeit von Liberalismus und Katholizismus bereiteten den Boden für die antisemitische Grundhaltung dieses Milieus. Blaschke deckt in seiner Untersuchung die antisemitischen Interpretationen und Deutungen auf, die Konsens im Katholizismus waren und eine lange Kontinuitätslinie

bildeten. Gleichwohl konnten sich Katholiken mit den rassistischen Begründungen des Antisemitismus nicht anfreunden und wußten sehr genau zwischen einem „schlechten, „widerchristlichen““ und einem „guten, katholischen“ Antisemitismus zu unterscheiden. Der Antisemitismus war tief im katholischen Glauben verankert und übte in der katholischen Bevölkerung verschiedene, deutlich voneinander zu unterscheidende Funktionen aus. Zu den beiden Hochphasen des Antisemitismus, Ende der 1870er bis zum Anfang der 1880er Jahre und ein Jahrzehnt später zu Beginn der 1890er Jahre, trat im katholischen Milieu darüber hinaus eine dritte Phase, die „Inkubationszeit“ seit Mitte der 1870er Jahre.

Neben einem regionalen Überblick über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten des Antisemitismus in den verschiedenen katholischen Territorien des deutschen Kaiserreiches gibt Blaschke auch einige komparative Hinweise auf den Antisemitismus in den katholischen Ländern Österreich und Frankreich und auf die antisemitische Haltung der katholischen Minderheit in den protestantisch dominierten Vereinigten Staaten von Amerika und in der Schweiz. Nicht zum Vergleich herangezogen hat Blaschke hingegen das Beispiel Italien, eine eminent katholische Gesellschaft, in der der Antisemitismus nicht Fuß fassen konnte und in der Juden so weitgehend integriert waren wie nirgends in Europa. Zu den entscheidenden Trägern des Antisemitismus in Deutschland zählt Blaschke nicht nur die Kleriker, sondern ebenso katholische Adlige und das katholische Bürgertum sowie die Arbeiterschaft und die bäuerliche Bevölkerung in den katholischen Gegenden. Auch wenn das „Zentrum“ in der bisherigen Literatur vielfach als eine Partei dargestellt wurde, die neben der SPD zu einem Bollwerk gegen den Antisemitismus geworden sei, kann Blaschke zeigen, wie wenig sich Zentrumspolitiker von den antisemitischen Überzeugungen ihres Milieus lösen konnten, obgleich zwischen dem ultramontanen Fundamentalismus der katholischen Bevölkerung und dem parlamentarischen Pragmatismus der Zentrumsfraktion, wie Blaschke konstatiert, eine gewisse Kluft bestehen blieb.

Für die an der Geschichte der Arbeiterschaft interessierten Leser bieten die Ausführungen von Blaschke vergleichsweise wenig. Die zweieinhalb Seiten, die sich unmittelbar auf die Arbeiterschaft beziehen, gehen über Beobachtungen, wonach es auch bei den Arbeitern eine Tradition jüdenfeindlicher Affekte gab, die katholische Arbeiterschaft aber nicht zum Exponenten der Judenhetze inner-

halb des Milieus gehörte, oder wonach antisemitische Ausfälle in der katholischen Arbeiterpresse seltener waren als in Bauernblättern, kaum hinaus. Auch die wenigen Hinweise in den nicht dezidiert der Arbeiterschaft gewidmeten Kapiteln über Arbeiter, etwa, daß in der populären Arbeiterpublizistik durchaus jüdenfeindliche Stereotype kursierten, bleiben dünn und vor allem vielfach unbegründet. Diese Beobachtung enthüllt gleichsam eine methodische Schwäche des Buches. Über weite Strecken liest es sich wie eine Art thetischer Geschichtsschreibung. Blaschke stellt Thesen auf und setzt Faktoren, Komponenten und Funktionen zusammen, zu denen er aufgrund seiner Literaturkenntnis gelangt ist, die er aber in seiner Darstellung selbst nicht mehr, oder vielfach nur unvollständig, aus den Quellen entwickelt. Mitschuld an diesem Manko tragen auch die summarischen Anmerkungen am Ende einzelner Abschnitte, die es dem Leser kaum mehr erlauben nachzuvollziehen, wie der Autor zu seinen Behauptungen gekommen ist. Gleichwohl ist die zentrale These des Buches, daß vom Katholizismus entscheidende Impulse für die Pathogenese des modernen Antisemitismus ausgegangen sind und daß antisemitisches Denken zu einem konstitutiven Bestandteil des katholischen Milieus wurde, überzeugend. Das Verdienst der Arbeit ist, die verharmlosenden oder apologetischen Darstellungen zum Verhältnis von Katholizismus und Antisemitismus, wie sie sich in der Literatur finden, widerlegt zu haben.

Ulrich Wyrwa

Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Hrsg. von Gerhard HIRSCHFELD, Gerd KRUMEICH, Dieter LANGEWIESCHE und Hans-Peter ULLMANN (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, N. F., Bd. 5). – Essen: Klartext Verlag 1997. 456 S.

ZIEMANN, Benjamin: **Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923** (= Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 8). – Essen: Klartext Verlag 1997. 510 S.

Als 1993 im Essener Klartext Verlag ein Sammelband von Aufsätzen über „Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs“ erschien, stellte der Mitherausgeber Gerhard Hirschfeld in seiner Einleitung

dazu fest, daß die mentalitätsgeschichtliche Perspektive im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg bis dahin weitgehend ausgespart worden sei.¹ Das angesprochene Buch trug allerdings zusammen mit einer Reihe weiterer Veröffentlichungen der vergangenen Jahre dazu bei, daß dieser Blickverengung mit einer solchen Deutlichkeit abgeholfen wurde, daß man zumindest für die deutsche Geschichtsschreibung mittlerweile von einem wiedererweckten und auch neuartigen Interesse am Geschehen des Ersten Weltkrieges reden kann. Unsere Sichtweise auf dieses Initialereignis des 20. Jahrhunderts wird geschärft und korrigiert durch zwei weitere Publikationen vergleichbarer Art.

Bei dem von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumreich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann herausgegebenen Buch über „Kriegserfahrungen“ handelt es sich um das (Zwischen-)Ergebnis eines Forschungsprojektes „Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges“, das an den Universitäten Freiburg und Tübingen und der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart durchgeführt worden ist. Die meisten Autorinnen und Autoren der 23 Beiträge in diesem Sammelband präsentieren unter diesem gemeinsamen Titel die Ergebnisse ihrer Dissertationen, Master- und Staatsexamensarbeiten, die insgesamt ein facettenreiches Bild zur Sozial-, Mentalitäts- und Wirtschaftsgeschichte bieten.

Die Beiträge sind in drei Abteilungen unterteilt, die einzelne Aspekte der Weltkriegsgeschichte widerspiegeln. Die größte Zahl der Untersuchungen widmet sich der Dichotomie von „Heimatfront“ und „Kriegsfront“, den vielfältigen Bezügen zwischen diesen beiden Erfahrungsräumen und ihrer wechselseitigen Beeinflussung. Die Spannweite reicht dabei von einer Untersuchung des sog. Augusterlebnisses in Südbaden, die geeignet ist, ein weiteres Mal die Legendenbildung um den „Geist von 1914“ zu hinterfragen, bis hin zu den qualitativ unterschiedlichen Kriegserfahrungen von Soldaten und Beobachtern. Die zweite Sektion des Bandes befaßt sich mit dem Komplex „Wirtschaft und Krieg“, wobei die fünf dortigen Beiträge jeweils recht spezifische Einzelprobleme in den Blick nehmen – von der Erfahrungswelt württembergischer Unternehmer bis hin zur Entwicklung der deutschen Spielwarenindustrie im Krieg. Gemeinsam ist diesen Beiträgen die Konzentration auf mentalitätsgeschichtliche Fragen, wie sie in der bisherigen Wirtschaftsgeschichte allzu selten gestellt wurden. Ein interessantes Ergebnis besteht dabei darin, daß der Krieg von großen Teilen des Wirtschaftsbürgertums weniger als nationalpolitisches

Ereignis begriffen wurde, sondern vielmehr als unternehmerische Herausforderung. Über den Zeitraum bis 1918 hinaus greifen die meisten Beiträge in der dritten Abteilung des Sammelbandes unter der Überschrift „Gesellschaftsbilder – Feindbilder“. Bei der Lektüre von Untersuchungen etwa über die Darstellung des Ersten Weltkrieges in deutschen und französischen Schulbüchern oder über das Feindbild des Kommunismus in den zwanziger Jahren wird überdeutlich, wie stark das erfahrene und das konstruierte Erlebnis des Ersten Weltkrieges die deutsche Geschichte zumindest bis 1945 bestimmt und zu einer „Ideologisierung“ der Gesellschaft in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit beigetragen hat.

Viele Beiträge des im übrigen mit aussagekräftigen Abbildungen versehenen Bandes greifen regionale Beispiele aus dem südwestdeutschen Raum heraus, und nur wenige beziehen die nationale oder sogar die internationale Ebene mit ein. Jedoch zeigt sich, wie gewinnbringend die vergleichsweise kleinräumige Betrachtungsweise in der Weltkriegsgeschichte sein kann, wenn es darum geht, neue Fragestellungen aufzuwerfen und nach Antworten zu suchen.

Auch das zweite hier vorzustellende Buch gibt sich schon im Titel als eine regionalgeschichtlich ausgerichtete Untersuchung zur Erfahrungsgeschichte des Ersten Weltkrieges zu erkennen. Die umfangreiche, ursprünglich als Dissertation verfaßte Studie von Benjamin Ziemann über „Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923“ gibt gleichwohl streckenweise auch für weit größere Zusammenhänge mehr her, als diese Eingrenzung beim ersten Hinsehen glauben läßt.

Ziemann setzt an der Beobachtung an, daß nach zahlreichen Analysen das Fronterlebnis des Ersten Weltkrieges im Zusammenspiel mit der Dolchstoßlegende in der Weimarer Republik zum konstitutiven Element einer Massenmobilisierung durch den Nationalsozialismus geworden sei. Dessen ungeachtet stellt er einen auffälligen Mangel an Auseinandersetzungen mit der Geschichte des Frontalltags deutscher Soldaten fest, und wenn solche Untersuchungen gemacht wurden (bislang meist im angelsächsischen Raum), dann beschränkte sich das Interesse zumeist auf die nicht repräsentative Sozialgruppe der akademisch gebildeten Kriegsfreiwilligen. Ziemann hingegen nimmt die viel größere Gruppe der einfachen Mannschaftssoldaten in den Blick und konzentriert sich dabei auf die Gruppe der in Bayern zum Militärdienst eingezogenen Männer, ja er grenzt den Untersuchungsraum sogar auf den Bezirk des

stellvertretenden Generalkommandos des I. bayerischen Armeekorps ein, der sich auf Oberbayern, Schwaben und den südlichen Teil Niederbayerns erstreckte. Das Forschungsziel bestand jedoch nicht allein in der Aufdeckung der Erfahrungen an der Kriegsfront, sondern darin, „die Kriegsgesellschaft im Ganzen als einen Front und Heimat übergreifenden Zusammenhang aufzufassen“ (S. 20), eine Sichtweise, die schon die Beiträge in der ersten Sektion des oben besprochenen Sammelbandes ausgezeichnet hat. Dies bedeutet konkret, daß auch eine Analyse der Situation der „Daheimgebliebenen“ im ländlichen Bayern vorgenommen wird und die Auswirkungen des Krieges für Heimkehrer in den Jahren bis zur Hochinflation dargestellt werden.

Nach einem Einstiegskapitel, in welchem u. a. ein weiteres Mal in überzeugender Weise dem verbreiteten Irrtum entgegengetreten wird, die deutsche Bevölkerung habe den Kriegsbeginn unisono mit einem Hurrapatriotismus begrüßt, setzt sich der Autor außerordentlich differenziert und akribisch mit der sozialen Situation, dem militärischen Alltag und der mentalen Verarbeitung des Kriegsgeschehens durch die bayerischen Soldaten auseinander. Als Quellenbasis dieser Abschnitte dienen in erster Linie Feldpostbriefe, denen angesichts einer nur lückenhaft funktionierenden Zensur ein weitgehend authentischer Charakter zugebilligt werden kann. Viele dieser Dokumente werden im Text recht ausführlich wiedergegeben. Im einzelnen wird beispielsweise festgestellt, wie die „Rhythmen des Frontalltages“ zwischen Belastung und Entspannung und Disziplinierungsmaßnahmen zur Aufrechterhaltung der Einsatzbereitschaft beitrugen, welche freilich durch soziale Heeresmißstände stetig in Frage gestellt wurde und angesichts der Dauer, der Erfolglosigkeit und vor allem der Erfahrung permanenten Verlustes einer ab 1915 erst langsam, dann immer schneller werdenden Stimmungsverschlechterung der Soldaten wich. Anders als andere Interpreten kann Ziemann keine Politisierung der verbitterten Frontsoldaten im Sinne einer Hinwendung zu revolutionären, sozialistischen Ideen erkennen. Vielmehr hebt er die Bedeutung der ersehnten Rückkehr in das vertraute Zivilleben der Heimat als wesentliches Movens von Mißstimmung hervor, aus der allein eine Unterstützung für die SPD im Laufe der zweiten Kriegshälfte erwachsen sei. Daß darüber hinaus eine gründliche Abkehr von monarchischem Denken innerhalb der bayerischen Armee stattfand und von einer nationalen Identitätsstiftung angesichts eines weitverbreiteten „Preußenhasses“ kei-

ne Rede sein konnte, sind weitere Ergebnisse der Untersuchung.

Auch wenn Ziemann den bayerischen Soldaten zum Hauptobjekt des Interesses gemacht hat, gewinnt man doch den Eindruck, daß zahlreiche seiner Befunde sich auf beispielsweise preußische Heeresseinheiten übertragen lassen (was, wenn man sich den umfangreichen Anmerkungsapparat ansieht, auch des öfteren geschieht). Mithin ergibt sich hier ein weiteres Forschungsdesiderat mit der Frage nach vergleichbaren Erfahrungen auch in anderen Untersuchungsräumen.

Weniger dicht und im Detail weniger genau geraten ist die Auseinandersetzung mit der sog. Heimatfront im südlichen Bayern, wobei der Autor sich beispielsweise des Alltags von Bäuerinnen in den Jahren 1914 bis 1918 annimmt. In diesem Teil der Arbeit wendet er sich konkret den Problemen bäuerlichen Wirtschaftens und ländlichen Lebens in den Jahren zwischen 1914 und 1923 zu; damit ist dieser sicher von stärkerem regionalspezifischem Zuschnitt als die vorhergehenden Abschnitte. Gleiches gilt für das Kapitel, in dem der Verfasser der Wiedereingliederung der Soldaten in die südbayerische Gesellschaft nach dem Ende des Krieges nachgeht. Hierbei erfährt man sowohl etwas über die Rolle der Einwohnerwehren in den Anfangsjahren der Republik als auch über Kriegervereine und -denkmäler. Eine Hinwendung der bayerischen Kriegsveteranen zur radikalen Rechten kann Ziemann im Zusammenhang mit ihren Fronterlebnissen nicht ausmachen und überläßt damit das Problem der späteren Massenerfolge der NSDAP in Bayern weiterer Forschung.

Mit seinem quellengesättigten und methodisch überzeugenden Zugriff ist dem Autor ein zweifellos innovativer Beitrag zur Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg und die ersten Jahre der Weimarer Republik gelungen. Bleibt zu hoffen, daß ähnliche Vorstöße unternommen werden, die in andere deutsche Regionen führen oder in soziale Bereiche, die das gewonnene Bild möglicherweise differenzieren können. Hier ist nicht zuletzt an die Kriegserfahrung der Arbeiterschaft und der städtischen Bevölkerung zu denken.

1 „Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ...“. *Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs.* Hrsg. von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz (= *Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte*, N. F., Bd. 1), Essen 1993.

Dietmar Simon

GEINITZ, Christian: **Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914** (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, Bd. 7). – Essen: Klartext Verlag 1998. 466 S.

Nachdem die Geschichtswissenschaft lange das hochgradig ideologisierte zeitgenössische Selbstbild unhinterfragt reproduziert hat, ist die Stimmung der Bevölkerung zu Beginn des Ersten Weltkrieges in den letzten Jahren auch für Deutschland immer intensiver untersucht worden. Fast alle Studien haben dabei die bereits 1929 von Emil Ludwig formulierte Einsicht bestätigt, daß im Juli/August 1914 keineswegs eine allumfassende nationalistische Kriegsbegeisterung geherrscht hat, die womöglich noch eine zögernde Regierung in den Krieg getrieben hätte. Bei dem vielbeschworenen „Augusterlebnis“ handelte es sich vielmehr, wie Jeffrey Verhey aufgezeigt hat, um einen konstruierten Mythos, basierend auf der zugespitzten Verabsolutierung von, durchaus vorhandenen, Teilphänomenen aus einem wesentlich differenzierteren und komplexeren Stimmungsgemenge. Die Lokalstudie von Christian Geinitz über das Augusterlebnis in Freiburg, hervorgegangen aus einer bei Gerd Krumeich angefertigten Dissertation, bestätigt im Grundsatz diese Tendenz, auch wenn der Autor sich betont von der vermeintlich platten Zerstörung einer Legende zu distanzieren versucht, die auf dem Weg zu differenzierteren Neueinschätzungen wohl doch ein notwendiger Schritt war. Hier schreitet Geinitz mit seiner Arbeit nun aber in der Tat ein gutes Stück voran, vor allem weil er seiner Untersuchung intensive methodisch-konzeptionelle Überlegungen zugrunde gelegt hat, ohne die es kaum möglich wäre, verschiedene Ebenen und Aspekte der „Umformung des öffentlichen Lebens“ (Ignaz Jastrow) zu Beginn des Krieges angemessen zu gewichten und zu einem Gesamtbild zusammenzufügen.

Das in der Einleitung ausführlich vorgestellte Konzept einer „dezentralen Geschichtsbetrachtung“ zielt darauf ab, durch die Verbindung von regional-, alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Ansätzen „den Kriegsbeginn 1914 auf dreifache Weise an den Rändern des bisherigen Forschungsinteresses zu untersuchen: geographisch in der Provinz, sozial in der nicht elitären Öffentlichkeit und mental in der Rezeption der materiellen wie ideologischen Herausforderungen zu Kriegsbeginn“ (S. 35). Dies gelingt Geinitz über weite Strecken in beeindruckender Weise und mit überzeugenden Ergebnissen. Auch wenn der konzeptionelle An-

satz in seiner begrifflichen Profilierung als eine „von der Peripherie vorherrschender historiographischer Zugänge“ ausgehende Betrachtungsweise angesichts der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung kaum Bestand haben wird, führen die daraus abgeleiteten Fragestellungen und Perspektiven ins Zentrum der Forschungsproblematik. Sensibilisiert durch die intensive Erschließung einer Vielfalt relevanter methodisch-konzeptioneller Ansätze, gelingt es Geinitz, nicht nur die Vielschichtigkeit der Stimmungsentwicklung bei Kriegsbeginn herauszuarbeiten, sondern auch überzeugende Angebote für ihre gewichtende Einordnung zu machen. Anstelle einer alternativen Entgegensetzung von Kriegsablehnung und Kriegsbegeisterung schlägt er die in sich widersprüchliche, damit aber auch zur Integration fähige Zusammenfügung von Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft vor. Die Ergebnisse seiner gründlichen Untersuchung der verschiedenen zeitlichen Stufen und inhaltlichen Ebenen der Stimmungsentwicklung in Freiburg sprechen für die Tragfähigkeit dieser Chiffre.

Nicht die vielbeschworene Sehnsucht nach dem Krieg beherrschte demnach die Bevölkerung während der Julikrise, sondern ein hohes Maß an Unsicherheit angesichts der schwer durchschaubaren, sich schließlich überstürzenden politischen Entwicklungen. Zwar standen sich in der politisierten Öffentlichkeit die kriegsgegnerischen Sozialdemokraten auf der einen, die für die Kriegspolitik Österreich-Ungarns eintretenden bürgerlichen Parteien auf der anderen Seite schroff gegenüber; doch an den großen Krieg glaubten wohl beide Seiten nicht recht, so daß der Beginn eines sich schon seit langem immer deutlicher abzeichnenden Krieges paradoxerweise allseits als eine Überraschung „aus heiterem Himmel“ empfunden werden konnte. Ob dem allerdings ein „Topos vom vermeidbaren Krieg“ zugrunde lag, wie Geinitz in polemischer Zuspitzung formuliert, muß zweifelhaft bleiben, denn die beschriebenen Verdrängungsmechanismen lagen eher auf weniger explizit und bewußt formulierten Ebenen.

Anschließend untersucht Geinitz die bei Kriegsbeginn verbreiteten Sinngebungen und ihre Verankerung in kollektiven Verhaltensmustern. Deutlich wird hier vor allem, daß sich die Mehrzahl der Menschen dem Krieg mehr unterwarf als ihn zu feiern: „Kriegsergebenheit“ lautet die überzeugende Kennzeichnung für eine Bewußtseinslage, in der sich positive und negative Reaktionen auf den Krieg zu einer neuen, im Ergebnis kriegsaffirmativen Haltung verbanden. Der Krieg

erschien demnach als ein Übel, doch als ein notwendiges, weil man sich, der offiziellen Propaganda entsprechend, als unschuldiges Opfer feindlicher Aggression wählte. Diese auch an längerfristig wirksame Motive anknüpfende Deutung ermöglichte es offenbar den verunsicherten, nach Selbstvergewisserung und Sinngebung suchenden Menschen am besten, sich in einer Situation einzurichten, in der der Krieg zur unausweichlichen Existenzbedingung aller wurde. Positive Sinnstiftungen des Krieges fanden demgegenüber bei Kriegsbeginn nur eine geringe Verbreitung, am wichtigsten war noch die teilweise über das Motiv der kriegsbedingten Notgemeinschaft hinausweisende Feier einer neuen, möglicherweise dauerhaften inneren Einheit der Nation. Für den Kriegsbeginn ist dies ein überzeugend dargelegter Befund; die Frage jedoch, wie und in welchem Ausmaß die zweifellos trotzdem für die „deutsche Ideologie“ der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutsamen „Ideen von 1914“ auch in der katholischen Provinz Verbreitung fanden, bleibt hier leider außerhalb der auf den Kriegsbeginn fokussierten Perspektive.

Ein eigenes Kapitel ist dem religiösen Erlebnis des Kriegsbegins gewidmet. Auch hier erscheint der Krieg vor allem als eine schreckliche, von außen erzwungene Heimsuchung, die in besonderer Weise nach religiösem Trost verlangte. Im August 1914 war so ein Massenandrang von Soldaten wie von Zivilisten auf die Kirchen zu verzeichnen. Doch die Versuche der Geistlichen, aus dieser vermeintlichen religiösen Wiedergeburt geistiges Kapital zu schlagen und „ihr Konzept der christlichen Weihe des Krieges als Mahnung zur Umkehr zu verbreiten“ (S. 235), waren trotzdem kaum von Erfolg gekrönt. Die meisten Menschen verlangten offensichtlich mehr nach Trost als nach offensiver Sinnstiftung des Krieges, und eine Bereitschaft zur Veränderung des Lebenswandels war damit, wenn überhaupt, nur kurzzeitig verbunden, wie die rasch anwachsenden Klagen über einen zunehmenden Sittenverfall deutlich anzeigen.

Während die bislang vorgestellten Teile des Buches Freiburg vor allem als ein verallgemeinerbares Beispiel erscheinen lassen, rücken in den folgenden Kapiteln zunehmend die lokalen Besonderheiten ins Zentrum der Betrachtung. Jenseits aller Ideologisierung war die „Heimatfront“ hier nicht nur geprägt von einem anschaulich vorgeführten Gemeindegemeinschaftsdruck basierendem Engagement einerseits, Effizienzproblemen der wirtschaftlichen und sozialen Organisation, kriegsbedingter Not sowie inneren Brüchen und Gegensätzen andererseits; in der

frontnahen Lazarettstadt Freiburg kam schon früh die ungeschönte Konfrontation auch der Zivilisten mit den Schrecken des Krieges hinzu. Unter dem Eindruck verbreiteter Ängste vor einer französischen Invasion rief das Freiburger Frontstadtbewußtsein zugleich eine besonders ausgeprägte Verteidigungsbereitschaft, aber auch eine gesteigerte Verunsicherung hervor, die sich schnell mit einer ausgeprägten Furcht vor Spionen und inneren Feinden verband. Neben der „besonderen Art von Kriegsfurcht in Freiburg“ (S. 335) trat so, um eine naheliegende Formulierung zu wählen, auch eine spezifische Form von Kampfbereitschaft hervor. Das letzte größere Kapitel des Buches behandelt schließlich die französischen Luftangriffe auf Freiburg und ihre niederschmetternden Folgen für die Stimmung der Bevölkerung. Der Bombenkrieg, ein vor allem in die Zukunft weisender Aspekt des totalen Krieges, setzte in Freiburg zwar schon mit Kriegsbeginn ein und prägte damit auch das lokale Augusterlebnis; doch allein dieses Kapitel geht weit darüber hinaus und behandelt die ganze Kriegszeit; es wäre in dieser Form deshalb besser als eigenständige Publikation veröffentlicht worden.

Trotz dieser Kritik: Christian Geinitz hat eine überzeugende Lokalstudie vorgelegt, die nicht nur unsere Kenntnisse über die Stimmungen und Erfahrungen der Menschen zu Beginn des Ersten Weltkrieges erweitert, sondern auch viel besser verständlich macht, wie eine keineswegs kriegsbegeisterte Bevölkerung trotz innerer Widerstände durch vielfältige Formen der Beeinflussung, aber auch durch die Sinnzusammenhänge ihres Alltagsbewußtseins eine auch längerfristig zum Kampf bereite Haltung entwickeln konnte. Die Arbeit setzt damit zugleich Maßstäbe für weitere Forschungen über das Augusterlebnis, aber auch über die weitere Entwicklung der Massenstimmung nicht nur zwischen den affirmativ miteinander verbundenen Polen Kriegsangst und Kampfbereitschaft, sondern auch zwischen den auseinander-treibenden Tendenzen von nationalistischer Ideologisierung und Militarisierung einerseits, kriegsgegnertlicher Revolutionierung andererseits.

Wolfgang Kruse

Demokratie in der Krise. Parteien im Verfassungssystem der Weimarer Republik. Hrsg. von Eberhard KOLB und Walter MÜHLHAUSEN (= Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Bd. 5). – München: R. Oldenbourg Verlag 1997. 170 S.

„Warum fand die parlamentarische Demokratie von Weimar bei einem Großteil der Deutschen nur wenig Akzeptanz, so daß das politische System schon bald in eine Krise geriet, die schließlich katastrophal endete?“ Eine Antwort auf diese Frage aller Fragen, die der Umschlagtext formuliert, geben die hier versammelten vier Beiträge einer wissenschaftlichen Tagung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte keineswegs. Behandelt werden vielmehr vier spezielle Themen, und dies in nicht gleichermaßen überzeugender Weise.

Hans Boldt erörtert in seinem Beitrag über „Die Stellung von Parlament und Parteien in der Weimarer Reichsverfassung“ zunächst die verfassungsmäßige Rolle des Reichstags, insbesondere das Verhältnis zum Reichspräsidenten, und kontrastiert damit dann die politische Wirklichkeit. Derselben doppelten Prüfung werden anschließend die Parteien unterzogen. An der kundigen Darstellung ist hervorzuheben, wie leicht Boldt dabei gerade in der sozialdemokratischen bzw. SPD-verbundenen Literatur beliebte Legenden zerstört: Die angebliche Vielzahl der Splitterparteien – aber es waren durchaus die „etablierten Parteien“, die sich „kaum fähig“ zeigten, Mehrheitskoalitionen zu bilden (S. 44). Die Schmähreden aus dem Lager der Antirepublikaner – doch „trostlose Zeugnisse politischer Geistesverlassenheit“ des „parlamentarischen Fraktionismus“ sahen damals gerade auch dem System verbundene politische Praktiker (S. 37). Die vorgeblichen Konstruktionsfehler der Weimarer Verfassung, insbesondere ihre angebliche „präsidentielle Reserveverfassung“ (S. 46 ff.) – institutionelle Schuldzuweisung zur Entlastung, wo eigentlich Ursache war das dem Parlamentarismus „abträgliche Parteiverhalten“ (S. 49), insbesondere, daß es den Abgeordneten an einer für das Funktionieren des parlamentarischen Regierungssystems unabdingbaren Einstellung mangelte. Boldt begründet dieses Versagen „zu einem guten Teil“ mit der Geschichte des deutschen Parteiensystems, das sich im Kaiserreich nicht habe entfalten können (S. 44).

Dieser Befund schmerzt manchen – jene Exkulpationslegenden entstanden ja nicht von ungefähr –, und etwas davon ist noch in dem anson-

sten recht einsichtigen Einleitungsstatement von Johannes Rau zu spüren: Die Chance der Deutschen im Herbst 1918, Freiheit und Solidarität in Demokratie zu verwirklichen, sei „vertan worden“ (S. 14) – der Passivstil erspart, nach Akteuren zu suchen; der Mißerfolg ist eben ein Waisenkind. Die zweite Chance nach 1945 aber, die zum Erfolg führte, haben – so der stellvertretende SPD-Vorsitzende – „wir“ genutzt (S. 15); nun drängeln sich die Väter.

Etwas befremdet an Boldts Analyse die kategoriale Einordnung. In einer extravaganten Terminologie bezeichnet er als *Verfassungstheorie*, was üblicherweise Verfassungsrecht bzw. Verfassungsinterpretation genannt wird und der er etwas Wichtiges attestiert: Sie folgte „der Konzeption des Verfassungsgebers“ (S. 32). Die „parlamentarische Praxis“ stand dazu in einem „Gegensatz“ (S. 35), das „Verfassungsrecht“ sah sich „dagegen stehender Verfassungswirklichkeit“ konfrontiert (S. 53). Hätte Boldt mit der geläufigen Begrifflichkeit den normativen Charakter der Verfassung betont, hätte er auf jenen Terminus eingehen müssen, der jetzt überhaupt nicht vorkommt: War an dieser Praxis womöglich manches verfassungswidrig? Statt dessen geht der Jurist Boldt – methodisch verwegen – an einer Stelle so weit, diejenigen Verfassungsinterpretationen als „eher“ zutreffend zu bezeichnen, die zu den politischen Realitäten besser paßten (S. 34).

Der Beitrag von Lothar Albertin über „Die Auflösung der bürgerlichen Mitte und die Krise des parlamentarischen Systems von Weimar“ ist der längste, und er ermüdet ein bißchen. Dies folgt bereits aus der Anlage: Albertin läßt die ganze Geschichte der Ersten Republik von der Novemberrevolution bis zur „Machtergreifung“, sozusagen „unter besonderer Berücksichtigung“ von DDP und DVP, Revue passieren. Es liegt aber auch an dem offensichtlichen Handikap des Beitrags: er hätte im wesentlichen schon vor zwanzig Jahren so geschrieben werden können. Gewiß hängt das damit zusammen, daß in den siebziger Jahren wichtige Arbeiten, nicht zuletzt von Albertin selbst, zum politischen Liberalismus erschienen. Aber etwa zu Max Weber eine Kontroverse von 1959/72 wiederzugeben, zum Problem der sog. „Fürstenabfindung“ nur ein Vierteljahrhundert alte Literatur heranzuziehen oder zum „Ermächtigungsgesetz“ lediglich auf ein Standardwerk von 1960 zu verweisen, derlei stimmt doch unmutig.

Hans Mommsen legt in seinem Beitrag „Die Illusion einer Regierung ohne Parteien und der Aufstieg der NSDAP“ zunächst die Konsequenzen

dar, die politische Vordenker seit Ende der zwanziger Jahre aus der Funktionsschwäche des parlamentarischen Systems von Weimar zogen, für die auch Mommsen das Verhalten der politischen Parteien – und nicht etwa angebliche Strukturmängel der Verfassung bzw. das Verhältniswahlrecht – verantwortlich macht. Jene reichten von einer Einschränkung der „parlamentarischen Prärogative“, wie sie auch Liberale und Sozialdemokraten forderten (S. 117), bis zum „Kampf gegen den Parteienstaat“, der eigentlichen Domäne der Rechten.

Als dann wendet sich Mommsen den rechten politischen Zirkeln und Publizisten zu, darunter vor allem dem „Tat“-Herausgeber Hans Zehrer, um die Entwicklung der politischen Elite und ihrer Konzepte von der Kanzlerschaft Brünnings an auf der Folie dieses Schrifttums zu interpretieren. Daraus entsteht eine anregende Darstellung, auch wenn die Folie sozusagen zittert, wird Zehrer doch einmal als brillanter politischer Analytiker gelobt und dann wieder des Wunschdenkens, ja der Träume bezichtigt.

Der Aufstieg der NSDAP jedenfalls, den diese Publizistik mit so vielen Hoffnungen wie vorgeblichen Imperativen begleitete, vollzog sich nicht nach den einschlägigen Modellen. Aber der Einfluß dieser politischen Vordenker auf die entscheidenden Leute – nicht zuletzt auf die Kamarilla um Reichspräsident von Hindenburg – trug, so Mommsens Resümee, „maßgebend“ dazu bei, daß Hitler das damalige Parteiensystem – und die Weimarer Verfassungsordnung dazu – so relativ leicht überwinden und vernichten konnte (S. 139).

Zum Abschluß bringt Peter Lösche ein temperamentvolles Stück über die Rolle von Parteien in der parlamentarischen Demokratie. Die Weimarer Republik sei kein Parteienstaat gewesen, lautet seine These, und dazu wird erst dieser Begriff rechtlich und funktional entfaltet, um dann die extrem defizitäre Realisierung dieser Funktionen in der Weimarer Republik zu behaupten. Dabei konzentriert sich Lösche auf eine Hauptargumentation: Es habe die Weimarer politische Kultur gerade gekennzeichnet, daß sie in verschiedene sozialmoralische Milieus segmentiert gewesen sei. Aber nicht nur die Milieus seien gegeneinander abgeschottet, sondern auch die ihnen korrespondierenden Parteien voneinander abgegrenzt gewesen. Bis dahin folgt man der politikwissenschaftlichen Operationalisierung aufgeschlossen. Doch nun versucht Lösche den zeithistorischen Nachweis: Das Dilemma der Ersten Republik lasse sich „am besten an der Koalitionsproblematik demonstrieren“; die Koalitionsfrage sei es gewesen, „an der sich in der

Weimarer Republik die Geister schieden“ (S. 153). Exempel: die Politik der SPD.

Nun war die SPD in der Tat nur in acht von insgesamt sechzehn parlamentarisch gebildeten Reichskabinetten vertreten, und fünf der acht stürzten, weil die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ihre Minister aus der Regierung zurückzog.¹ Doch was ist mit der anderen Partei eines klassisch-kohärenten Sozialmilieus, mit dem katholischen Zentrum, das so wenig war – Hagen Schulze spricht von offenkundigem Opportunismus –, daß es bis zum Sturz Brünnings Ende Mai 1932 nicht eine Reichsregierung gab, in der das Zentrum nicht vertreten gewesen wäre?² Lösche schweigt über dieses Gegenbeispiel, und für Preußen, wo er die Koalitionsfähigkeit und -flexibilität von Sozialdemokratie wie Zentrum gar nicht übersehen kann, rettet er sich erst zum Begriff des Paradoxons, um dieses dann mühsam als ein nur scheinbares hinzustellen. Wird hier womöglich ein Zusammenhang, der bei der SPD erkennbar und plausibel ist, unzulässig milieutheoretisch verallgemeinert?

Insgesamt ist zu begrüßen, daß die überfällige Abkehr von klassischen Fehlwahrnehmungen und oft gehörten Legenden zu den Ursachen der Krise der Weimarer Republik gerade in einem solchen dem ersten sozialdemokratischen Reichspräsidenten verpflichteten Kreis mitvollzogen wird.

1 Vgl. Hagen Schulze, *Weimar. Deutschland 1917 bis 1933*, Berlin 1982, S. 75.

2 Vgl. a. a. O., S. 76.

Otmar Jung

KENKMANN, Alfons: **Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform** (= Düsseldorf Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 42). – Essen: Klartext Verlag 1996. 480 S.

In dieser Studie, der Titel sagt es, geht es nicht um organisierte, gar parteinahe Jugendliche. Im Mittelpunkt steht das Phänomen informeller Gruppen, deren Habitus am ehesten die Interpretationsfigur des „Halbstarken“ trifft. Seit Anfang der vierziger Jahre und zurückgehend auf einen nonkonformistischen Kleidungsstil und entsprechende Anstecknadeln hat sich als Fremd- und Selbstzuschreibung neben „Kittelbachpiraten“ und „Navajos“ der Begriff „Edelweißpiraten“ durchgesetzt.

Über diese Jugendgruppen an Rhein und Ruhr forscht der Verf. seit längerem; nun liegt seine Dissertation vor, mit der er 1994 an der Universität Gesamthochschule Siegen im Fach Geschichte promoviert wurde.

In der Einleitung wird an die Ende der siebziger bis in die achtziger Jahre hinein andauernde Kontroverse um die Bewertung der Köln-Ehrenfelder Edelweißpiraten erinnert. Diese ist inzwischen wissenschaftlich beigelegt: nicht nur Resistenz gegenüber den Nationalsozialisten, sondern auch soziale Devianz bis hin zu krimineller Energie konnten rekonstruiert werden. Dennoch lebt in schulischen und außerschulischen Bildungszusammenhängen seitdem, ohne Rücksicht auf lokale und zeitliche Besonderheiten, der Mythos vom Widerstand der „Edelweißpiraten“ fort.

Die bisherige Forschung zum Gegenstand habe, so diagnostiziert der Verf., die „notwendige Tiefenschärfe“ vermissen lassen. Insbesondere mit quantitativen Analysemethoden ist er diesem Defizit begegnet. Untersucht wird unangepaßtes Verhalten ausdrücklich über die Epochengrenzen von 1933 und 1945 hinaus und räumlich auch außerhalb des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Ob es sich bei den informellen Gruppen um ein „originäres Produkt des NS-Systems“ gehandelt habe oder die Renitenz nicht vielmehr „bereits in der deutschen Gesellschaftsgeschichte vor 1933 angelegt war und damit als Ausdruck subkultureller Kontinuitäten im regionalen Arbeitermilieu“ gelten kann (S. 22), ist Kenkmanns Leitfrage.

Jedes der drei inhaltlichen Hauptkapitel wird mit einer exemplarischen Fallstudie eingeleitet. Mit diesen und anderen genauen Persektiven auf die Akteure erfüllt der Verf. seinen historiographischen Anspruch, neben den Makro- auch den Mikrophänomenen nachzugehen, also den Alltags-, Lebens- und Wahrnehmungsweisen konkreter Menschen. Allerdings mußte dieser Ansatz seine Grenze darin finden, daß „wilde“ Jugendliche eben in der Regel keine Tagebücher und Bildungsromane hinterlassen. Nur wenige Autobiographien blicken auf die Lebenszeit in informellen Zusammenschlüssen zurück. Häufig mußte der Autor über indirekte Quellen, meist aus der Sicht der Kontrollinstanzen Schule, Polizei und „Jugendpflege“, die Lebensweisen und -entwürfe der jungen Männer und wenigen Frauen erschließen; angesprochene Veteranen verhielten sich narrativ eher zurückhaltend.

Ein Ergebnis der Studie zeigt, wie ambivalent das Verhältnis der wilden Cliquen zum NS-Staat gewesen ist. Bestimmend für ihre Renitenz seien

nicht die Programmatik und die spezifischen Herrschaftsmethoden der Nationalsozialisten gewesen, sondern „die traditionell in jugendlichen Subkulturen verhaftete Aufsässigkeit gegenüber den Disziplinstrategien der modernen Industriegesellschaft“ (S. 359). Veränderungen der jugendkulturellen Stile ließen sich eher zwischen 1930 und 1936, zwischen 1937 und 1941 und schließlich zwischen 1942 und 1948 registrieren. Die zwölf Jahre der NS-Diktatur hält Kenkmann in dieser Hinsicht nicht für zentral. Während ins Selbstbild der Edelweißpiraten der vierziger Jahre die Schlägereien mit der HJ gehört hätten, seien diese nach dem 8. Mai 1945 – nicht ohne nationalistische Affekte – in Auseinandersetzungen mit Displaced Persons oder mit örtlichen Repräsentanten der Besatzungsmächte verwickelt gewesen. Für die Edelweißpiraten der Nachkriegszeit, häufig identische Personen, habe sich denn auch in Ermangelung identifikatorischer Momente bislang kein „Geschichte-von-unten“-Projekt interessiert.

Die „wilde“ Jugend war zweifellos männlich dominiert, und mit Kategorien wie „männerbündische Tradition der Edelweißpiraten“ (S. 355) und „gewalttolerantes Männlichkeitsideal“ (S. 359) werden anregende Kategorien gebildet, die sich gleichwohl nicht in die Diskurse von *Sex and Gender* hinein entfalten. Hinweise auf weibliche „Herumtreiber“ und „Verwahrloste“, wie sie in der Behördensprache genannt wurden, fehlen nicht, und abgedruckte Bildquellen zeigen junge Frauen in selbstbewußten Posen. Der Autor gesteht ein, kaum Interviewpartnerinnen gefunden zu haben. So ist wohl zu erklären, daß der Geschlechtergeschichte nur geringe Aufmerksamkeit zuteil wird.

Die „Edelweißpiraten“ sind in diesem originellen und überaus materialreichen Band zu einem komplexen historischen Gegenstand geworden, den der Verfasser nach allen Regeln der Zunft bearbeitet hat – für Projektionen bleibt wenig Raum.

Heidi Behrens-Cobet

WYSOCKI, Gerhard: **Die Geheime Staatspolizei im Land Braunschweig. Polizeirecht und Polizeipraxis im Nationalsozialismus.** – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1997. 367 S.

In ihrem Forschungsbericht „Auf dem Weg zu einer Sozialgeschichte des Terrors“ haben Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann auf das Desiderat eingehender regionalgeschichtlicher Unter-

suchungen zur Gestapo hingewiesen.¹ Mit seiner Arbeit, welche die Konstituierung der Braunschweigischen Politischen Polizei bzw. der Staatspolizeistelle Braunschweig und deren Tätigkeiten während des Krieges in den Mittelpunkt stellt, löst der Verf. die vor allem seit den neuen Forschungsansätzen von Robert Gellately und den Fortschritten der sog. Denunziationsforschung gestellten Ansprüche in ausgezeichnete Weise ein.² Er betrachtet die örtlichen und regionalen Stapostellen im Kontext der reichsweiten Entwicklung und in ihrer Beziehung zum geheimen Staatspolizeiamt am Beispiel des Landes Braunschweig mit einer Fülle von exakten Fragestellungen (S. 18 ff.), denen er rechts- und organisationsgeschichtlich, ereignis-, personen-, sozial- und wirkungshistorisch trotz der erheblichen archivalischen Defizite sehr detailliert nachgeht. Er stellt die politische und rechtstheoretische Verankerung der politischen Polizei im NS-System, die Stufen der Entwicklung der Gestapo im Reich und in Berlin, Aufbau und Gliederung der Gestapo in Braunschweig, personelle Besetzung, Funktionen und Tätigkeitsfelder, vor allem aber auch „Innenleben“ und Außenwirkung des auf Strafe und Vernichtung ausgerichteten Ermittlungs- und Exekutivorgans – neben und mit der Justiz – dar. Dabei werden nicht nur geschriebene und ungeschriebene Kompetenzen, sondern vor allem konkrete Strategien, Verfolgungsmaßnahmen und Vorgänge beschrieben. Die staatspolizeiliche Verfolgungsstrategie, welche bei der Ausschaltung politischer Gegner justizielle Ansprüche „aushebelte“, zeigte sich vor allem in der Praxis der „Schutzhaft“ in den Jahren 1933–1938. Der Verfasser liefert eine eindrucksvolle Darstellung der regionalen Konsolidierung und Zentralisierung der Herrschaft des Polizeistaats. In den Beziehungen zur Justiz wird in der Analyse von zahlreichen Ereignissen deutlich, welche Bedeutung die polizeilichen Ermittlungen für die Urteiltätigkeit der Justiz hatten, inwieweit die Gestapo aber ihrerseits auch die Verfolgung der Gegner des Regimes durch die Justiz benötigte. Dabei ist von besonderem wirkungsgeschichtlichen Interesse, daß – entgegen dem oftmals verbreiteten Mythos von der allwissenden, allmächtigen und allgegenwärtigen, die Bevölkerung unterdrückenden Geheimorganisation Gestapo – die Institution vielfach in einem engen gesellschaftlichen Bezugsrahmen und in mindestens „teilöffentlichen“ Räumen und Bezügen agierte; zumal sie auf der hohen Akzeptanz der neuen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse unter der Regierung Klagges von Anfang an aufbauen konnte. In zentralen Ab-

schnitten wird die Gestapo als Straf- und Vernichtungsorgan mittels „Schutzhaft“ in KZs, durch Strafkompetenzen in „Arbeitererziehungslagern“, durch „Sonderbehandlungen“, bis hin zum Mord (S. 107 ff.), als Ermittlungsbehörde für die Justiz (S. 253 ff.) und als letztentscheidende Strafinstanz nach justizieller Verurteilung (S. 278 ff.) dargestellt. Dabei werden auch die komplexen Beziehungen zwischen Polizei und Justiz offenbar, die durch Kooperation und Konflikt charakterisiert waren. Insgesamt gesehen ergänzten sich freilich Justiz und Gestapo bei der Realisierung der ideologisch-politischen Ziele des NS-Regimes, bei der Ausschaltung der Gegner und bei der Vernichtung von Bevölkerungsgruppen im In- und Ausland. Sie arbeiteten gewissermaßen arbeitsteilig, indem je nach Sach- und Interessenlage entweder „Präventionsnotwendigkeit“, formaler Vorrang der Justiz oder „Sonderbehandlungen“ die Strategien und Verfolgungsmaßnahmen „legitimieren“ sollten. Die Gestapo konnte, wie die Arbeit besonders überzeugend zeigt, in der Gesellschaft deswegen weniger als Terrorinstrument wahrgenommen werden, weil sie durch die zahlreichen Zusammenhänge und ihr Zusammenwirken mit anderen Instanzen von Verwaltung, Justiz und Industrie, aber auch durch die Denunziationsbereitschaft der Bevölkerung gewissermaßen „getragen“, jedenfalls aber abgesichert, wenn nicht sogar weitgehend akzeptiert war (S. 339). Ein aufschlußreicher Nachtrag über Verfolger und Verfolgte nach 1945 (S. 341 ff.) konkretisiert auch hier die faktisch effektive Integration der ehemaligen Angehörigen von Himmlers Geheimpolizei in die Bundesrepublik und in ihre Gesellschaft, die den Angehörigen der früheren Funktionseliten diesen Weg gesetzgeberisch, finanziell und mit anderen Anpassungsmechanismen und -möglichkeiten schon frühzeitig zunehmend erleichterte.

1 In: *Die Gestapo – Mythos und Realität*. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 1995, S. 3–18, 7. Vgl. dort auch den Forschungsstand.

2 Vgl. Robert Gellately, *The Gestapo and German Society. Enforcing Racial Policy 1933–1945*, Oxford 1990 (dt.: *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945*, Paderborn 1993).

Albrecht Götz von Olenhusen

SCHMID, Hans-Dieter: **Gestapo Leipzig. Politische Abteilung des Polizeipräsidiums und Staatspolizeistelle Leipzig 1933–1945.** Hrsg. vom Leipziger Geschichtsverein e.V. (= Leipziger Hefte, Nr. 1). – Beucha: Sax-Verlag 1997. 90 S.

Noch immer ist die Ansicht weit verbreitet, es habe sich bei der Gestapo um eine allgegenwärtige und allwissende Geheimpolizei gehandelt. Neuere Forschungen, insbesondere Lokalstudien zu einzelnen Stapostellen revidieren dieses Bild. Nach Untersuchungen zu den Stapostellen Wien, Düsseldorf und Hannover legt nun Hans-Dieter Schmid erste Ergebnisse über die Stapostelle Leipzig in den Jahren 1933 bis 1945 vor. Eine umfangreichere Studie über die Gestapo Sachsens soll folgen.

Wie im übrigen Deutschland ging auch die Stapostelle Leipzig aus der politischen Abteilung des dortigen Polizeipräsidiums hervor. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die aus fünfzehn Mitarbeitern bestehende politische Abteilung verdoppelt und bis 1935 auf etwa 100 Mitarbeiter ausgebaut. Verglichen mit den etwa 2400 Mitarbeitern der Leipziger Dienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR blieb die Observationsdichte jedoch sehr gering, so daß von einer Allgegenwart der Gestapo nicht die Rede sein kann. Schmid weist nach, daß es sich bei diesen Stapomitarbeitern durchweg um „ganz normale“ Polizisten handelte, zumeist Angehörige der Schutzpolizei, von denen nur die wenigsten überzeugte Nationalsozialisten waren.

Erst 1937, drei Jahre später als in Preußen, wurden die sächsischen Stapostellen dem Gestapa Berlin unterstellt und auch die innere Struktur der Stapostellen an die des Gestapa angeglichen. Fortan bestand die Stapostelle Leipzig aus den Abteilungen „Verwaltung“, „Innenpolitische Gegnerbekämpfung“ und „Abwehr“. Gleichzeitig wurde die hauptsächlich aus Juristen bestehende Führungsriege, von denen keiner vor 1933 der NSDAP oder der SS angehört hatte, ausgetauscht und durch nichtsächsische Beamte, zumeist langjährige Mitglieder der NSDAP, ersetzt.

Bei der Schilderung des Aufgaben- und Tätigkeitsbereiches der Stapostelle bis zu ihrer Auflösung im April 1945 stellt Schmid einen Wandel in den Aufgabenbereichen und dem Vorgehen der Stapobeamten fest, der sich in drei Phasen vollzog. Während die erste Phase, die etwa bis zum Ausbruch des Krieges im Jahr 1939 andauerte, durch die anhaltende Verfolgung vor allem von Kommunisten, daneben aber auch von Sozialdemokraten gekennzeichnet war, brachte die zweite Phase die

kurz nach Kriegsende begann, eine beträchtliche Aufgabenerweiterung der Stapostelle mit sich. Neu hinzu kamen die Überwachung der Rüstungsindustrie und der ausländischen Zwangsarbeiter, die verstärkte Verfolgung der Leipziger Juden und seit 1942 dann auch ihre Deportation. Am Beispiel der Aussonderung sowjetischer Zwangsarbeiter und der Deportation der Juden schildert Schmid diese Aufgabenerweiterungen eingehender. Er kann dabei herausarbeiten, daß die Stapobeamten in diesen beiden ersten Phasen größtenteils noch bestrebt waren, ihre Aufgaben so „anständig und ordnungsgemäß“ wie möglich durchzuführen, d. h. ohne große Exzesse, Brutalitäten oder persönliche Bereicherungen. Dies ist in der dritten Phase nicht mehr der Fall. Sie beginnt wenige Wochen vor Kriegsende und ist, laut Schmid, durch „exzessive Mordaktionen“ der Stapostelle und eine deutliche Radikalisierung im Verhalten der Stapobeamten geprägt. Als Beleg für diese These führt Schmid die am 12. April 1945 von der Stapostelle durchgeführte Erschießung von 52 Häftlingen auf dem Exerzierplatz in Lindenthal und die Ermordung von KZ-Häftlingen in Abtnaundorf am 18. April an.

Beide Beispiele sind jedoch wenig überzeugend. An der Ermordung der KZ-Häftlinge in Abtnaundorf war die Stapo Leipzig nicht beteiligt. Am 17. April erhielt die Stapostelle den Befehl, nach Abtnaundorf zu fahren, um 103 angeblich typhuskranken KZ-Häftlinge zu erschießen. Bei ihrer Ankunft stellten die Beamten fest, daß sich dort noch etwa 300 Häftlinge aufhielten. Daraufhin kehrten sie zu ihrer Dienststelle zurück, ohne die Erschießungen durchgeführt zu haben. Der Mordbefehl wurde am folgenden Tag durch das verbleibende SS-Wachpersonal und eine Kompanie des Volkssturms eigenmächtig ausgeführt.

Was die Erschießung der Gestapohäftlinge angeht, so stellten Mitarbeiter der Stapo, nachdem der Befehl bei der Dienststelle eingegangen war, alle bereits zum Tode verurteilten Häftlinge aus „Sicherheitsgründen“ zu erschießen, eine 126 Namen umfassende Liste zusammen. Diese Liste wurde durch den Leiter des Referates auf 56 Namen zusammengestrichen. Erschossen wurden letztlich 52 Personen, da man vier Häftlinge nicht sofort auffinden konnte.

Es ist zwar richtig, daß die Leipziger Stapobeamten diese Erschießungen eigenhändig vornahmen und sich einige unter ihnen dabei durch besonders brutales Verhalten hervortaten, von „exzessiven Mordaktionen“ seitens der Stapostelle kann meiner Ansicht nach aber nicht gesprochen

werden. Vielmehr liegt die Vermutung nahe, daß gerade gegen Kriegsende übergeordnete Befehle seitens der Stapobeamten nicht mehr mit vollem Dienstester ausgeführt wurden, ja, daß sie sogar davor zurückschreckten, Exekutionen in dem verlangten Umfang durchzuführen. Hier hat Schmid die Chance vertan, eventuell auch im Vergleich mit anderen Stapostellen zu einer überzeugenderen Interpretation für das Verhalten der Leipziger Stapobeamten zu gelangen.

Großen Raum widmet der Autor der wichtigen Frage, was diese „ganz normalen“ Männer dazu brachte, immer brutaler gegen angebliche „Staatsfeinde“ vorzugehen und sie schließlich sogar zu ermorden. Seine Antworten bestätigen und vertiefen aber lediglich das bereits bestehende Bild. Die Beschreibung der Auflösung der Stapostelle gerät hingegen zu kurz, die Biographien einzelner Stapomit-arbeiter sind zu blaß, was jedoch auf eine unzureichende Quellenlage zurückzuführen sein könnte.

In einem sehr gelungenen Abschlußkapitel fragt Schmid nach dem Schicksal der Täter und dem Umgang mit dem Gedenken an die Opfer nach 1945. Eine Verfolgung der Täter fand im Grunde nicht statt. Etwa die Hälfte aller Stapoangehörigen floh 1945 in die westlichen Besatzungszonen und lebte später völlig unbehelligt in der Bundesrepublik. Auch diejenigen, die 1945 in amerikanische Gefangenschaft geraten waren, wurden bald wieder auf freien Fuß gesetzt und siedelten sich in der Bundesrepublik an. Einige unter ihnen wurden sogar wieder im Polizeidienst beschäftigt. Kaum einer der ehemaligen Stapobeamten lebte in der späteren DDR.

Die Opfer von Abtnaundorf und Lindenthal hingegen wurden in der DDR im Interesse einer Staatsideologie pauschal zu „antifaschistischen Widerstandskämpfern und Helden“ stilisiert und jedes Jahr am 8. Mai mit großen Feierlichkeiten geehrt. – Insgesamt gesehen handelt es sich um eine interessante Untersuchung, der weitere folgen sollten.

Claudia Steur

PAUL, Gerhard: **Staatlicher Terror und gesellschaftliche Verrohung. Die Gestapo in Schleswig-Holstein** (= IZRG Schriftenreihe, Bd. 1). – Hamburg: Ergebnisse Verlag 1996. 527 S.

Gerhard Paul gehört zusammen mit Klaus-Michael Mallmann und dem kanadischen Historiker Robert Gellately zu den Pionieren der Forschung, die

im Laufe der 1990er Jahre unsere Auffassung von der geheimen Staatspolizei im „Dritten Reich“ radikal verändert haben. Hätte man nicht Angst davor, den Begriff zu entwerten, könnte man fast von einem Paradigmawechsel sprechen: in den Augen ihrer Zeitgenossen war die Gestapo „allwissend, allmächtig und allgegenwärtig“ – eine Auffassung, für deren Popularisierung der Sicherheitsapparat selber alles tat, die später in den Nürnberger Prozessen zementiert und in der Nachkriegszeit von den Historikern in weitem Umfang übernommen wurde. Denn es war ein bequemer Standpunkt, der die Opferrolle der Bevölkerung während der Hitlerdiktatur unterstrich und somit den gewöhnlichen Deutschen entlastete und freisprach. Gegen diesen „Gestapo-Mythos“ stellen Paul und sein Team (spätestens in dem Sammelband „Die Gestapo – Mythos und Realität“, Darmstadt 1995) das Bild einer unterbesetzten und überbürokratisierten Behörde, die jedenfalls anfänglich nicht von fanatischen Parteigängern, sondern von soliden Fachleuten und Beamten aus der Weimarer Zeit getragen wurde, die aber im Laufe ihres explosiven Wachstums (von 4200 Mitarbeitern im Jahre 1935 auf 32000 im Jahre 1944) eine steigende Ineffektivität und einen Dilettantismus entwickelte und die in ihrer Aufklärungsarbeit gänzlich auf die Denunziationsbereitschaft der „Volksgenossen“ angewiesen war. Die Denunziation, oft eher von privater Rachsucht und persönlichem Gewinn motiviert denn von Systemloyalität angetrieben, war so verbreitet, daß Paul sie als zentrales Bindeglied zwischen Staatsapparat und Bevölkerung charakterisiert. Aus der Rolle der von oben betrachtenden Institutionsgeschichte (nämlich vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin aus) hat sich die Gestapoforschung so zu einer Sozialgeschichte des Terrors entwickelt, in der den regionalen Untersuchungen eine hervorragende Stellung zukommt. Paul und Malmann haben früher die Gestapo in Saarbrücken untersucht, Gellately die Gestapo in Würzburg. Mit dem vorliegenden Buch ist Schleswig-Holstein an der Reihe.

Schleswig-Holstein wurde ab 1935 von der Staatspolizeidienststelle Kiel und den beiden Grenzpolizeikommissariaten Flensburg und Lübeck sowie diversen Außenstellen überwacht. Trotz der durch das Grenzgebiet bedingten Sonderaufgaben paßt die Gestapo hier besonders gut ins neue Paradigma. So weist das Korps eine deutliche Kontinuität aus der Zeit vor der Machtübernahme auf – wie es auch nach der Kapitulation 1945 und der Entnazifizierung in verblüffendem Umfang wieder in die nun bundesdeutsche Verwaltung

integriert wurde. In ihrer Mehrheit handelt es sich um reife Männer, die Juristen waren „ganz normale Akademiker“, die sich erst spät in die Partei begaben, also wohl aus eher opportunistischen als aus ideologischen Gründen, und die eine polizeiliche Routine fortsetzten, die sich bereits in der Endphase der Weimarer Republik gegen die beiden großen Arbeiterparteien richtete. Wie Paul anmerkt, sucht man in ihrer Weltanschauung vergebens nach dem „eliminatorischen“ Antisemitismus im Sinne Daniel Goldhagens (im Gegensatz zu den wechselnden Gestapochefs in Kiel, die ideologische Soldaten waren). Aber der juristische Positivismus und das professionelle Ethos der Polizisten – und ihr Antikommunismus – machten es ihnen leicht, sich den neuen Machtverhältnissen anzupassen. Die Dienststellen wuchsen personell kontinuierlich (von 133 Mann 1934 über 177 im Jahre 1937 bis etwa 250 Mann 1944) und entwickelten sich dynamisch vom defensiven Staatsschutzorgan zum offensiv-präventiven Staatsschutzkorps. Dieses bekämpfte anfangs die politischen Gegner, die Kommunisten und Sozialdemokraten, danach die sog. biologischen und sozialen Feinde, die Juden, die Homosexuellen, die Asozialen, Zigeuner usw., und während des Krieges die allgemeine Volksopposition und die Masse der Fremdarbeiter. Dies führte zu einer tiefgreifenden Radikalisierung, die von der Zentrale in Berlin dadurch gefördert wurde, daß man die Kader mit jüngeren, beruhsfremden Angestellten aus Partei und SS sowie aus dem Milieu volksdeutscher Gruppen füllte. Diese Radikalisierung und der Terror wurden durch den Dienst in den besetzten Ländern verstärkt, aus denen die dort stationierten mit Mord- und Tötungserfahrungen heimkehrten (aus Schleswig-Holstein ging die „Dienstreise“ vornehmlich nach Dänemark, Norwegen oder Polen). Weltanschauliche Bekenntnisse verdrängten die fachmännischen Qualifikationen, und als Ergebnis entwickelte sich eine schlechtere und eher amateurhafte Polizeiarbeit, in der Instrumente des Terrors wie „Schutzhaft“, „verschärfte Vernehmung“ und „Sonderbehandlung“ (also Mord im Arbeitserziehungslager Nordmark bei Kiel) an die Stelle einer systematischeren Aufklärungsarbeit traten. Die Arbeitsbelastung verdichtete sich durch die Aufgabe der Überwachung von Fremdarbeitern und die allgemeine Furcht vor einem Aufstand, die die meisten Polizeikräfte in den letzten Jahren des Krieges beanspruchten. In dieser Situation wurde die Gestapo in der Frage des Alltagsdissenses völlig von Denunziationen aus der Bevölkerung abhängig. So entsprangen 67 Prozent aller behandelten

Fälle des Abhörens ausländischer Radiosender vor dem Sondergericht Kiel einer Denunziation. Damit gelten die Befunde Gellatelys, wonach „die Gestapo weit eher eine reaktive als eine aktive Institution war“ und „sich die deutsche Gesellschaft weitgehend selbst überwachte“ (S. 133), auch für die Verhältnisse in Schleswig-Holstein.

Unlängst hat Norbert Frei, Bochum, kritisch seine Stimme gegen das neue Gestapoparadigma erhoben („Zwischen Terror und Integration“, in: „Faschismus und Faschismen im Vergleich“. Hrsg. von C. Dipper, R. Hudemann und J. Petersen, Köln 1998). Er stellt die Frage, ob die Denunziation die Integrationskraft hatte, die ihr beigemessen wird, verglichen mit sozialpsychischen Bindekräften wie „Führermythos“ und „Volksgemeinschaft“, und er bezweifelt die These von der mangelnden Effektivität und Flexibilität sowie der Überbelastung der Gestapo. Sind 62 Gestapoleute (wie 1937 in Kiel) zuviel oder zuwenig? Und welche Kriterien haben wir für die Bewertung professioneller oder laienhafter Aufklärungsarbeit? Deutet die Zerstörung der illegalen sozialdemokratischen und kommunistischen Parteiapparate bis 1935/36 auf Ineffektivität, oder verhielt es sich nicht eher so, daß der politische Widerstand bis in den Krieg hinein fast nicht existent war, so daß die Gestapo es nur nötig hatte, punktuell aufzutreten, um die Furcht am Leben zu halten, und daß der Terror als Instrument der Repression in Wirklichkeit überflüssig war?

Daß Freis Argumentation plausibel ist, scheint Pauls eigene Untersuchung zu bestätigen. Nach der großen Verhaftungswelle gegen die SPD und die KPD 1933 folgte eine Reihe von Aktionen 1934 und 1935, die die illegalen Apparate aufrollte und nur Einzelpersonen und isolierte kleine Gruppen zurückließ. Dieser Erfolg entsprang im Falle der KPD deren draufgängerischer Taktik mit Massenrekrutierungen und Massenaktivitäten und im Falle der SPD deren schlechten illegalen Sicherheitsmaßnahmen. Trotz einer bescheidenen Zahl von V-Männern gelang es, beide Organisationen zu infiltrieren. Dasselbe galt für die dänische Minderheit südlich und für die deutsche Minderheit nördlich der deutsch-dänischen Grenze – sowie für die dänischen Fremdarbeiter im Raum Schleswig-Holstein. Mit Dänemark als Basis der gegen Deutschland gerichteten illegalen politischen Arbeit wurde die politische Gegnerforschung in weitem Umfang nördlich der Grenze plziert – und mit gleichartigem Erfolg. So gelang es, im illegalen Grenzsekretariat der Sopade in Kopenhagen einen V-Mann einzuschleusen, der 1938 die Kuriere

verraten und so den Verkehr über die Grenze zum Stillstand bringen konnte. Die Gestapo hatte auch in der dänischen Polizei einen V-Mann platziert, der Kiel mit Listen über Emigranten und Spanienkämpfer versorgte, und man hatte einen V-Mann mit direktem Kontakt zur dänischen kommunistischen Partei, der es Berlin ermöglichte, eine Namenskartei über Mitglieder der dänischen KP für möglichen späteren Gebrauch auszuarbeiten! (Hingegen finden sich bei Paul keine Hinweise auf eine offizielle Zusammenarbeit zwischen der dänischen Polizei und der Gestapo, eine Zusammenarbeit, von deren Existenz wir wissen und die in der dänischen Debatte ein ständiger Streitpunkt gewesen ist.) Im Zuge der Okkupation Dänemarks 1940 konnte die Gestapo endlich die deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten im dänischen Exil verfolgen; sie wurden nach Deutschland deportiert. Wir können feststellen, daß die Gestapo spätestens nach 1937/38 die völlige Kontrolle über ihre politischen Gegner erlangt hatte – wohl auch eine Ursache dafür, daß man nun auf dem Feld der rassistischen Generalprävention neue Arbeitsaufgaben suchte. Seiner eigenen These gegenüber treu, hebt Paul mehrmals hervor, daß der Erfolg der Gestapo allein der Schwäche ihrer Gegner zuzuschreiben ist. Aber ein Spruch aus der Welt des Sports besagt: Man ist nie stärker, als der Gegner es zuläßt. Und wie ich die Dokumentation Pauls lese, finde ich, daß sie in die ganz andere Richtung weist!

Pauls Darstellung ist ein fast 200seitiger Dokumentenanhang beigelegt. Es handelt sich um eine Reihe von Quellen, die die Praxis der Gestapo erhellen, den Text unterstützen und auch zu weiterer Forschung inspirieren. „Die Gestapo in Schleswig-Holstein“ ist eine in ihrer Breite und ihrer tiefgehenden Untersuchung wichtige Arbeit, die zentrale Fragen in der Erforschung der Gestapo thematisiert und die die Hitlerdiktatur sowohl örtlich als auch im nationalen Rahmen in Perspektive setzt.

Verfasser: Hans Kirchhoff

Übersetzung aus dem Dänischen: Torsten Lange

MAIER, Dieter: **Arbeitseinsatz und Deportation. Die Mitwirkung der Arbeitsverwaltung bei der nationalsozialistischen Judenverfolgung in den Jahren 1938–1945.** Hrsg. von Wolfgang SCHEFFLER und Gerhard SCHOENBERNER (= Publikationen der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz, Bd. 4). – Berlin: Edition Hentrich 1994. 292 S.

GRUNER, Wolf: **Der Geschlossene Arbeitseinsatz. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938–1943** (= Reihe Dokumente, Texte, Materialien. Hrsg. vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 20). – Berlin: Metropol Verlag 1997. 384 S.

Die Zwangsarbeit von jüdischen Männern und Frauen im Nationalsozialismus wurde und wird häufig mit dem von tödlicher Bedrohung gekennzeichneten Arbeitszwang in den Konzentrationslagern gleichgesetzt. Besonders durch die in der letzten Zeit wieder aufgenommenen Versuche von Überlebenden, eine materielle Entschädigung für ihre Arbeit zu erhalten, von der zahlreiche deutsche Firmen profitierten, wurde dies auch einer nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt. In den beiden hier anzuzeigenden Publikationen wird ein systematisches Arbeitszwangs- und Lagersystem dargestellt, das unabhängig vom System der Konzentrationslager bestand und ungleich diesem bislang von der Forschung kaum beachtet wurde.

Bis zum Novemberpogrom von 1938 war die Phase der Entrechtung und Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus dem sozialen und beruflichen Leben abgeschlossen. Maiers Untersuchung beginnt hier, die Entwicklung des Arbeitszwangs für die jüdische Bevölkerung im Deutschen Reich aufzuzeigen. Er stellt dar, daß die Arbeit der beteiligten Behörden von der Verwaltung der Erwerbslosen bis hin zur Vorbereitung und Teilnahme an den Deportationen reicht.

Die Jüdische Kultusvereinigung muß ab 1938 direkt oder über die Gestapo mit den Arbeitsämtern kooperieren. Am Beispiel dieser Kooperation der jüdischen Gemeinden mit den sie verfolgenden Behörden erläutert Maier, daß sich die Juden in einer Zwangslage befinden, der sie nicht zu entkommen vermögen. Die soziale Lage der jüdischen Bevölkerung ist von der Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben, von Boykottmaßnahmen und Zwangsenteignungen gekennzeichnet. Die Politik der forcierten Auswanderung führt dazu, daß verstärkt Ältere, Frauen sowie Erwerbslose zurückbleiben. Gleichzeitig verschärft sich im Zusammenhang mit den beginnenden

Kriegsvorbereitungen der allgemeine Arbeitskräftemangel.

Maier verweist darauf, daß die Richtlinien für den Arbeitseinsatz der Justizgefangenen im Mai 1938 zum Modell für den Arbeitseinsatz der Juden werden. Darin deuten sich die Grundlagen der Zwangsbeschäftigung der Juden an: unbedingte Trennung von freien (d. h. nichtjüdischen) Arbeitnehmern, Einsatz bei körperlich möglichst anstrengenden Außenarbeiten, eventuell in geschlossenen Arbeitslagern. Ideologisch wird die Zwangsbeschäftigung der Juden mit Argumenten begründet, wonach Nichtjuden für wichtige Arbeiten freizustellen seien, außerdem sollen die Arbeitsbedingungen zu einem weiteren Auswanderungsanreiz führen.

Im Dezember 1938 ergeht der Erlaß zur reichsweiten Einführung der Zwangsbeschäftigung arbeitsloser Juden. Maier macht deutlich, daß es innerhalb der beteiligten NS-Institutionen bereits zu Kontroversen darüber kommt, ob der Zwangseinsatz gegen die Politik der Ausgrenzung und Auswanderung verstoße. Bei der betroffenen jüdischen Bevölkerung hingegen löst dieser Erlaß die Hoffnung aus, daß ihre Arbeitskraft ihr größere Sicherheit verschaffe. Bereits im Februar 1939 kommt es zu einer Besprechung im Reichsinnenministerium über die „Dienstleistung der Juden im Kriegsfall“ (S. 51). An dieser Besprechung, von der keine unmittelbaren Ergebnisse bekannt sind, nehmen Vertreter des Oberkommandos der Wehrmacht, der Sicherheitspolizei, der Ordnungspolizei und der Leitung der Konzentrationslager, aber keine Vertreter der Arbeitsverwaltung teil. Leider bleibt die Nichtbeteiligung der Arbeitsverwaltung, ebenso die Ablehnung der SS, die Leitung dieser Maßnahmen zu übernehmen, vom Autor unkommentiert. Dabei verweist dies doch darauf, daß die Frage des Arbeitseinsatzes der Juden offensichtlich nicht ausschließlich ökonomische, sondern vielmehr sicherheitspolitische Aspekte berührt.

Mit Kriegsbeginn im September 1939 verschärft sich die Beschäftigungslage. Die Arbeitsverwaltung reagiert darauf mit dem Versuch, die jüdische Bevölkerung möglichst lückenlos zu erfassen und sie in von inhumanen Bedingungen geprägter, berufsremder Arbeit zu beschäftigen. Die Zusammenarbeit der Reichsvereinigung der Juden unter Kontrolle des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) mit dem Arbeitsamt wird verstärkt. Gleichzeitig werden Auswanderungsversuche weiter erschwert, u. a. auch durch die restriktive Immigrationspolitik der potentiellen Aufnahmeländer. Maier zeigt auf, wie im Verlauf der Jahre 1940 und

1941 der Arbeitseinsatz der Juden zunehmend rüstungspolitischen Notwendigkeiten unterliegt. In diesem Zusammenhang kommt es zu Maßnahmen, die im Widerspruch zu den rassenpolitischen Vorgaben stehen. Göring kann seine Position, dargelegt im Geheimerlaß vom 18. 2. 1941, wonach rassenpolitische Fragen nach dem siegreichen Ende des Krieges erledigt würden und daher nun kriegsökonomischen Anforderungen Vorrang gegeben werden müsse, jedoch nicht durchsetzen. Der bereits im Detail geplante Einsatz von Juden aus den besetzten polnischen Gebieten, der ganz im Gegensatz zur bisher verfolgten Politik der Vertreibung und Deportation steht, wird nicht umgesetzt. Hier wird die Situationsbedingtheit von Entscheidungen, die die Judenpolitik betreffen, erkennbar. Wenn ökonomische Anforderungen es vorgeben, können Juden ohne weiteres als Arbeitskräfte verwendet werden, auch wenn dies rassenpolitischen Vorgaben diametral entgegensteht. Interessant dabei ist, daß die direkten Profiteure dieser Interessen, wie Maier zeigt, im Gegensatz zu den an der Organisation beteiligten Institutionen wie Arbeitsamt und Bürgermeister, diese Pläne antisemitisch begründet vehement ablehnen. Offensichtlich hat man sich die jüdenfeindliche Ideologie und Politik bereits komplett zu eigen gemacht, so daß auch eine deutlich zweckgebundene Umkehr dieser Politik nicht akzeptiert werden kann. Zur Zeit der Vorbereitungen des Krieges gegen die Sowjetunion, als die Vernichtung der europäischen Juden bereits beschlossen wird, wird noch über ihre arbeits- und sozialrechtliche Diskriminierung verhandelt. So stellt Maier dar, daß es zu Beginn der Deportationen Vorbehalte und Proteste der Betriebe gibt, weil der Abzug der jüdischen Kräfte zu Produktionsbeeinträchtigungen führt. Daraufhin werden von Heydrich Richtlinien erlassen, die regeln, wer nicht deportiert werden soll. Juden im Arbeitseinsatz sind von der Deportation nur ausgenommen, wenn „durch die Evakuierung von in geschlossenem Arbeitseinsatz befindlichen Juden die fristgerechte Durchführung vordringlicher Rüstungsaufträge in Frage gestellt wird“ (S. 144). Damit sind Arbeitsamt und Betriebe selbst für die Selektion zuständig. Wie Maier belegt, sind sie ohne weiteres dafür zu gewinnen. Bei Freigabeverhandlungen zwischen Arbeitsämtern und Gestapo um die Wiederbeschäftigung von zur Deportation vorgesehenen jüdischen Arbeiterinnen und Arbeitern setzt sich die Gestapo mit ihren rigorosen Auflagen über kurz oder lang durch. Vereinfacht wird dies, als in Aussicht gestellt wird, die jüdischen Arbeitskräfte durch russische oder polnische

Arbeiter zu ersetzen. Hier zeigt Maier, daß die Gestapo die entsprechenden Firmen darauf hinweist, Juden auf kriegsunwichtige Positionen umzusetzen. Damit wird eine Richtlinie umgangen, die die Juden zumindest kurzfristig von der Deportation hätte bewahren können. Maiers Beschreibung der konsequenten Durchführung der Deportationen bis zur sog. Fabrikaktion Ende Februar 1943 zeigt, daß die Deportationen der jüdischen Bevölkerung politisch gewollt, ideologisch begründet und gegen ökonomische Notwendigkeiten ohne weiteres durchgesetzt werden können. Wie sehr ökonomische und ideologische Positionen konträr zueinander stehen, zeigt sich am Interesse u. a. der Rüstungsindustrie im Herbst 1942, ausländische Juden zum Einsatz in Rüstungsbetrieben im Deutschen Reich heranzuziehen. Dieses Projekt, an dem auch Himmler Interesse für die SS-eigenen Betriebe bekundet, wird jedoch von Hitler gestoppt. Zu einer Änderung der Position kommt es erst im zweiten Halbjahr des Jahres 1944, als Hitler den Arbeitseinsatz von Juden aus Ungarn im Reich zuläßt. Maiers Kapitel über den Arbeitseinsatz von vorwiegend ungarischen jüdischen Frauen in den Außenlagern wird allerdings den historischen Gegebenheiten nicht gerecht. Anhand der Thematisierung der Situation der „Mischlinge“ und „jüdisch Versippten“ belegt Maier die Eigeninitiative von Ämtern und Wirtschaftsbetrieben bei ihrer Diskriminierung. Sie werden von Betrieben und Arbeitsämtern jüdischen Arbeitnehmern gleichgestellt, obwohl dies den rechtlichen Anordnungen nicht entspricht. Deutlich wird hier, daß „Volksgenossen“, Betriebe und Ämter keineswegs gezwungen werden müssen, sich an Ausgrenzung und Entrechtung zu beteiligen, sondern daß dies offensichtlich auf eigener Entschlußkraft basiert. Meines Erachtens kann daraus nicht nur geschlußfolgert werden, daß die Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung gutgeheißen wird. Hier ist sogar eine vorausseilende Übereinstimmung mit den zukünftigen Bestimmungen gegen Juden zu erkennen. Insgesamt verwundert es, warum Maier darauf verzichtet, zu bewerten, ob sich eine Zivilbehörde wie die Arbeitsverwaltung „freiwillig oder gezwungen, ob im Wissen oder in Unkenntnis der Konsequenzen ihres Handelns“ (S. 8) an der Ausgrenzung, Entwürdigung und Deportation der jüdischen Bevölkerung des deutschen Reiches beteiligt hat. Mit Maiers Hinweis, „daß nicht allen Mitarbeitern jede antijüdische Weisung und Maßnahme – zumindest in ihrer Tragweite – bekannt war“ (S. 240), läßt sich das Verhalten von Mitarbeitern der Arbeits-

verwaltung weder erklären noch entschuldigen. Dennoch gibt Maiers Untersuchung einen guten Überblick über Entwicklungen, Maßnahmen und Kontroversen der Arbeitseinsatzpolitik gegen die jüdische Bevölkerung.

Die den gleichen Zeitraum betreffende Studie von Wolf Gruner unterscheidet sich dadurch von der oben erwähnten, daß sie die auf die Konzeption der Verfolgung zurückwirkenden Kriegsergebnisse und soziopolitische Hintergründe stärker einbezieht. Gruner definiert Zwangsarbeit als charakteristisches Merkmal der Judenverfolgung, obwohl es nicht zu den ursprünglichen Verfolgungsvorhaben gezählt habe, und kann dies in seiner Untersuchung überzeugend begründen. Der Geschlossene Arbeitseinsatz ist also keine taktische Zwischenlösung, sondern zentraler Bestandteil eines nach 1938 entwickelten Verfolgungskonzepts. Gruner belegt, daß das Novemberpogrom von 1938 „ein koordinierter, qualitativer Sprung in der Verfolgungskonzeption“ ist und nicht eine „voluntaristische Tat“ (S. 334). Gruner erläutert, daß der Arbeitszwang als Reaktion der NS-Führung auf die gescheiterte Vertreibung der Juden eingeführt wird. Nicht mit einbezogen in die Konzeption und Realisierung der judenfeindlichen Maßnahmen wird die Verarmung der Juden, die aus diesen Maßnahmen folgt und emigrationsverhindernd wirkt. Die Politik der erzwungenen Emigration führt dazu, dies stellt bereits Maier fest, daß ältere und weniger wohlhabende Juden, in der Mehrheit Frauen, zurückbleiben. Für sie ergibt sich bald das Problem der angemessenen Versorgung. Mit der Weigerung der NS-Behörden, für die Unterstützung der bedürftigen jüdischen Bevölkerung aufzukommen, wird auf Konzepte der Pflicht- und Zwangsarbeit zurückgegriffen, die bereits in der Zeit der Weimarer Republik entwickelt worden waren. Die zentralen Fragen in Gruners Untersuchung betreffen Entscheidungsfindung, Organisation und an der Umsetzung der Maßnahmen beteiligte Institutionen und Behörden ebenso wie strukturelle Probleme und pragmatische Veränderungen der Arbeitseinsatzpolitik. Von besonderer Bedeutung ist auch für Gruner die Einschätzung, daß die Arbeitseinsatzpolitik gegen Juden im Deutschen Reich eine systematische ist. Neben der umfassenden Charakterisierung der Entwicklung des Arbeitseinsatzes der Juden geht er auf die sie beeinflussenden politischen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen ein, da nur auf diese Weise die Rolle der Zwangsarbeit der Juden in Deutschland innerhalb der Rassenpolitik begriffen werden kann.

Gruner gelingt es, die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung im Reich hin zu einer Zwangsgemeinschaft zu erhellen, die sich als Grundvoraussetzung der Deportation erweist. Im Gegensatz zu Maier, der den Bereich der Arbeitslager nur streift, behandelt Gruner detailliert die verschiedenen Lagertypen, die im Verlauf der Entwicklung des Geschlossenen Arbeitseinsatzes entstehen. Zwischen 1939 und 1941 existieren drei verschiedene Formen von Arbeitslagern. Unter der Regie der Arbeitsverwaltung entstehen bis 1941 ca. 38 zeitlich befristete Lager, die in der Hauptsache an Baumaßnahmen gebunden sind. In lokaler Verantwortung geführt, sind die Bedingungen in diesen Lagern von Willkür, Rechtlosigkeit und Diskriminierung geprägt. Weitere fünfzig Lager, die von der Reichsvereinigung organisiert und von der Gestapo kontrolliert werden, haben den Arbeitseinsatz in Land- und Forstwirtschaft zum Ziel. Etliche dieser Lager waren bereits in den zwanziger Jahren als Umschulungslager zur Vorbereitung der Emigration gegründet worden. 1941 gliedert das RSHA diese Lager in den Geschlossenen Arbeitseinsatz ein. Nachdem das Ziel der Vertreibung der deutschen Juden von der NS-Führung längst aufgegeben worden ist, sollen diese Lager in der Hauptsache kostensparend arbeiten. Die Reichsvereinigung verliert jeglichen Einfluß auf die Arbeits- und Lebensbedingungen in den Lagern. Ein dritter Typ von Lagern sind die Arbeits- und Wohnlager, die zwar eine jüdische Lagerleitung haben, aber gänzlich unter der Kontrolle der Gestapo stehen. Hier verbindet die Gestapo die deportationserleichternde Internierung mit der Zwangsarbeit der Juden. Gruner gelingt es, 38 dieser Lager nachzuweisen.¹ „Lebens“- und Arbeitsbedingungen sind von extremer Unterversorgung und dem Zwang zur Arbeit gekennzeichnet und führen zu einer hohen Sterblichkeit, besonders unter den Älteren. Selbstzeugnisse, die diese Arbeits- und Wohnlager betreffen, sind im Gegensatz zu Selbstzeugnissen aus den beiden anderen Lagertypen nicht überliefert, da die Insassen dieser Lager in verschiedene Todeslager deportiert werden. Beeindruckend an Gruners Darstellung ist die Entwicklung der Verfolgungskonzeption in Abhängigkeit vom Verlauf der Kriegsplanungen und der Kriegslage. Klargelegt wird bei Gruner wie auch schon bei Maier, daß sich die Gestapo bei der Durchführung der Deportationen durchsetzt. Gruner gelingt es hingegen eindrucklich, die Interessenkonflikte der beteiligten Institutionen, neben der Gestapo sind dies Arbeitsämter und die Rüstungsinspektionen der Wehrmacht, darzustellen und zu analysie-

ren, wobei er zu dem Schluß kommt, daß die Arbeit in der Rüstungsindustrie nicht, wie gelegentlich behauptet, Juden vor der Deportation geschützt hat.

Gruners Untersuchung überzeugt durch die detaillierte Darstellung der Überlegungen innerhalb der NS-Führung über die Vertreibung und Vernichtung der deutschen, später auch der europäischen Juden, die von Kriegsverlauf, Annexionsplänen und rüstungspolitischen Notwendigkeiten, aber auch von antisemitisch begründeten Umsetzungsplänen geprägt sind. Auf diese Weise wird nachvollziehbar, daß der Begriff Arbeitseinsatz deshalb außerordentlich gut zur Verschleierung von Deportation und Vernichtung geeignet ist, weil der tatsächliche Arbeitseinsatz der Juden von der deutschen nichtjüdischen Gesellschaft breit akzeptiert wird.

Beide Autoren kommen zu dem Schluß, daß der Arbeitseinsatz der Juden systematisch durchgeführt wird. Beide belegen auch den Vorrang von Vertreibung und Vernichtung der Juden vor ökonomisch begründeten Maßnahmen in einer von einer drohenden Kriegsniederlage geprägten Situation. Der Vernichtungsantisemitismus hat letztlich Vorrang vor der ökonomischen Ausbeutung der Juden. Die organisatorische Verflechtung des Arbeitseinsatzes der Juden, der durchaus pragmatische Richtungsänderungen aufweist, mit den Deportationsvorbereitungen, macht dies offensichtlich. Während Maiers Stärke in der Überblicksdarstellung liegt, überzeugt Gruner mit einer konsistenten Analyse.

- 1 *Im Gedenkstättenrundbrief*, hrsg. von der Stiftung *Topographie des Terrors*, Nr. 78 (August 1997), S. 1–17, Nr. 79 (November 1997), S. 1–17, Nr. 80 (Dezember 1997), S. 27–37, und Nr. 81 (Februar 1998), S. 12–20, veröffentlicht Gruner die bisher von ihm nachgewiesenen Lager mit detaillierten Quellenverweisen. Damit möchte er zu weiterer Forschung anregen.

Linde Apel

Staatspartei und Staatssicherheit: zum Verhältnis von SED und MfS. Hrsg. von Siegfried Suckut und Walter Süß (= Analysen und Dokumente. Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der Ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Bd. 8). – Berlin: Ch. Links Verlag 1997. 351 S.

SCHUMANN, Silke, **Parteierziehung in der Geheimpolizei. Zur Rolle der SED im MfS der fünfziger Jahre** (= Analysen und Dokumente. Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der Ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Bd. 9). – Berlin: Ch. Links Verlag 1997. 218 S.

Die Jahrestagung der Abteilung Bildung und Forschung beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes beschäftigte sich im Mai 1996 mit dem Thema „Staatspartei und Staatssicherheit“. Der nun vorliegende, von Siegfried Suckut und Walter Süß herausgegebene Sammelband enthält insgesamt fünfzehn Vorträge, die aus diesem Anlaß gehalten wurden.

Ein Themenschwerpunkt ist, dem Titel des Bandes entsprechend, das Verhältnis zwischen der SED und dem Ministerium für Staatssicherheit. Daneben werden die Strategie der Machtsicherung der SED, der Einfluß der Staatssicherheit auf die Justiz, die Geschichte des Nationalen Verteidigungsrats und der Mythos der ehemaligen Nationalsozialisten in Diensten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) behandelt. Außerdem werden die Reaktionen von SED und MfS auf die Krise und den Zusammenbruch der DDR thematisiert. Diese vor allem auf den Aktenbeständen der SED und der Staatssicherheit basierenden Aufsätze liefern eine Vielzahl interessanter, neuer Detailinformationen über die Strukturen der Staatssicherheit und der SED. Sie werden eingeraht von zwei Beiträgen von Jens Reich und Lutz Niethammer, die die Einstellung der DDR-Bevölkerung zur Staatssicherheit illustrieren. Der Essay von Reich entstand Mitte der achtziger Jahre und stellt somit eher eine Quelle dar.

Roger Engelmann, Silke Schumann und Siegfried Suckut beschäftigen sich in ihren Artikeln eingehend mit dem Verhältnis von SED und Staatssicherheit. Engelmann belegt mit zahlreichen Beispielen den dominierenden Einfluß der sowjetischen Geheimdienste auf die Struktur und die Aktionen der Staatssicherheit bis 1957. Es erscheint ihm sogar möglich, daß es bis zur Ablösung

Wilhelm Zaisers als Leiter des MfS 1953 eine „von sowjetischer Seite befürwortete Abschottung der Staatssicherheit gegenüber der Partei“ gab (S. 54).

In ihrem Tagungsbeitrag zeigt Silke Schumann, wie gering in den fünfziger Jahren die Kompetenzen der Parteiorganisation der SED innerhalb der Staatssicherheit waren.

Siegfried Suckut dokumentiert anschaulich, wie es der Staatssicherheit unter Erich Mielkes Leitung nach dem weitgehenden (aber nicht völligen) Rückzug der sowjetischen „Freunde“ in den sechziger Jahren gelang, ihre Kontrolltätigkeit auf immer weitere Gesellschaftsbereiche auszudehnen. Demnach bewahrte sich die Staatssicherheit gegenüber der SED eine begrenzte Autonomie. Gleichzeitig weist Suckut darauf hin, daß das MfS seine Handlungsspielräume in den sechziger Jahren meist zu einer härteren Gangart im Umgang mit möglichen Staats- oder Parteifeinden nutzte. Alle drei Aufsätze erbringen neue kleinteilige Aspekte des Dreiecksverhältnisses von SED, Staatssicherheit und sowjetischem Geheimdienst.

Leider enthält der Sammelband keine Arbeit, die sich genauer mit dem Verhältnis von SED und MfS in den siebziger und achtziger Jahren befaßt. Lediglich die Aufsätze von Karl Wilhelm Fricke und Clemens Vollnhals zum Bereich der Rechtsprechung liefern hier einige wichtige Einblicke.

Klaus-Dietmar Henke versucht in seinem Beitrag, dem Totalitarismuskonzept Hannah Arendts Anregungen für die Bewertung und historische Einordnung der Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes zu entnehmen. Im Zuge dieses Unterfangens gewichtet Henke jedoch die von Arendt zur Charakterisierung eines totalitären Systems genannten Kriterien recht eigenwillig. So erklärt er von vornherein, daß sich ihre Auffassung, wonach „Terror“ das zentrale Element der totalitären Herrschaft sei, „nicht durchgesetzt“ habe (S. 293). Statt dessen betont er, daß „die Geheimpolizei“ in totalitären Systemen zur Erfüllung ideologischer Vorgaben eingesetzt werde. Auffällig ist, daß Henke immer wieder von „der Geheimpolizei“ spricht und damit sowohl den Staatssicherheitsdienst als auch Gestapo und SS meint. Eine derartige Gleichsetzung dieser in ihrer Vorgehensweise sehr unterschiedlichen Repressionsorgane führt zu einer teilweise undifferenzierten Darstellung. So schreibt Henke, daß sich „die Exekutivorgane“ um alles, „worauf es dem Weltanschauungsträger“ ankomme, „zu kümmern“ hatten. Als Beispiele nennt er u. a. den Schmuggel von Hochtechnologie sowie „Umsiedlungs- und Ausrottungsmaßnahmen“ (S. 300), zwei Handlungen die einen völlig

verschiedenen Charakter besitzen. Zudem gab es „Umsiedlungs- und Ausrottungsmaßnahmen“ nur im Nationalsozialismus.

In ihrer Monographie mit dem Titel „Partei-erziehung in der Geheimpolizei“ untersucht Silke Schumann die SED-Parteigliederung im Ministerium für Staatssicherheit. Laut dem Statut der SED von 1950 mußten in allen Betrieben, Verwaltungen und Institutionen der DDR, in denen mindestens drei SED-Mitglieder arbeiteten, SED-Betriebsparteiorganisationen existieren. Diese Parteigruppen sollten bis in die unteren Ebenen von Betrieben und Verwaltungen die „führende Rolle der Partei der Arbeiterklasse“ durchsetzen und allen Mitarbeitern die politischen Ziele der SED nahebringen. Im Unterschied zu den „gewöhnlichen“ Betrieben und Verwaltungen der DDR gehörten in der Staatssicherheit jedoch nicht zehn oder zwanzig, sondern mehr als neunzig Prozent der hauptamtlichen Mitarbeiter der SED-Parteiorganisation an. Außergewöhnlich war ferner, daß sich der Staatssicherheits-„Betrieb“ das Ziel gesetzt hatte, für den Machterhalt der SED zu sorgen. Schumann geht es nun darum herauszufinden, welche Rolle die Betriebsparteiorganisation unter diesen besonderen Umständen in der Beziehung von SED und MfS spielte. Dem von Schumann untersuchten Zeitraum von 1950 bis 1957 kommt dabei große Bedeutung zu, da sich nach ihrer Meinung bis 1957 im wesentlichen die Strukturen herausbildeten, die die SED-Organisation im MfS bis 1989 prägten.

Anhand der Quellen zeichnet die Autorin die Geschichte des MfS und speziell der SED-Betriebsparteiorganisation in den fünfziger Jahren nach. Dabei wird klar, daß die Betriebsparteiorganisation nie die Funktion einer politischen „Avantgarde“ übernehmen konnte, da ja ohnehin fast alle hauptamtlichen Stasimitarbeiter SED-Mitglieder waren. Auch die Versuche der SED-Führung, die Betriebsparteiorganisation zur Kontrolle der Staatssicherheit zu nutzen, scheiterten mehr oder weniger. Die institutionelle Stellung der betrieblichen SED-Gliederungen war schwach und die Anleitung der Betriebsparteiorganisationen durch eine Abteilung für Sicherheitsfragen des ZK wenig ausgeprägt. Daher vermochten sich die Betriebsparteiorganisationen so gut wie nie gegenüber der dienstlichen Führung des MfS durchzusetzen. Allerdings waren Konflikte zwischen Betriebsparteiorganisation und dienstlicher Führung ohnehin selten, was u. a. daran lag, daß die dienstliche Führung der Staatssicherheit in der Leitung der SED-Gruppe mitarbeitete. Im Zweifelsfall konnte die MfS-Führung unter Verweis auf das Gebot der

„Konspiration und der militärischen Einzelleitung“ (S. 147) verhindern, daß die Betriebsparteiorganisation ihre fachliche Tätigkeit kontrollierte. Dabei nutzte die Leitung der Staatssicherheit bis 1957 die Tatsache aus, daß die sowjetischen „Freunde“ keine völlige Kontrolle der Staatssicherheit durch die SED wollten. Einen gewissen Ersatz für eine institutionell abgesicherte Kontrolle der Staatssicherheit bildeten die „privaten“ Beziehungen der SED-Führung, vor allem Walter Ulbrichts, zur Leitung der Staatssicherheit.

Letztlich blieben der Parteiorganisation der SED im MfS vor allem drei Felder, auf denen sie tätig werden konnte: die Disziplinierung ihrer Mitglieder vor allem im Bereich der Arbeitsmoral, ein begrenztes Mitspracherecht bei der „Kaderarbeit“ und die ideologische Schulung. Letzteres beinhaltete die Weitergabe der jeweils gültigen Parteitaktik und der neusten Auslegungen des Marxismus-Leninismus. In allen drei Bereichen war die Betriebsparteiorganisation jedoch nicht die handlungsleitende Akteurin, sie führte vielmehr Aufträge der SED-Spitze aus oder unterstützte die Leitung des MfS.

Silke Schumann hat in ihrer Arbeit nachgewiesen, daß die Betriebsparteiorganisation der SED für die Kontrolle des MfS eine eher untergeordnete Bedeutung besaß und hauptsächlich zur „Partei-erziehung“ benutzt wurde. Die Arbeit wirft ein Schlaglicht auf die internen Strukturen im MfS und erbringt neue Aufschlüsse in bezug auf das komplexe Verhältnis von SED und Staatssicherheit. – Im Anhang des Buches sind zehn Quellen zur Geschichte der Parteiarbeit im MfS zwischen 1953 und 1956 abgedruckt.

Jochen Lippstreu

SCHÄFFNER, Raimund: **Anarchismus und Literatur in England. Von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg** (= Anglistische Forschungen, Bd. 248). – Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1997. 578 S.

Anarchismus und Literatur berühren sich in England global in drei Perioden. Zunächst gibt es die Epoche der Französischen Revolution und der anschließenden Romantik im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert: es ist die Zeit von William Godwins „Enquiry Concerning Political Justice“ (1793) und der romantischen Dichter Percy Bysshe Shelley, Mary Shelley und William Blake, die in ihren politischen Überlegungen den Anarchismus

in vieler Hinsicht vorwegnehmen und daher insbesondere in der englischen Anarchismusforschung oft als Vorläufer und Vordenker des Anarchismus, wenn nicht als erste englische Anarchisten verbucht werden. Danach folgt eine längere Unterbrechung, bis in den letzten Dekaden des vorigen Jahrhunderts auch in England eine anarchistische Bewegung entsteht und – was vielleicht noch wichtiger ist – die internationale anarchistische Bewegung die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sowohl als radikale politische Alternative als auch als militante Bewegung, deren Repräsentanten nicht davor zurückschrecken, politische Würdenträger sowie Symbole und Institutionen der Herrschaft mit Gewalt, mit Messern, Kugeln und Bomben anzugreifen. Wie anderswo in Europa läßt sich in dieser Zeit eine intensivere Auseinandersetzung mit dem Anarchismus in intellektuellen Kreisen verzeichnen, wobei dem Anarchismus jedenfalls mit Interesse, manchmal auch mit Sympathie, vereinzelt auch mit Zustimmung begegnet wird. Es ist die Zeit von Henry James, Joseph Conrad und C. K. Chesterton, die anarchistische Umtriebe in ihren Büchern „The Princess Casamassima“, „The Secret Agent“ und „The Man Who Was Thursday“ vergegenwärtigen. Es ist auch die Zeit von William Morris, Oscar Wilde, George Bernhard Shaw und Frank Harris, deren Werk eine deutliche Nähe zum Anarchismus indiziert. Schließlich gibt es noch einmal in den Dreißigern und Vierzignern eine Periode, in denen eine neue Generation englischer fortschrittlicher Intellektueller ein deutliches Interesse für den Anarchismus zeigt, wohl nicht zuletzt als Alternative zum autoritären Kommunismus, der jedenfalls in Rußland zunehmend sein stalinistisches Gesicht zeigte. Zu nennen sind hier u. a. Herbert Read, Alex Comfort, Augustus John, Bertrand Russell, Henry Moore, Aldous Huxley, George Orwell und Graham Greene.

Schäffner befaßt sich in seiner voluminösen Studie mit den ersten beiden Perioden. Im Mittelpunkt steht die Frage nach dem politischen Verhältnis der genannten (und weiterer) Schriftsteller zum Anarchismus. So wird untersucht, wie im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert „Menschenbild, Geschichtsauffassung und Kritik an den gesellschaftlichen, politischen sowie wirtschaftlichen Institutionen und Werthaltungen“ (S. 101) im Werk von William Godwin und den englischen Romantikern mit Grundvorstellungen des Anarchismus korrespondieren, hier – wohlverstanden – eines ahistorischen Destillats der Kernsätze der anarchistischen politischen Lehre, denn eine Bewegung gab es bekanntlich erst in der zwei-

ten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch das Werk der Autoren der zweiten Periode wird danach befragt, welches politische Verhältnis zum Anarchismus daraus spricht. Allerdings ist hier nicht nur die Thematisierung von politischen Lehrsätzen, sondern auch die literarische Vergegenwärtigung der anarchistischen Bewegungen gemeint. Neben bekannten, kanonisierten Autoren widmet sich Schäffner außerdem der literarischen Darstellung des Anarchismus in der (reaktionären) Trivalliteratur und in der „eigenen“ Presse der anarchistischen Bewegung. Schäffners Buch kann insgesamt als zusammenfassendes Übersichtswerk gelten, das einer deutschen Leserschaft übergreifend erschließt, was in englischer Sprache bislang nur in Einzeluntersuchungen vorlag, wobei es im Grunde einen Beitrag (und gewiß keinen geringen) zur Wirkungsgeschichte des Anarchismus bildet, denn es informiert insbesondere darüber, in welcher Weise die sich literarisch artikulierende Sparte der englischen Intelligenz (oder eigentlich: der englischsprachigen Intelligenz, denn auch Iren und Schotten sind vertreten) dem Anarchismus begegnete. In dieser Hinsicht ist die Studie auch aus einer sozialhistorischen, an der Geschichte der Arbeiterbewegung interessierten Warte ein wichtiges Buch, das als umfassendes Kompendium ohne Zweifel die Qualität eines Referenzwerkes besitzt, das auch für diejenigen von Bedeutung ist, die sich vornehmlich mit der deutschen anarchistischen Bewegung befassen, insofern auch Autoren besprochen werden, deren Namen man in der anarchistischen Presse der Jahrhundertwende regelmäßig begegnet und deren politische Stellung von Schäffner genauestens erfaßt werden, z. B. Edward Carpenter. Leicht befremdend wirkt hier allerdings die ausführliche Besprechung von John Henry Mackays Roman „Die Anarchisten“, denn obwohl Mackay schottischer Herkunft war, gehörten „Die Anarchisten“ ebensowenig (oder ebensoviel) zur englischen Literatur, wie das *Œuvre* Joseph Conrads zur polnischen Nationalliteratur zählt.

Die Stärke von Schäffners Studie ist zugleich aber ihre Schwäche. Man könnte auch sagen, daß Schäffners Buch sehr kenntnis-, aufschluß- und lehrreich ist, jedoch wenig einfallsreich, insofern er den Gepflogenheiten der (englischen) Anarchismusforschung unkritisch folgt. Das gilt erstens für die Behandlung von Godwin und den Romantikern. Diese Autoren gelten – insbesondere in der englischen Anarchismusforschung – oft als erste Generation britischer Anarchisten, Godwins „Enquiry“ steht sogar im Ruf, der erste Klassiker anarchistischer Theoriebildung zu sein, obwohl –

zumindest aus einer „kontinentalen“ Perspektive – die Theoriebildung des Anarchismus als Anarchismus erst bei Proudhon, Bakunin und Kropotkin anfängt. Nur ein ahistorischer Anarchismusbegriff erlaubt es, Godwin als Anarchisten zu deklarieren. Und hier stellt sich die Frage, ob nicht eigentlich zu untersuchen wäre, wie es dazu gekommen ist, daß Godwin und die anderen posthum zu Anarchisten geworden sind, obwohl sie von „anarchy“ nichts wissen wollten (und sich selbst keineswegs als Anarchisten bezeichneten oder verstanden). Diese Frage, die man gleichermaßen in Deutschland in bezug auf Stirner stellen könnte, drängt sich gerade deshalb auf, weil Schöffner in der zweiten Periode insgesamt aus der Perspektive der anarchistischen Bewegung und Theoriebildung argumentiert und sogar dem Zusammenbruch des organisierten englischen Anarchismus im Jahre 1914 soviel Gewicht beimißt, daß seine Darstellung mit diesem Jahr abrupt abbricht.

Damit ist zugleich eine weitere Konvention in der Anarchismusforschung benannt, die Schöffner übernimmt, die jedoch keineswegs unproblematisch ist: Wenn nämlich „Anarchismus und Literatur“ Forschungsgegenstand ist und der Anarchismus den eigentlichen Ausgangspunkt bildet, konzentriert sich die Darstellung des Verhältnisses zwischen Anarchismus und Literatur (oder eher noch: Literaten) meistens auf die Frage nach dem politischen Standort der betreffenden Autoren und auf die Beschreibung, wie dieser Standort in ihrem Œuvre inhaltlich zum Ausdruck gebracht wird, wobei die Frage nach den politischen Korrespondenzen und Differenzen sich vielfach auf die Kernsätze der anarchistischen politischen Lehre beschränkt oder auch auf die Ermittlung von persönlichen Beziehungen zum organisierten Anarchismus. Damit werden aber lediglich zwei, wenn auch nicht unbedeutende Aspekte des Komplexes „Anarchismus und Literatur“ gestreift. Was oft außen vor bleibt, ist die Frage, ob und, wenn ja, inwiefern die Anarchismusrezeption – pleonastisch formuliert – für das Literarische der Literatur von Bedeutung gewesen ist, ob der Anarchismus auch die Literaturauffassung, Poetik und Ästhetik der betreffenden Autoren beeinflusst hat; anders gesagt: ob die Auseinandersetzung mit dem Anarchismus nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form der untersuchten Werke Spuren hinterlassen hat. Wird diese Frage oft gar nicht gestellt, so wird sie von Schöffner bewußt ausgeklammert, wenn es in der Einführung heißt, „daß die Analyse inhaltlich-thematischer, politisch-ideologischer Aspekte im Vordergrund steht und Fragen der ästhetischen

Gestaltung dahinter zurücktreten“ (S. 3). Diese Entscheidung führt zu der literaturhistorisch nicht gänzlich unbedenklichen Einteilung der englischen literarischen Landschaft in politische Strömungen. Das mag ebenso wie die Ausklammerung der Ästhetik und Poetik aus einer sozial- oder politikgeschichtlichen Perspektive nicht allzu störend wirken, sie bedeutet jedoch, daß letztlich das Werk von Autoren wie z. B. Morris oder Wilde (grundsätzlich aber: aller dargestellten Autoren) auf den Inhalt reduziert wird und die Studie im Grunde dort anhält, wo die Besonderheiten des Komplexes von „Anarchismus und Literatur“ zur Sprache kommen sollten. Jedenfalls bei Morris oder Wilde lassen sich durchaus Bezüge zum Anarchismus in ihren kunst- und literaturpolitischen, ästhetischen und poetologischen Reflexionen ausmachen, die unmittelbar mit demjenigen zusammenhängen, was ihre eigentliche Bedeutung ausmacht: ihre Kunst- und literarische Schreibpraxis. Dieser Lapsus wirkt um so befremdlicher, als Schöffner diese ästhetische und poetologische Dimension durchaus in seinem Kapitel zur Literatur aus der anarchistischen Bewegung eruiert, hier jedoch feststellt, daß auch die englische Bewegung sich in diesem Bereich durch Konventionalismus und Traditionalismus auszeichne. Wäre es hier nicht angebracht gewesen, diese Dimension gerade dort zu untersuchen, wo eine gewisse Innovation durchaus zu verzeichnen ist, z. B. im Werk von Morris oder Wilde?

In diesem Zusammenhang läßt sich außerdem bemängeln, daß Schöffner sich in seiner Analyse inhaltlich-thematischer, politisch-ideologischer Aspekte allzu stark auf die allgemeinen Grundprinzipien des Anarchismus beschränkt, zumindest in der Betrachtung der nichtanarchistischen Literatur. So werden anarchistische Überlegungen zur sog. „freien Liebe“ wohl im Zusammenhang mit der anarchistischen Literatur zum Anarchismus, nicht aber im Hinblick auf nichtanarchistische Literatur zum Anarchismus bzw. im Hinblick auf Autoren mit engeren Beziehungen zum oder einer deutlichen Affinität mit dem Anarchismus berücksichtigt. Befremdend wirkt die Entscheidung, die Thematisierung von Sexualität in Frank Harris' „My Life and Loves“, Oscar Wildes „Salome“ oder im Frühwerk des D. H. Lawrence (der vor dem Ersten Weltkrieg zum engeren Bekanntenkreis des anarchistischen Psychoanalytikers Otto Gross zählte, was von Schöffner insgesamt unberücksichtigt bleibt) nicht mit zeitgenössischen Auseinandersetzungen über Sexualität und Liebe in Zusammenhang zu bringen, bei denen

anarchistische Vorstellungen zur „freien Liebe“ ein fester Bestandteil waren.

Letzten Endes sollte man ein Buch selbstverständlich nicht danach beurteilen, was nicht darin enthalten ist, sondern vielmehr danach, was der Autor geleistet hat. In dieser Hinsicht bleibt abschließend festzuhalten, daß Schöffners Habilitationsschrift eine umfassende wirkungsgeschichtliche Darstellung der Auseinandersetzung mit den Grundprinzipien des Anarchismus in der englischen literarischen Intelligenz des 19. Jahrhunderts und zugleich eine erste Bestandsaufnahme der anarchistischen literarischen Produktion liefert. Die Studie mag nicht in jeder Hinsicht erschöpfend sein, sie bildet indessen eine wichtige Voraussetzung für weitere Untersuchungen des Zusammenhangs von Anarchismus und Literatur in England – und nicht nur dort.

Hubert van den Berg

KÜHNRIch, Heinz, und Franz-Karl HITZE: **Deutsche bei Titos Partisanen 1941–1945. Kriegsschicksale auf dem Balkan in Augenzeugenberichten und Dokumenten.** Vorwort: Hans Grabert. Nachwort: Dejan P. Kreculj. – Schkeuditz: GNN Verlag 1997. 274 S.

Jugoslawien zählt neben der Sowjetunion und Polen zu jenen im Zweiten Weltkrieg von der Wehrmacht besetzten Ländern Europas, in denen die Besatzungsherrschaft der deutschen Faschisten ihre mörderische, auf Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen abzielende Praxis am ungehemmtesten ausübte. Ihr Terrorismus und ihre Grausamkeit waren von Anfang an gewollt. Massenmord an Geiseln und Völkermord an Volksgruppen waren als Funktion der Okkupationspolitik konzipiert und leiteten sich aus deren Zielen ab. Entgegen rechtfertigender Legenden wurden sie nicht erst praktiziert, als sich die überfallenen Völker das ihnen in der „Neuordnung Europas“ zuge dachte Schicksal nicht widerstandslos auferlegen ließen.

Jugoslawien wurde am 6. April 1941 von Nazi-Deutschland überfallen, knapp sieben Wochen vor der Sowjetunion. Das Land hatte für den „Fall Barbarossa“ strategische Bedeutung, die Südflanke sollte gesichert sein. Später wurden seine Verkehrswege für den Nachschub nach Griechenland und Nordafrika unentbehrlich. Jugoslawien verfügte über zahlreiche für die Rüstungsindustrie unentbehrliche Rohstoffe, vor allem Bauxit, Kup-

fer, Antimon, Chrom und Asbest, weiter Blei, Zink, Gold, Magnesit und Glimmer. Die jugoslawische Förderung deckte 54 Prozent des deutschen Chromerzverbrauchs und rund 50 Prozent des Verbrauchs an Antimon und Asbest. Gegenstand des wirtschaftlichen Interesses war die Lieferung von Nahrungsmitteln, das kriegsführende Deutschland deckte die Hälfte seines Bedarfs an Hülsenfrüchten, ein Drittel an Eiern und ein Viertel seines Obstverbrauchs aus dem besetzten Land, besonders aus dem Banat.

Obwohl Jugoslawien bereits nach 11 Tagen am 17. April 1941 kapitulierte, wurde es in ein vier Jahre dauerndes Gemetzel gestürzt, das auch am 8. Mai 1945 noch nicht endete. Das besiegte Land wurde beispiellos zerstückelt: Deutschland selbst annektierte die Untersteiermark und Oberkrain sowie weitere Gebiete, die früher zu Kärnten gehört hatten. Die Bündnispartner Hitlerdeutschlands Italien, Ungarn und Bulgarien wurden an der Beute beteiligt und besetzten größere angrenzende Gebiete, die sie sich alsbald ebenfalls einverleibten. Italien okkupierte Teile von Slowenien, die gesamte dalmatische Küste, Montenegro und Kosova. Letzteres wurde nach der italienischen Kapitulation 1943 von den deutschen Okkupanten dem bisher ebenfalls italienisch besetzten Albanien angeschlossen, womit erstmals alle albanischen Gebiete in einem Nationalstaat vereinigt waren – von der deutschen Besatzungsmacht. Doch die größten und wichtigsten Territorien des besetzten Jugoslawien waren der von Deutschland und Italien gemeinsam gegründete faschistische Marionettenstaat Kroatien sowie das Gebiet des deutschen Militärbefehlshabers in Serbien. In diesen beiden Territorien praktizierten die Okkupanten und ihre einheimischen Helfer die grausamste und opferreichste Vernichtungspolitik.

Okkupationsherrschaft und Widerstandskampf trugen in Jugoslawien eine Reihe besonderer Züge: es gelang den Okkupanten niemals, das gesamte besetzte Land flächendeckend zu beherrschen, sie konnten den bereits im Juli 1941 entfachten Nationalaufstand gegen die Besatzungsherrschaft zwar zurückdrängen, aber nicht mehr unterdrücken. Ende September 1941 kontrollierten die Partisanen (Četnici und Partisanen unter Führung der Kommunistischen Partei) zwei Drittel Serbiens. In den vier Jahren des Krieges gegen die erstarkende und das Land schrittweise befreiende Nationale Befreiungsarmee unter Tito konnten sie jener zwar schwere Niederlagen beibringen, sie aber nicht besiegen. Dafür führte die Wehrmacht mit ihrer Praxis der Sühnequoten – für jeden getöteten

deutschen Soldaten wurden 100 Geiseln erschossen, meist „Kommunisten und Juden“ – einen Vernichtungsfeldzug gegen die gesamte Bevölkerung. In Jugoslawien brauchte die Wehrmacht zur Ausrottung der serbischen Juden weder eine rassistische Begründung noch spezielle SS-Vernichtungskommandos. Das besorgte die dortige Wehrmachtführung selbst, und die eingesetzte SS war ihr strikt untergeordnet. Dafür setzte Hitler stark auf Generale und Offiziere aus dem ehemaligen österreichischen Bundesheer, die schließlich spezielle Balkanerfahrungen mitbrachten. Die Naziokkupanten verstanden es, die nationalen und ethnischen Gegensätze für die eigene Herrschaft effektiv auszunutzen. Ihr Vernichtungskrieg gegen die Völker Jugoslawiens verschmolz mit dem Vernichtungskrieg der kroatischen Ustaschi gegen die Serben und dem Terror der serbischen Četnici gegen die nichtserbischen Völker. Von den Ustaschi über die Verbände der serbischen Kollaborationsregierung Nedić bis zu den Einheiten des Oberbefehlshabers der exilierten königlich-jugoslawischen Armee unter Draha Mihajlović konnten die deutschen Okkupanten zahlreiche sozial, religiös und politisch heterogene Kräfte in die politische und militärische Kollaboration einbeziehen und gegen die Volksbefreiungsarmee einsetzen. Letztere mußte während des ganzen Krieges gegen mindestens zwei Gegner kämpfen, aber sie war die einzige Kraft, die konsequent nationalen und religiösen Chauvinismus bekämpfte, auf die Einheit der Völker des Landes setzte und dem Gemetzel ein Ende machen konnte – für fast ein halbes Jahrhundert.

In dem vierjährigen Krieg der deutschen Faschisten gegen die Völker Jugoslawiens kämpften auf beiden Seiten der Front deutsche Soldaten. Zahlenmäßig verteilten sie sich sehr unterschiedlich: während über eine halbe Million deutscher Soldaten schwerste Verbrechen gegen die Völker Jugoslawiens verübte, kämpften etwa 300 deutsche Antifaschisten in den Reihen der Volksbefreiungsarmee. Ihr Schicksal ist der Hauptgegenstand des Buches, das aber darüber hinaus einen Überblick über den deutschen Überfall, die Ziele und die Praxis der Okkupationspolitik, den Vernichtungskrieg der Wehrmacht gegen die Bevölkerung und die Hauptetappen des Befreiungskrieges bietet. Soweit die deutschen antifaschistischen Kämpfer und ihre Schicksale namentlich bekannt geworden sind, werden sie im einzelnen gewürdigt. Vor allem aber untersuchen die Verfasser die überaus schwierigen Bedingungen, unter denen jene deutschen Antifaschisten einen Weg zu Titos Partisanen bzw. dortselbst eine Aufnahme als Kämpfer fanden. Es han-

delte sich größtenteils um deutsche Überläufer, vor allem aus der Strafdivision 999. Einige stammten aus der dort ansässigen deutschen Bevölkerung, die sich in ihrer übergroßen Mehrheit von den Okkupanten für den Krieg gegen die Bevölkerung des Landes mobilisieren ließ. Der durch die Verbrechen der Wehrmacht, der SS und der „volksdeutschen“ Minderheit entfachte Haß auf alles Deutsche und die breite militärische Kollaboration einheimischer Verbände schufen jenen deutschen Antifaschisten, die mit der Waffe gegen die Okkupanten kämpfen wollten, außerordentlich schwierige Bedingungen des Überlaufens und der Aufnahme.

Das Buch mischt die Darstellung mit Einschüben von Nazibefehlen und -berichten sowie Augenzeugenberichten deutscher Antifaschisten. Das erhöht den dokumentarischen Charakter, aber nicht die Lesbarkeit. Unverständlicherweise wird die grundlegende Dokumentation der deutschen Okkupationspolitik gegenüber Jugoslawien, die Martin Seckendorf 1992 in der Reihe „Europa unterm Hakenkreuz“ vorlegte, nicht einmal in der Literatur erwähnt. Der Band erschien, als erstmals seit 1945 Truppenverbände der Bundesrepublik Deutschland – die sich uneingeschränkt als Rechtsnachfolger des Nazireiches versteht –, in Jugoslawien eingesetzt wurden. Bundeswehrsoldaten dürften der Kenntnis der geschilderten Vorgänge wohl am bedürftigsten sein.

Werner Röhr

ORTMANN, Frank: **Revolutionäre im Exil. Der „Auslandsbund russischer Sozialdemokraten“ zwischen autoritärem Führungsanspruch und politischer Ohnmacht (1888–1903)** (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 39). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1994. 254 S.

Exilerfahrungen spielten in der europäischen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle – vor allem in der russischen Sozialdemokratie. Der „Auslandsbund russischer Sozialdemokraten“ vereinigte zwischen 1888 und 1903 große Teile des sozialistischen Exils in Westeuropa. Er produzierte Literatur, die nach Rußland eingeschmuggelt wurde, und unterstützte die sozialdemokratischen Parteizellen im Zarenreich durch finanzielle Zuwendungen. Innerhalb der Zweiten Internationale wurde er als Repräsentant der Partei anerkannt. Der Historiker Frank Ortmann stellt in seinem Buch die Organisation vor, die sich nicht als

Massenbewegung definierte und im Jahr ihrer Auflösung noch gerade fünfzehn Mitglieder hatte. Für die Geschichte des Auslandsbundes ist es bezeichnend, daß vor allem Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Gruppen im Vordergrund der Studie stehen. Dabei ging es nicht nur um persönliche Eifersüchteleien, sondern vor allem um die Frage, welchen politischen Kurs die russische Sozialdemokratie einschlagen sollte.

Die Frühphase des Auslandsbundes wurde von der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ um den Marxisten Georgij V. Plechanov bestimmt. Er und seine Anhänger konnten sich in der Satzung Vorrechte sichern, die jedoch schon in den 1890er Jahren auf Kritik stießen. Es waren vor allem jüngere Exilanten, die diesen Führungsanspruch in Frage stellten. Sie hatten in Rußland bereits Erfahrungen bei Industriearbeiterstreiks gesammelt und betonten, daß politische und ökonomische Aspekte in der sozialdemokratischen Programmatik miteinander verknüpft werden müßten. 1898 entmachte die Opposition den Kreis um Plechanov. Doch der Altemigrant – auch von seinen Gegnern als Theoretiker geachtet – wollte sich mit dieser Entwicklung nicht abfinden. Als es ihm nicht gelang, einen Machtwechsel herbeizuführen, verließ er im Mai 1900 die Organisation.

In Lenin und der Zeitschrift „Iskra“ erwuchs dem Auslandsbund eine neue Konkurrenz. Lenin lehnte eine Zusammenarbeit mit der Führung ab und warf ihr vor, die Prinzipien des Marxismus verraten zu haben. Zwischen 1901 und 1903 vollzog sich der Niedergang des Auslandsbundes: am 30. Juli 1903 erklärte ihn der II. Parteikongreß der russischen Sozialisten für aufgelöst.

Die Tatsache, daß Lenin die Tätigkeit des Verbandes als revisionistisch abtat, trug wesentlich mit dazu bei, daß vom „Auslandsbund russischer Sozialdemokraten“ in der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft wenig Notiz genommen wurde. Doch auch in Westeuropa, so Ortmann, hätten die Forscher sich kaum mit dieser Exilorganisation auseinandergesetzt.

Ortmann nähert sich dem Thema jedoch nicht nur mit dem herkömmlichen Gegensatzpaar „Revisionismus oder orthodoxer Marxismus“. Auch die Unterscheidung zwischen Alt- und Jungemigranten ist für ihn nur ein bedingt taugliches Hilfsmittel. Der Autor betrachtet „die Geschichte der Sozialdemokraten aus dem Zarenreich vorrangig als spezifisches Entwicklungsproblem der russischen Intelligencija“ (S. 22). Damit spielt er nicht auf die Tatsache an, daß die überwiegende Mehrheit der Auslandsbündler eine Hochschulbildung

besaß, sondern er benennt eine spezifische russische Tradition, die in der Opposition gegen den Zarismus eine große Rolle spielte. In der Auseinandersetzung zwischen Plechanov und Lenin auf der einen Seite und der Führung des Bundes auf der anderen Seite ging es nicht nur um die Ideologie oder die politische Taktik. Zur Diskussion stand auch die Frage, wie die Intelligenz ihre selbstgestellte Aufgabe, dem Volk zu dienen, erfüllen sollte: entweder als Berufsrevolutionäre an der Spitze der Partei – wie Lenin es meinte – oder gemeinsam mit dem Proletariat, beispielsweise in der Fabrikagitation? Die Mehrheit der Auslandsbündler glaubte, es sei ihre Aufgabe, eine Sozialdemokratie innerhalb der Arbeiterschaft zu etablieren.

Ortmann sieht die „grundsätzliche Bedeutung“ der Exilorganisation darin, „nach 1898 nicht nur ein demokratisches Organisationsmodell für die Arbeiterbewegung im Zarenreich konzipiert, sondern erstmals im europäischen Exil auch adäquate Verbandsstrukturen geschaffen zu haben“ (S. 219). Das Scheitern des Bundes führt er auf die Exilsituation zurück: die „bizarre Mikrowelt“ (S. 171), in der die Emigranten lebten, hätte dem demokratischen Projekt des Auslandsbundes wenig Chancen gegeben. Lenins revolutionäre Perspektive erschien dagegen attraktiver: „[...] das inhaltliche Konzept und die programmatischen Zielvorstellungen des Emigrantenverbandes [vermochten] in der Heimat keine dauerhaften Wurzeln zu schlagen“ (S. 216). Diese Feststellung erscheint mir um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß es gerade die „Erfahrungen vor Ort“ waren, die junge Sozialisten in den 1890er Jahren dazu bewogen, sich gegen Plechanov zu stellen. Anscheinend hatten sich in Rußland Veränderungen vollzogen, die in der Abgeschiedenheit des Exils nicht wahrgenommen wurden.

Das Buch von Frank Ortmann vermittelt einen anschaulichen Eindruck von einer Organisation, die wie viele „Verlierer der Geschichte“ in Vergessenheit geriet. Der Verfasser schildert nicht nur die Auseinandersetzungen im Verband; er beschreibt auch das organisatorische Umfeld. Nicht ohne Sympathie steht er den Kontrahenten Plechanovs und Lenins gegenüber. Die Ereignisse in Rußland werden – gemäß dem Anspruch der Untersuchung – vor allem aus der Perspektive des Verbandes geschildert. So gelingt eine einfühlsame Skizze, die die Möglichkeiten und Grenzen des politischen Exils aufzeigt.

Axel Kellmann

Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918. Mit Beiträgen von Christoph CORNELISSEN, Wolfgang KRUSE, Susanne ROUETTE, Bernd ULRICH, Jeffrey VERHEY und Benjamin ZIEMANN. Hrsg. von Wolfgang KRUSE. – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1997. 255 S.

Seit einigen Jahren erlebt die Geschichte des Ersten Weltkrieges einen wahren Boom – nicht nur in der Geschichtswissenschaft und anderen historisch arbeitenden Disziplinen, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit. Nach dem wissenschaftlichen Paradigmenwechsel der sechziger Jahre, den die Fischer-Debatte ausgelöst hatte, finden nun, am Ende des 20. Jahrhunderts, vor allem die kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Aspekte starkes Interesse – die „lange Dauer“, in die sich der Erste Weltkrieg einbettet. Er gilt weithin als Initiation, als „Urkatastrophe“ eines insgesamt katastrophisch verlaufenen „kurzen“ 20. Jahrhunderts. Die mentalen Voraussetzungen und die Folgen der Kriegseignisse für die innere Verfaßtheit der Gesellschaft, für ihre mentale Struktur sind seit den späten achtziger Jahren nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen betroffenen Ländern intensiver untersucht worden, vor allem in Frankreich und in Großbritannien. Mit dem vorliegenden Band wird nun der Versuch gemacht, einen international vergleichenden Überblick über diese neueren Forschungsergebnisse zu liefern. Dies geschieht anhand jener Subthemen, die in diesem Großkontext bislang intensiver erforscht wurden: Faktoren der Kriegsauslösung, Transformationen der nationalen Gesellschaften im Krieg, Veränderungen der Geschlechterverhältnisse, Kriegswahrnehmungen der Frontsoldaten, Aspekte der Massenmobilisierung und schließlich die Differenzierungen innerhalb der jeweiligen sozialistischen Bewegungen. Autoren sind neben dem Herausgeber, der die bei weitem meisten Abschnitte verfaßt hat, eine Reihe weiterer jüngerer Wissenschaftler, die auf deutscher Seite den kulturgeschichtlichen Forschungsschub zum Teil maßgeblich mitbewirkt haben – Christopher Cornelissen, Susanne Rouette, Bernd Ulrich, Jeffrey Verhey, Benjamin Ziemann.

Die Beiträge liefern viele Hinweise darauf, wie stark Kontinuitäten und Brüche zwischen den jeweiligen nationalen Vor- und Nachkriegsgesellschaften ausgeprägt waren. Sie zeigen auch, wie sich die Entwicklungen voneinander unterscheiden, und loten Gemeinsamkeiten aus. So kommen im Ländervergleich eine ganze Reihe von auffälligen Ähnlichkeiten zum Vorschein. Wolfgang Kruse skizziert etwa einige übereinstimmende

mentale Prägungen der Vorkriegsgesellschaft, z. B. die zunehmende Militarisierung der Gesellschaften, den Kult der militärischen Offensive oder – dann schon im Kontext des Kriegsbeginns – die Herausbildung parteiübergreifender nationaler Sammlungsbewegungen. Susanne Rouette zeigt, daß Ute Daniels Befund von den Kontinuitäten der Geschlechterrollen auch auf Großbritannien und Frankreich zu übertragen ist – ganz entgegen dem oberflächlichen Bild eines sozialen Emanzipationsschubes für die Frauen. Gerade die scheinbare Tendenz zur Planierung der Geschlechterdifferenz war es, die allenthalben massive Abwehrstrategien mobilisierte. Starke Parallelen in den nationalen Entwicklungen zeigen sich etwa auch in dem – gleichermaßen tatsächlichen wie vermeintlichen – Anstieg der psychischen Erkrankungen unter den Frontsoldaten – so Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann in ihrem Überblick. Anders als in Frankreich und Großbritannien aber wurden Fahnenflüchtige in Deutschland in den ersten Kriegsjahren milder bestraft, wenn seelische Erkrankungen diagnostiziert wurden – dies eine Folge der früheren Akzeptanz psychoanalytischer Behandlungsverfahren. Erst ab 1916 wurde dies auch in den anderen Ländern mehr und mehr akzeptiert. Jeffrey Verhey skizziert, daß die „Propaganda“ als Instrument zur Mobilisierung im Innern in allen kriegführenden Staaten überaus stark ausgebaut wurde – allerdings, und darin liegt dann eine bemerkenswerte Differenz, besonders stark in Deutschland und den USA. Erstaunlich gleichförmig hingegen waren nun wieder die inhaltlichen Elemente der nach innen gerichteten Kriegspropaganda: auf allen Seiten der Front war man darum bemüht, dem jeweils eigenen Volk Siegeszuversicht zu vermitteln, den Krieg als Verteidigungskrieg darzustellen und durch die Konstruktion nationaler Mythen die Bereitschaft zur Verteidigung eines eigenen Wertesystems gegen die Barbarei der jeweils anderen zu wecken. Dabei fällt auf, daß die deutsche „Kultur“ sich primär in selbstbezogener Abgrenzung zur westlichen „Zivilisation“ definierte, während die westlichen Alliierten ihr Sendungsbewußtsein primär aus ihrem aufgeklärt-universalistischen Selbstverständnis schöpften. Erstaunlich parallel auch, daß – wie wiederum Kruse skizziert – als ein Ergebnis des Krieges nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen Ländern – insbesondere in Großbritannien – Generationsstilisierungen eine starke Suggestivkraft entwickelten. Nach dem Krieg beherrschte der Topos von den „lost generations“ die nationalen Diskurse, die sich von der Welt der „Alten“ abwandten,

um nun nach neuen Sinnstiftungsmodellen Ausschau zu halten.

In anderen Bereichen freilich überwogen die Diskrepanzen zwischen den nationalen Entwicklungslinien. Bemerkenswert etwa der Befund, daß nationalistische Motive unter den Soldaten der verschiedenen Armeen durchaus unterschiedlich stark verbreitet waren. Während die anfängliche nationalistische Euphorie in Deutschland schnell abnahm und auch in der britischen Armee patriotische Motive kaum eine Rolle spielten, so verband sich französischer Nationalismus mit dem schlichten materiellen Motiv, die intervenierenden Deutschen vom heimatlichen Boden wieder zu vertreiben (Ulrich/Ziemann). Und auch in staatspolitischer Hinsicht unterschieden sich die Entwicklungen geradezu fundamental. Alles in allem erwiesen sich die parlamentarischen Systeme des Westens gerade unter den exzeptionellen Bedingungen des Krieges als außerordentlich flexibel und damit stabil, während mit zunehmender Kriegsdauer und -belastung auch das Ende der bürokratisch organisierten und von konkurrierenden Machtzentren chaotisierten monarchistischen Regimes in Rußland und Deutschland nahte. Dies hing, wie Kruse umreißt, letztlich auch mit der politischen Durchschlagkraft des militärisch-industriellen Komplexes in Deutschland zusammen, die hier zu vergleichsweise sehr viel rigideren Folgen führte: zu einem flächendeckenden Zwangssystem der Kriegsarbeit durch das Hilfsdienstgesetz nämlich und zum Zusammenbruch der Versorgung an der „Heimatfront“ durch die eindeutige Priorität der Rüstungsproduktion zu Lasten von Konsumgütern und Lebensmitteln.

Der vorliegende Band ersetzt keine komparatistischen Detailstudien, doch das soll er auch nicht. Er vermittelt vielmehr einen sehr instruktiven und anregenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu diesem vieldiskutierten Thema

und weitet damit den Blick beträchtlich. Ausführliche Anmerkungsapparate und eine Auswahlbibliographie bieten ausreichend Anhaltspunkte für die tiefergehende Beschäftigung mit einzelnen Teilaspekten. Dabei verweist gerade der überaus anregende Ländervergleich darauf, wie unterschiedlich stark die einzelnen Gesellschaften vom Ersten Weltkrieg geprägt wurden, wie stark die jeweilige Verarbeitung von den vorgängigen politischen und mentalen Traditionen abhing. Angesichts dessen spricht vieles dafür, im Ersten Weltkrieg mehr zu sehen als den „Vater aller Dinge“ im Sinne einer „Urkatastrophe“.

Der jetzige Forschungsstand regt dazu an, den Kontinuitätslinien mehr Aufmerksamkeit zu widmen, also die Zäsuren 1914 und 1918 stärker zu relativieren. Dann kämen die gesellschaftlichen Kontinuitäten ebenso wie die dynamisierenden Momente dieses ersten Massenkrieges der Moderne stärker zum Tragen. Dadurch könnten auch die jeweils spezifischen Modernitätswahrnehmungen präziser herausgearbeitet werden, die aus der Weltkriegserfahrung jeweils destilliert wurden und dann die Verhältnisse in der Nachkriegszeit maßgeblich mitbestimmten. In den letzten Jahren ist in einer Reihe neuerer Arbeiten für die deutschen Verhältnisse schon angedeutet worden, wie fruchtbar dies sein kann – Helmut Lethens Interpretationen der Neuen Sachlichkeit etwa, Ulrich Herberts Best-Biographie oder auch Ulrich Bröcklings soeben erschienene Studien über „militärische Gehorsamsproduktion“. Komparatistische Gegenüberstellung und der Blick für die kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Kontinuitäten und Diskontinuitäten könnten nicht zuletzt das spezifische Profil des Deutschen im 20. Jahrhundert schärfer konturieren. Eine Vielzahl von Anhaltspunkten für solch ein Profil liefert der vorliegende Band.

Detlef Siegfried

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

The Return of Looted Collections (1946–1996). An Unfinished Chapter. Proceedings of an International Symposium to Mark the 50th Anniversary of the Return of Dutch Book Collections from Germany in 1946. Amsterdam, 15 and 16 April 1996. – Amsterdam: Stichting beheer IISG 1997. 126 S.

LUST, Jacques, Evert MARÉCHAL, Wouter STEENHAUT und Michel VERMOTE: **Een zoektocht naar archieven. Van NISG naar AMSAB.** – Gent: Archief en Museum van de Socialistische Arbeidersbeweging (AMSAB) 1997. 177, 21 S.

Beide Bücher befassen sich in erster Linie mit dem organisierten Raub von Kulturgütern, insbesondere von Archivbeständen und Bibliothekssammlungen, in Ländern, die während des Zweiten Weltkriegs unter deutscher Besatzung standen – planmäßig durchgeführte Plünderungen, die vor allem auf das Konto des Einsatzstabs Reichsleiter Rosenberg (ERR) und des VII. Amtes des Reichssicherheitshauptamtes, der RSHA-Abteilung für „Weltanschauliche Forschung und Auswertung“, gingen. Daneben werden die mehr oder weniger erfolgreichen Bemühungen beschrieben, verlorene Archive und Sammlungen wiederzufinden und anschließend ihre Heimkehr zu veranlassen. Als problematisch erweist sich die Rückgabepolitik russischer Archive und Bibliotheken, in denen manche verloren geglaubten Teile der deutschen Beute nach dem Ende der Sowjetunion zumindest wieder aufgetaucht sind.

„Een zoektocht naar archieven“ beschreibt detailliert, wie das 1937 nach dem Vorbild des Amsterdamer IISG gegründete belgische Sozialarchiv „Nationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis“ (NISG) von mehreren deutschen Besatzungsbehörden in wenigen Jahren restlos ausgeraubt wurde, welche vergeblichen Bemühungen es nach dem Krieg gab, Archivbestände wieder aufzutreiben, wie das Raubgut inzwischen nach Moskau verschwand und dort erst 1992 wiederentdeckt wurde. Ähnliche, jedoch eher stichwortartige Darstellungen zu niederländischen, aber auch belgischen, französischen und polnisch-litauischen Sammlungen sind in dem Buch „The Return of Looted Collections“ enthalten, das die Beiträge eines Amsterdamer Symposiums vom April 1996 enthält, das anlässlich des 50. Jahrestags der Rückkehr eines Großteils der aus niederländischen Sammlun-

gen gestohlenen Bücher und Archivalien veranstaltet wurde. Diese Sammlungen waren nach der Zerschlagung des Dritten Reichs in Deutschland in der damaligen amerikanischen Zone entdeckt worden. Der Band zeichnet sich durch jene Willkür und Zusammenhanglosigkeit aus, die Tagungsberichte oft kennzeichnen (was selbstverständlich nichts über die Qualität der durchaus informativen Beiträge aussagt). In diesem Zusammenhang betonen die Herausgeber die Beziehung des Amsterdamer Symposiums zu den internationalen Begegnungen in Bremen (1994), New York (1995), Paris und Kiew (1996). Da auch dort die deutschen Plünderungen und die Schwierigkeiten der Rückführung von Kulturgütern Diskussionsgegenstand waren, dürfte sich aus der Gesamtheit dieser Tagungsberichte ein umfassendes Bild ergeben.

Hubert van den Berg

Ethik des Widerstands. Der Kampf des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) gegen den Nationalsozialismus. Hrsg. von Sabine LEMKE-MÜLLER (= Quellen und Texte zum Widerstand der Arbeiterbewegung). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1996, 2., durchgesehene Aufl. 1997. 367 S.

KALBITZER, Hellmut: **Widerstehen und Mitgestalten. Ein Querdenker erinnert sich.** Hrsg. von Christiane RIX unter Mitarbeit von Thomas JOHN. – Hamburg: Die Neue Gesellschaft. Vereinigung für politische Bildung e. V. 1997. 227 S.

Der 1926 entstandene, aus dem Internationalen Jugendbund (IJB) hervorgegangene Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) gehörte zu einer jener kleinen linken Zwischengruppen, die in der Weimarer Republik gegründet wurden und dann mit der nationalsozialistischen Machtübernahme in den Widerstand gingen. Militant sozialistisch, aber betont nichtmarxistisch, reichte seine Geschichte über die Vorgängerorganisationen bis in die Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Geistiger Vater war der Göttinger Philosophieprofessor Leonard Nelson, der, aus der SPD 1926 relegiert, den Bund bis zu seinem frühen Tod 1927 auch führte. Auf Nelsons politischen

Axiomen beruhten die lebensreformerischen und vor allem die politischen Grundsätze. Sie gipfelten in der Vorstellung einer Diktatur der ethisch-intellektuellen Elite. Nelsons Nachfolger, Willi Eichler, führte die Gruppe dann bis zur NS-Machtübernahme, dann aber vor allem auch als Chef der Auslandsarbeit unangefochten im Widerstand gegen den NS-Staat.

Der 1997 bereits in der zweiten Auflage erschienene Sammelband ergänzt die bisher über den ISK vorgelegten Monographien. Von der Editorin des Bandes selbst wurde 1988 eine Teilbiographie Willi Eichlers vorgelegt. Der Sammelband enthält – zum Teil im Wiederabdruck – sowohl zeitgenössische Berichte als auch Erinnerungen ehemaliger ISK-Mitarbeiter. Als zeitgenössische Dokumente wurden zum Beispiel der Tätigkeitsbericht des Nelson-Nachfolgers Willi Eichler von 1942 aufgenommen, ebenso die bekannte ISK-Tarnschrift „Willst Du gesund bleiben?“ mit Anweisungen für die illegale Arbeit und Auszüge aus den sog. „Reinhart-Briefen“, den Inlandsberichten des Kampfbunds. Erinnerungsberichte an ihre aktive Zeit im ISK stammen von Susanne Miller, Erna Blenke, Marta Damkowski, Irmgard Heydorn, Curt Bär, Heinz Scheer, Karl Heiden und Hellmut Kalbitzer.

Eine geradezu ideale Ergänzung bieten dazu Hellmut Kalbitzers autobiographische Aufzeichnungen, die 1997 von Christiane Rix neu herausgegeben wurden. Kalbitzer beschreibt seine Karriere vom jungen ISK-Aktivisten bis zum SPD-Politiker, Bundestags- und Europaparlamentsabgeordneten und bietet damit eine sehr persönliche Sicht in die ISK-Arbeit in den dreißiger Jahren. Er schildert darin nicht nur seine Tätigkeit im Widerstand in Hamburg, die unter anderem Gestapo-verhöre und eine KZ-Einweisung zu Folge hatte, sondern interessanterweise auch seine persönli-

chen Konflikte mit der ISK-Ideologie. Insofern sind die Aufzeichnungen eine in vielen Punkten aussagekräftige Zeitzeugenquelle, die gerade auch den „informellen Aspekt“ der ISK-Jahre in Hamburg anschaulich dem Leser ausbreitet. Ausführlich finden der illegale Zeitschriftenvertrieb, die Verfolgung und Verhaftung durch die Gestapo, die Arbeit während der Kriegsjahre mit ihren Kontakten in „Feindstaaten“ Erwähnung. Bekanntlich gelang es dem ISK 1941 tatsächlich, mit anderen Widerstandsgruppen in London zu einer Kooperation zu kommen: die berühmte „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien“. Nicht nur in diesem Punkt gehen Kalbitzers Aufzeichnungen immer wieder weit über den eigentlichen Gegenstand, nämlich die persönlichen Erfahrungen, hinaus, beschreiben weitere politische Entwicklungen des Dritten Reiches oder der Exilpolitik.

Kalbitzers Autobiographie ist allerdings andererseits auch deswegen für die Widerstandsforschung von Interesse, weil sie gerade nicht beim Jahr 1945 stehenbleibt, sondern auch die Jahre berücksichtigt, als die Aktiven gegen den NS-Staat in das „normale Leben“ und teilweise in die „normale Parteiarbeit“ zurückkehrten. Die ehemaligen ISK-Mitarbeiter waren dabei vergleichsweise erfolgreich. Willi Eichler hatte erheblichen Einfluß auf das Godesberger Programm der SPD 1959. Auch für Hellmut Kalbitzer bedeutete der politische Neubeginn 1945, anders als für manch anderen aus den linken Zwischengruppen aus dem Widerstand, eine erfolgreiche Karriere in der SPD: 1945 Mitgründer der Hamburger SPD, Vorstandsmitglied und wiederholt Abgeordneter der Bürgerschaft, 1949 bis 1964 Bundestagsabgeordneter und 1960 bis 1962 Vizepräsident des Europaparlaments.

Bernd Stöver



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22,
D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-2368, Telefax: 030/838-5057

MITTEILUNG über ein Projekt

über den Stand eines bereits angezeigten Projekts

Titelverzeichnis Nr.

- 1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

- 2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

- 4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

- 5 **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

- 6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung ...	☐	Habilitationsschrift	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	☐
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

- 7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

- 8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber	☐	
Bearbeiter/in	☐			Bitte Bezeichnung und Anschrift
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			Bezeichnung und ggf. Anschrift
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. Zeitraum (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11 ggf. Geographischer Raum (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 Inhaltliche Ziele (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

**Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt**

Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
